KARL HAUSHOFER

JAPAN
BAUT SEIN REICH



1 9 4 1

ZEITGESCHICHTE-VERLAG / BERLIN W 35

KARL HAUSHOFER / JAPAN BAUT SEIN REICH

Vom Verlag

DEN TREUESTEN UNTER MEINEN JAPANISCHEN FREUNDEN

DEN GENERALEN

BARON TAKEO KIKUCHI
RYOSUKE KAMIMURA
BARON HIROSHI OSHIMA

Vorspruch

Dieses Bild der japanischen Geschichte soll keinen anderen Zweck haben, als die Entwicklung, den Werdegang der Reichsidee des Sonnenaufgangslandes von seinen Anfängen bis zum heutigen Stande zu schildern und Abendländern, vorab Deutschen, in seinen geopolitischen Grundzügen begreiflich zu machen.

Denn es ist noch kein Volk etwas Großes und Wirkendes in der Geschichte der Menschheit geworden, das nicht eine Reichsidee, eine Vorstellung auch von den unentbehrlichen Raumgrundlagen und der Eigenart seiner Reichsgeopolitik, seiner Sendung aus Rassen- und Volkswert heraus in der Seele trug. Dabei bedingen sich Raum und Rasse gegenseitig.

Das hat mit dem Schlagwort „Imperialismus" nichts zu tun. Denn „Reich" ist ein Sendungsbegriff von innen her, „Imperium" ursprünglich etwas Äußerliches: Oberbefehl, Kommando, das nur Gehorsam, „Regere imperio populos", nicht Kooperation aus innerster Überzeugung und Volksgemeinschaft voraussetzt. Hat doch aus dieser tiefsten, intellektuell erworbenen Erkenntnis heraus der habsüchtigste Imperialist des 19. Jahrhunderts die Ziele seiner Herrschsucht mit dem Doppelwort: „Imperium et libertas" verkleidet, und damit viele, darunter auch sein eigenes Gastvolk, getäuscht.

Darum findet ein echter Reichsgedanke seine Grenzen von innen her; der äußerliche Imperialismus nur von außen: an fremder Gewalt einer stärkeren Reichsidee oder unbeugsamem Seelenwiderstand echter Freiheit, die von innen, nicht von außen errungen werden muß. Das leuchtete auf in der Abwehr der freien Germanen gegen die Legionen und den Elbgrenzenplan des Augustus und in unzähligen Beispielen seither: in der Sizilianischen Vesper, in Minin und Posharskis Verjagung der Polen aus Moskau, in den Befreiungskriegen Mitteleuropas gegen Napoleon I., im „Risorgimento", im „Kaikoku" der Meijizeit, in der Abschüttelung des Joches von Versailles in Mittel- und Osteuropa.

Japan schrieb ein solches Befreiungsereignis gegen einen Weltimperialismus in seiner Reichsgeschichte einem „Göttersturm" (Kamikaze) zu, der seine Mongolenabwehr unterstützte; solche Befreiungen gehören zu den göttlichsten, heiligsten Erlebnissen aller Völker, die ihr Schicksal zu großen Sendungen schmiedet. Es ist eine der wesentlichsten Vorbedingungen zwischenvölkischen Verstehens, daß Völker untereinander den Auftrieb ihrer wahren Sendung, ihrer Reichsidee, von bloß imperialistischen Eroberungszielen unterscheiden lernen. Dazu soll diese Arbeit für Deutsche und Japaner beitragen, auch wenn „Räuber des Meeres und der Steppe" sie beide „aggressor" schelten, weil sie ihre Reiche nicht widerstandslos von ihnen berauben lassen.

Erster Teil

Japans Ringen um die Reichswerdung in seiner Frühzeit

I

朝日

Asahi

Morgensonne
Die Reichsanfänge und ihr Sinn

Japan ist, als Reich betrachtet, das eigenartigste und in seiner ganzen Entwicklung am wenigsten von außen her gestörte Land der Menschheit: So bewährt es sich in den zweieinhalb Jahrtausenden, in denen wir seine Geschichte als Reich kennen, und den vielen Jahrhunderten, die seiner Aufbau- und Rassengeschichte vorhergehen, Frühzeiten, deren einzelne Züge langsam durch fremdes Zeugnis, den forschenden Spaten und die Verknüpfung seiner Funde durch den Denker enthüllt werden.

So zeigt es ein völlig vereinzeltes Reichsbildungsexperiment in seinem Raum bei einem bis jetzt nahezu vollkommenen Ablauf von Kristallgestaltung oder Zellenstaatsbildung oder Übergang vom einen zum andern.

Das allein müßte diesen staatsbiologischen Vorgang denkwürdig für alle anderen Reiche machen, die mit so viel größeren äußeren Schwierigkeiten nach dem uralten hellenischen Leitwort: „Werde, der du bist!" um das gleiche Ziel rangen — als Lebensraum, als Rasse, als Reich, als Gesellschaft, als Staat, — der genau so die Pflicht hat, die ihm gemäße Wuchshöhe zu erreichen und dafür alle Kräfte einzusetzen, wie der Einzelne.

Zunächst gilt es zu beweisen, was wir als ersten Grundzug behauptet haben: die unvergleichliche Eigengesetzlichkeit, die dieser Reichswuchs sich bewahrt hat, obwohl oder trotzdem er mehr als einmal sein Kulturgewand, z. B. von 600 bis 652 und von 1854 bis 1912 gewechselt hat, ohne dabei bis jetzt an seiner Seele unheilbaren Schaden zu nehmen, wie fast jeder, der die Welt in fremder Tarnung zu gewinnen versucht.

Niemals ist einer der Zellkerne des Japanischen Reiches von einem äußeren Feinde siegreich betreten worden: der heilige Berg Takachiho; oder Naniwa, die Stadt der schnellen Wellen, das heutige Osaka im innersten Winkel der reichsbildenden Inlandsee; der Kessel von Nara oder die Bucht von Ise oder das heilige Kyoto, das „japanische Rom" mit seinen tausend Tempeln in der Schutzlage des Ahnenlandes Kamigata, und vor ihm die Tempelstadt Nara mit den zahmen Hirschen in freier Parkwildbahn; oder Kamakura, über dem der eherne Buddha thront und in den Pazifischen Ozean hinausträumt; oder das ehedem so lagenstarke wehrhafte, heute menschenwimmelnde Tokyo mit seinem dreifachen Schutzgürtel meerwärts.

Seit das alles besteht, ist der Fuß der Gallier, Goten, Vandalen, Langobarden, Normannen, Schwaben, Spanier, Franzosen über das Kapitol der ewigen Stadt des Abendlandes hinweggegangen; warfen Brennus, Alarich, Geiserich, Theoderich, Totila, Karl der Franke, Guiscard der Normanne, Karl Bourbon, der Spanier Gonsalvo, der Korse Napoleon ihre Schwerter in die Waage der Gerechtigkeit gegen Rom; sie brachen Entwicklungslinien des heute wieder erstandenen Impero und veränderten von außen her die Züge der ebenfalls mehr als zweieinhalb Jahrtausende alten ewigen Stadt. Auch sie trug lange Zeit eine seltsame geistlich-weltliche Doppelherrschaft in sich, der man die nur äußerlich ähnliche japanische irrig verglichen hat.

Paris durchklirrten die Waffen des Labienus, der Cäsaren, der Franken, der Normannen, der Verbündeten ganz Europas; alle zogen Spuren in sein Antlitz, wenn auch sein Wappenschiff darüber zwar heftig schwankte, aber nicht versank. („Fluctuat nec mergitur" ist der Wappenspruch des Stadtwappens von Paris, eines Schiffes auf bewegten Wogen.)

Die Hauptstädte der Deutschen Reiche lagen in weitem Umkreis von Aachen über Rhein und Donau bis an die Spree, und der leidvolle Weg von unseren ersten Reichen bis zum Dritten Großdeutschen Reich zeigt überall fremde Spuren in Deutschlands Herz, deren Gedächtnis uns wohl ein: „Nie wieder!" auf die Lippen pressen sollte, ohne die Spuren in der Erinnerung verlöschen zu können.

London hat, seit es besteht, von Römern, Angeln, Sachsen, Dänen, Normannen Fremdzüge aufgeprägt erhalten; von Großmächten vergangener Tage haben Madrid, Amsterdam und Stockholm Fremdgewalt in schicksalsschweren Stunden ertragen müssen; Moskau wurde von Mongolen und Tataren verbrannt, von Polen, von Napoleon erobert, von fremdem Kulturfirnis überkleistert, der nach seiner Herkunft bald deutsch, bald französisch, bald marxistisch war, und enthielt ein „Kitaigorod", ein Fernostviertel. Konstantinopel ist trotz unvergänglicher Lagengunst geradezu ein Beispiel wild schwankender Stadtgeschichte und heute eine entthronte Königin, wie die Großmachtkerne Vorderasiens oder Indiens. Washington, so jung es noch ist, wurde schon von Briten verbrannt und steht heute unter der Herrschaft der Diaspora von Wallstreet, von anderer Fremdherrschaft zu schweigen.

Chinas alte und neue Hauptstädte wurden von den Wildströmen der Hochsteppe aus Tibet, aus der Mandschurei, aus der Mongolei bezwungen und veränderten vielfach ihre Lage.

Im Süden der Neuen Welt hat wohl Mexiko-City annähernd die Lage des alten Tenochtitlan gehalten; aber wir brauchen nicht zu schildern, wie sehr die Schwerpunkte der mittelamerikanischen Kultur gewechselt haben und Kleid und Seele veränderten. Für das einstige Quichuagebiet glitt die Hauptstadtlage vom Titikakasee über Cuzko nach Lima, von 3500 m Meereshöhe auf 150 m in Meeresnähe. Buenos Aires, Rio und Santiago, gar die seltsam rationalistisch ausgewählte Hauptstadt Canberra des zwischen Sidney und Melbourne seinen Schwerpunkt wechselnden leeren Australien sind noch viel zu jung, als daß ihre Lebensspannen schon für Reichsbauerfahrungen der Menschheit gewertet werden könnten.

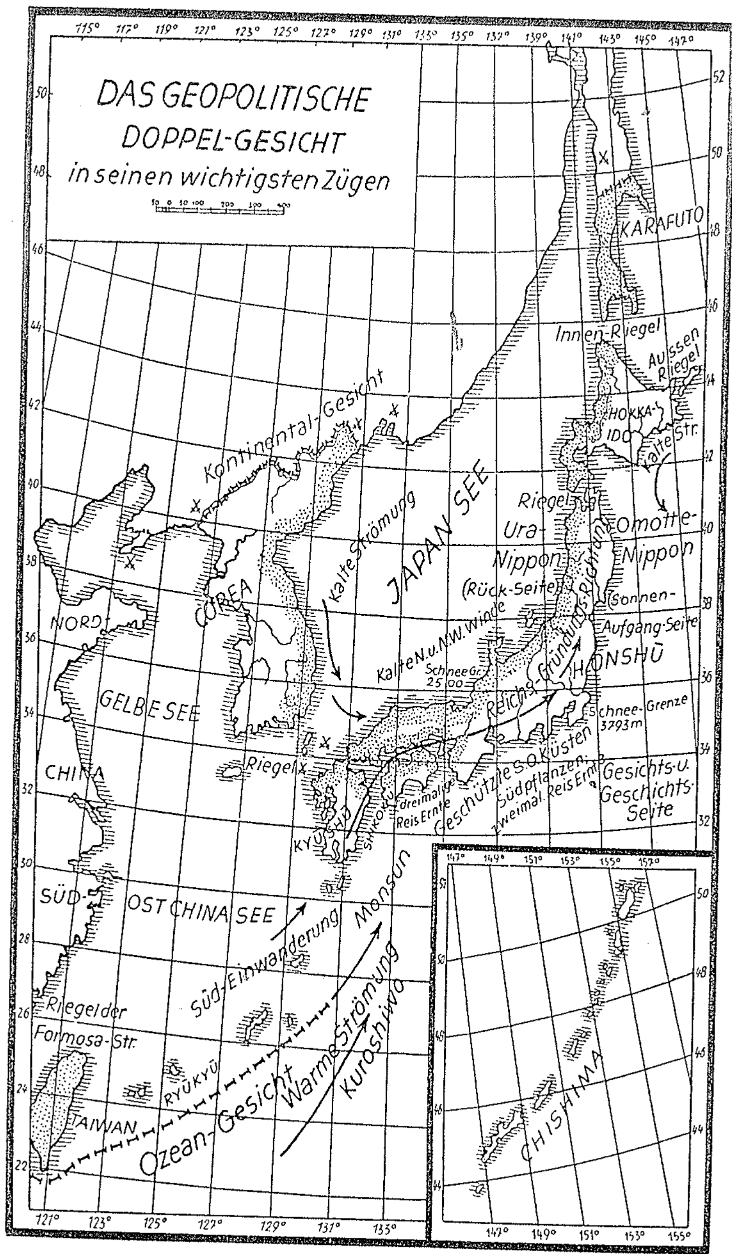
So beweist uns ein flüchtiges Drehen der Erdkugel mit einem Blick auf ihre Strahlungspunkte die Einzigartigkeit des Gegenstandes unserer Betrachtung. Es scheint uns, daß sie wissenschaftlich besser von außen her als von einem Japaner durchgeführt werden kann; schon deshalb, weil der Japaner mit strengen Fesseln an einen noch sehr lebendigen Staatsmythos, eine Reichslegende, gebunden ist, die ihn zwingt, den 11. Februar 660 v. d. Ztwde. als Reichsgründungstag in Ehren zu halten und die Reihe der Kaiser-Ahnenhohenpriester, die seit dem sagenhaften Reichsgründer Jimmu Tenno auf dem Throne saßen, als etwas chronologisch Unveränderliches zu betrachten. In dieser unantastbaren Reihe hat der 124. Vertreter heute der Ära Shôwa, des leuchtenden Friedens, ihren Namen gegeben, obwohl es die Menschheit im Jahre 1940 nicht leicht hat, den Silberstreif des leuchtenden Friedens am blutroten, brandgewölkverdunkelten Sehkreis auch von der gelben Erde aus zu erkennen.

Gewiß aber ist, daß Japan auch in diesem düstern Horizont als ein Reich von seltener Eigenständigkeit und freier Schicksalswahl erscheint; es ist schon deshalb selbst mit besonderen Verantwortungen belastet und für uns, als die am meisten mit einer Erblast solcher Verantwortungen Ringenden in Europa, ein besonders lehrreicher und erkennenswerter Forschungsgegenstand.

Freilich können wir uns eine Vorbedingung für das leichtere Tragen solcher Verantwortung nicht verschaffen, die Japan in seinem Raum, seinem Boden besitzt: die unvergleichliche Lagengunst, die Voraussetzung einer doppelzelligen Reichsbildung um ein abgeschlossenes und doch vom größten Ozean durchpulstes Binnenmeer und ein geschütztes Hochlandbecken; ohne mächtige Nachbarn der ideale Mischkessel für ein Reich aus verschiedensten Rassenströmen mit ungestörter Einschmelzungsmöglichkeit.

Damit stehen wir vor der ersten Erscheinungsreihe, mit der jede Betrachtung der japanischen Reichsgeschichte als Lehrbeispiel für andere, schwierigere Reichsbildungen der Menschheit zu beginnen hat: vor der Prüfung des langgestreckten Inselbogens als Schauplatz einer ersten Reichsbildung aus Stammwanderungen und Stammkernen. Die Bruchlinie einer Völkerwanderung fehlt ihm; hingegen wurde ihm, in seiner Frühgeschichte schon, gewissermaßen in seinen Genen, von der Volkwerdung die Überschneidung kontinentaler und ozeanischer Sehnsucht, also ein Zerrungsmoment, in die Wiege gelegt. Es durchzieht sein Reichsleben bis heute und wird niemals aus ihm verschwinden, muß somit als geopolitisches Dauermotiv gewertet werden.

Diese Auffassung scheint zunächst im Gegensatz zu der rein ozeanischen Bestimmung eines Inselreiches zu stehen, das in seiner Randlage zum Festland wohl Großbritannien ähnlich ist, aber, weiter nach den Tropen herabgestreckt und mit seinen westpazifischen Inselgirlanden in eine erdumspannende morphologische Großerscheinung zusammengefaßt, ursprünglich rein meerbestimmt und festlandabgewandt war. Englands Kulturseite war hingegen dem Festland zugewendet, und das britische Mutterland hat niemals eine innere seelische Einheit der um den Georgskanal gelagerten Inseln erreicht. „Eire" ist geistig und seelisch nicht zu einer Einheit mit Großbritannien zusammengeschmolzen, die sich derjenigen Japans vergleichen ließe.



Nr. 1 Japans geopolitisches Doppelgesicht

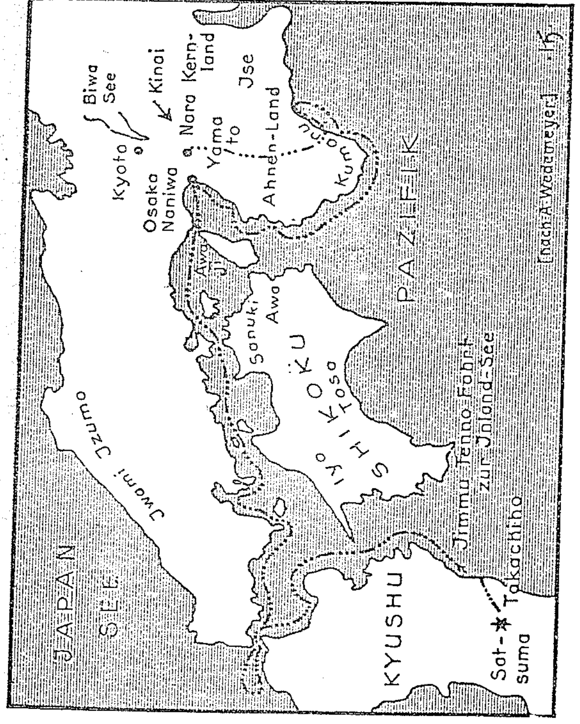
Die geistige Einheit hat Japan als kostbare Mitgift seiner Frühgeschichte und Inlandsee-Formkraft mitbekommen, indem sich die Kulturseite der drei südlichen Hauptinseln zunächst gegen die Inlandsee öffnete und die abseitigen Landschaften mit einbezog; erst später begann sich die dem Festland abgewandte Kulturseite, Vorderseite des Gesamtinselbogens, gegen den damals menschlich gefahrlosen weiten Großen Ozean zu entwickeln. Bis zu der dieses Randmeer umspannenden Reichsbildung um die Japansee, die 1905 am Ende der Meijiperiode einsetzt, hat deren Ufer als Rückseite des Reiches, als Ura-Nihon, fast als Verbannungsort gegolten; so fiel überhaupt früher aus der japanischen Kulturgeschichte gewissermaßen heraus, wer seinen Platz um die Inlandsee oder doch mindestens in dem Raum zwischen ihr und der Fossa Magna, dem großen Grabenbruch der Fujispalte, und der Fruchtebene des Kwanto mit dem Fuji-San dahinter nicht behaupten konnte.

Wie stellt sich landeskundlich, aber in geopolitischer Betrachtungsweise, das Reichsgründungsgebiet als Bühne werdender Reichsgeschichte dar?

Zunächst erinnert dynamisch der Reichsgründungsvorgang stark an den biologischen Vorgang der Befruchtung der Eizelle durch die Samenzelle. Der Reichsgründungsschauplatz des Frühreiches liegt um die Inlandsee aufnahmebereit und dort wird zunächst geschützt der erste Reichskern erwachsen; die Anregung dazu, die Befruchtung, erfolgt vom äußeren Umkreis des späteren Inselreiches aus, von einer Frühkulturzelle des Klans der Sonnengöttin Amaterasu am Berge Takachiho im südlichen Kyushu, von wo aus der kühne Führer einer Segelbrüderschaft nach heute nachprüfbaren Spuren die Inlandsee entlang fährt, über sie hinaus zuerst in westlicher, dann in östlicher Richtung vorstößt, als ob er das künftige Kerngebiet abtasten wolle, um dann an der günstigsten Stelle zu einer Kernbildung anzusetzen.

Überschauen wir den ganzen japanischen Inselbogen, und diesen wieder in der Großbildung der ostasiatischen Zerrungsbögen, so können wir geopolitisch auch heute keine günstigere Stelle zu einem solchen Reichsbildungsansatz finden; er ist mit seltener Instinktsicherheit ausgewählt. Die Führung sucht sich eine Nest- und Schutzlage aus, an der Stelle, wo sich das größte Meer der Erde ihrem größten Festland mit einer amphibischen Zwischenerscheinung, eben diesem Inselbogenkranz, gerade so weit nähert, daß auf vier Großinseln und einigen kleineren Raum genug zu einer späteren Großmachtbildung ist. Diese hat dann die Wahl zwischen einem mehr ozeanischen und einem mehr kontinentalen Wachstum, entweder über die anderen Inselbögen hinweg in die Südsee-Inselwolken hinein, oder über die Landbrücke von Korea hinweg in strombestimmte und zuletzt von Steppen begrenzte Räume.

Alle diese Möglichkeiten sind im Laufe der japanischen Reichsgeschichte in einzelnen Anläufen ausprobiert worden. Dann zog sich das Reich wieder vor instinktiv gefühlten Widerständen auf sich selbst zurück, stieß, von feinem Ferngefühl geleitet, wieder tastend vor. Es verhielt sich ähnlich wie ein Strandgeschöpf, das, doppellebig (amphibisch) zwischen Hochsee und Hochland, an sturmumtoster Steilküste zunächst seinen Lebensraum auskundschaften und sich



Nr. 2 Jimmu Tennos Reichsgründungsfahrt (nach A. Wedemeyer)

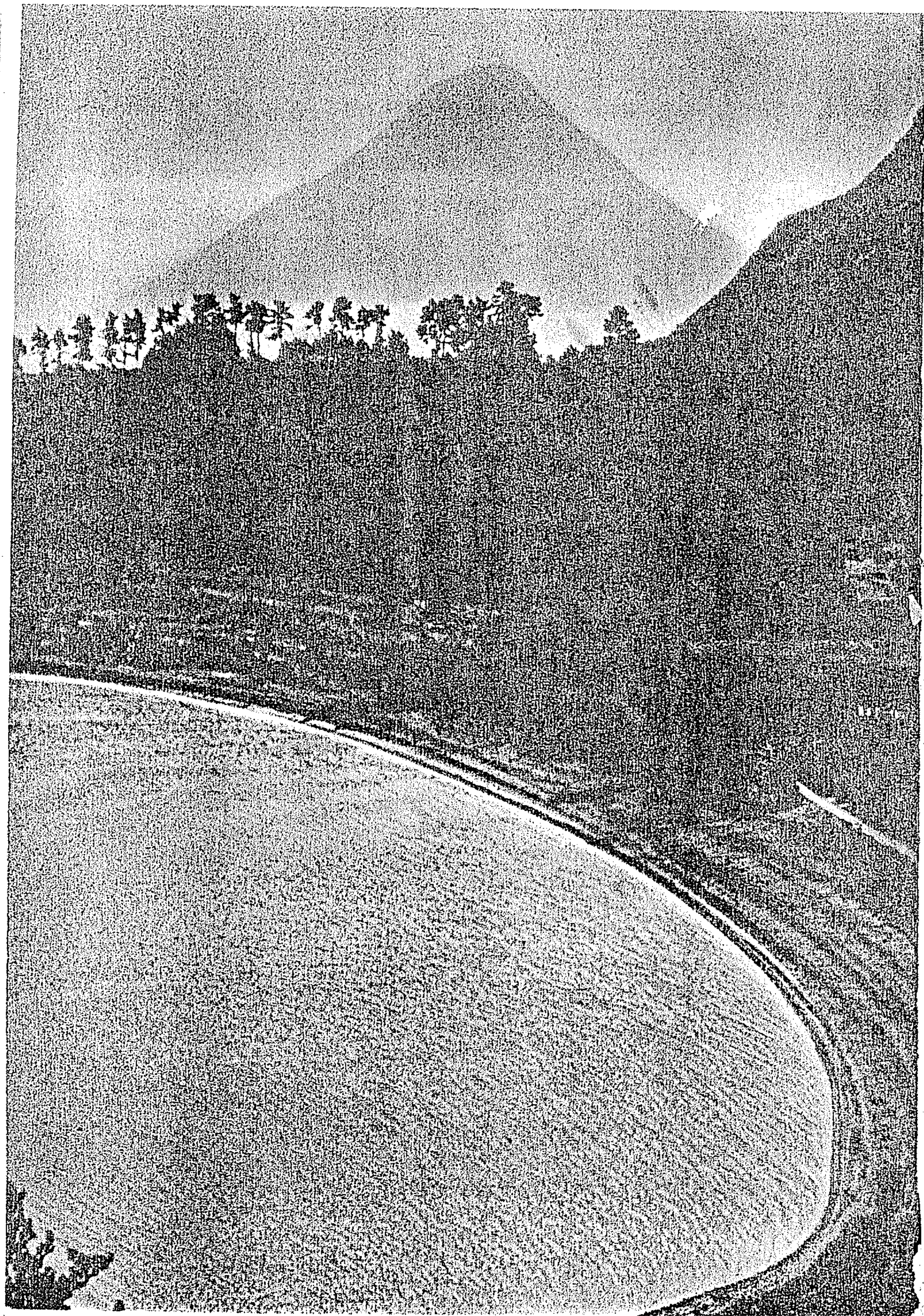
ihm anpassen muß. So und nicht anders mutet die japanische Reichsgeschichte in ihren Frühzeiten, aber auch noch später an.

Es gehört zu den Schwierigkeiten, die einer umfassenden Darstellung dieser Reichsgeschichte als Lehrbeispiel entgegenstehen, daß, wer es versucht, zugleich in Natur- und Geisteswelt zu Hause sein muß. Er sollte über ausreichende naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügen, um dem starken Einfluß des Bodenbaues, der typisch japanischen Formenwelt (Morphologie), der Erdbeben und des Vulkanismus ebenso gerecht zu werden wie der Bedeutung des nordwärts abgestuften Monsunübergangsklimas mit seinem Rhythmus und den katastrophalen Unterbrechungen durch Drehstürme, und schließlich den Auswirkungen der Gewalttaten des sonst wohltätigen Meeres (Flutwellen).

Er sollte Pflanzengeograph sein, allein schon um nachweisen zu können, daß die jetzigen Hauptnutzpflanzen der japanischen Rasse: Reis, Bambus, Tee, auch ihre beiden religionsgeographischen Begleitpflanzen: Sakaki für die Shintolehre, Lotos und Ficus religiosa für den Buddhismus, alle Einwanderer von Süden sind. Denn die Flora Japans war ursprünglich viel nordischer als heute, mit der Matsukiefer, die im japanischen Kultur- und Kunstleben die deutsche Eiche vertritt, als Hauptzeugen ihrer mehr nordischen, wetterharten Vergangenheit.

Die Rassenkunde stellt dem Rassenforscher Aufgaben schwierigster Natur, bei denen sich der Archäolog von den Schriften des Historikers nicht trennen kann. Der Geisteswissenschaft aber bürdet das Fortleben der ursprünglichen japanischen Sprache unter der chinesischen, zu Anfang des siebenten Jahrhunderts übernommenen Kultur- und Schriftdecke wie auch das Weiterwirken starker religionsphilosophischer Einflüsse aus Indien und anderer aus der Südsee eine

Götterberg Takachiho in Süd-Kyushu
Nach dem Reichsmythos Sitz der göttlichen Ahnen



Aus der Umwelt der Heimatlandschaft des Klans der Sonnengöttin:
Der See Ikeda mit dem Gipfel des Kaimon

raumpolitisch weit ausgreifende Verantwortung auf. Ein Vorteil dabei ist für den deutschen Forscher, daß sich in der deutschen und japanischen Kultur- und Reichsentwicklung, auch im Ritterschafts-, Feudal- und Herrschaftsgedanken, offenbar gesetzmäßig gewachsene Gleichläufigkeiten ohne jede räumliche Berührung oder Übertragung erkennen lassen. Sie drücken sich sogar in Stilentwicklungen aus, was ich in drei Göschenbändchen über Japan im einzelnen zu belegen versucht habe und was sich auch in dieser Reichsgeschichte nicht verleugnen läßt. Darauf beruht auch die Verständigungsmöglichkeit zwischen dem Dritten Großdeutschen Reich und Jung-Japan, das durch seinen „Kôdô" und die Aikokubewegung ähnlichen inneren Erneuerungen zustrebt.

Ungefähr zur gleichen Frühzeit werden die Anfänge des Deutschen und des Japanischen Reiches von ihrer Umwelt, hier von der antiken, dort von der chinesischen und koreanischen aus erkannt und beschrieben. Beide entstehen aus kühnen Stammwanderungen. Ungefähr zur gleichen Zeit wird ihre Frühkultur von einer ortsfremden Weltreligion und einer außenbürtigen Staatskultur trotz lebensvoller Eigenständigkeit ihrer Geschlechterstaaten überrannt; in Romanik und Heiankultur zeitigt sie eine edle und herbe Frühblüte, die aber nicht genügend volkstief verwurzelt ist, um nicht von einer nationalen Reaktion der Grenzmarkenkämpfer umgeformt und nationalisiert zu werden. Auf diesem Boden erwachsen in Deutschland die strengen Plastiken der Gotik, in Japan die Bildschnitzereien von Unkei in Kamakura und der große Buddha. Zur gleichen Zeit entsteht ein Feudalbau und ein Ritterkodex, der erst der Mitte des 19. Jahrhunderts weichen wird. In einer Art von Renaissance gewinnt die nur zurückgedrängte Fremdkultur nach einem Interregnum, aus dem aber nationale Weistümer sprießen, wieder Boden.

Ritter wie Franz von Sickingen hier, Ota Nobunaga dort versuchen mit verschiedenem Glück alte Kaiserrechte wiederherzustellen, die unentwegt von Trägern der nationalen Romantik hochgehalten werden (Walther von der Vogelweide; Hutten; das Jinnoshotoki des Chikafusa Kitabatake). Dann scheiden sich die Wege des Glücks. Ein Anlauf zu einem Reich, in dem die Sonne nicht unterging, expansiv gescheitert, bringt das Erste Reich der Deutschen zu Fall, aus dessen Trümmern Feudalherren im deutschen Osten neue Staatskerne bilden, während in Japan Tokugawa Jyeyasu — ein Feudalherr ähnlichen Zuschnitts wie der Große Kurfürst — das ganze Reich auf den Schultern eines typischen Condottiere von Wallensteins Art, des Taiko Hideyoshi, wieder eint und abschließt. Zu dieser seltsamen Instinkthandlung kennt die deutsche Geschichte freilich kein Gegenstück, obwohl sie in Barock, Rokoko und Klassik ganz ähnliche Stilwandlungen durchläuft, wie Japan mit Momoyama-, Yedokultur und Shintoerneuerung. In der romantischen Bewegung erneuern sich von 1848 bis 1871 in Deutschland, von 1853 bis 1869 in Japan beide Reiche, das deutsche Zweite bringt es freilich nur zu einem Anlauf, das Japanische der Meiji-Ära zu völligem Zusammenschluß und Aufgehen des Feudalgedankens, des Wehradels darin. Damit stehen wir an der Schwelle unserer Tage.

II

天照大神及素戔尾尊

Amaterasu und Susanoo

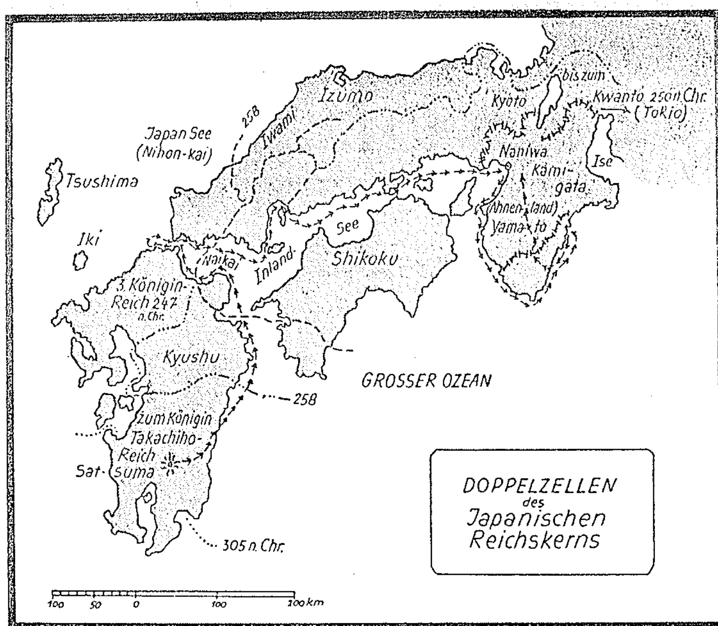
Sonnenahnfrau und Sturmgott
Die von Anfang an südlich-meerbestimmte und nordisch-festlandbürtige
Doppelzelligkeit Japans

Ein tiefer Sinn für das weltpolitische Weiterstreben in der Bildung des Japanischen Reiches liegt in seiner Schöpfungssage. Sie berichtet von einem Götterpaar, das auf der Regenbogenbrücke über dem Meer steht; aus Tropfen, die von der Spitze seiner Lanze herabfallen, bilden sich die ersten Inseln, zuerst Awaji, an der heute noch seestrategisch wichtigsten Stelle der Inlandsee. Diese Insel erstreckt sich zwischen zwei Meerengen gegenüber dem Strand, wo der sagenhafte Reichsgründer Jimmu Tenno von seiner Meerfahrt an Land stieg — der Reichslegende nach an jenem 2. Februar des Jahres 660 v. d. Ztwde. —, wo heute das zweitwichtigste Menschenballungsgebiet des ganzen Reiches liegt, mit dem stärksten Gegenspiel von Kultur und Wirtschaft in der zusammenwirkenden Großstadtgruppe Osaka—Kyoto—Hyogo—Kobe, die im wesentlichen zwei Jahrtausende Schwerpunkt des Reiches war; zuerst Kerngebiet weniger Hunderttausende, dann nach dem ersten Jahrtausend von 6 bis 8 Millionen, nach dem zweiten in raschem Aufstieg von etwa 30 Millionen bis zu den über 100 von heute, bei gestaltendem Einfluß auf weitere 200 bis 300 Millionen der Nachbarländer.

Das bedeutet ein harmonischeres Wachstum, als es viele andere Lebensformen in ihren Lebensräumen aufzuweisen haben; und deshalb ist eine kartenmäßige Überschau dieses Wachstumsvorgangs eine erste Notwendigkeit, um sich von der Folgerichtigkeit seines Aufbaues auf geographischen Grundlinien zu überzeugen.

Geschick und Glück haben sich frühgeschichtlich bei dem Halbgott verkettet, der in der Reichslegende die Götter- und Heroenzeit von 10000 bis 660 v. d. Ztwde. von der Reichszeit scheidet, der als erster einen Schwerpunkt fand, nach dem in der deutschen Raumgeschichte so viele Reichserbauer ebensoviel Jahrtausende vergeblich gesucht haben, ohne eine völlig befriedigende, gleichwertige Lösung zu finden.

Freilich legte die große Länge von etwa 3200 km des Inselbogens im Verhältnis zur Schmalheit von weniger als 100 km an lebenswichtiger Stelle die



Nr. 3 Doppelzellen des japanischen Reichskerns

Gefahr wie die historische Notwendigkeit eines Pendelns dieses Reichsschwerpunktes nahe, die dann auch zwischen der doppelzelligen Anfangslage (Inlandsee—Naikai—Kamigata) und der Ebene des heutigen Tokyo im Kwanto eintrat: Doppelzelligkeit auch hier!

Diese befruchtende Doppelzelligkeit steht von Anfang an glückverheißend über der japanischen Reichsgeschichte, mit dem Leitgedanken, die Zellen in einer über ihrer Einzelherkunft stehenden, sie verbindenden, vereinigenden Reichsidee zu verschmelzen. So strömen in langsamen, vorläufig noch nicht genau feststellbaren, aber aus ihren Spuren zu deutenden Wandervorgängen nordische (Ainu), nordwestliche (tungusische), südwestliche (südchinesische) und südliche (malaio-polynesische) Rassenelemente auf naturgegebenen, durch Strömungen im Meere und durch Landengen sowie Inseltrittsteine vorgezeichneten Wegen in den Mischkessel um die Japansee zusammen.

Geschichtlich feststellbar entsteht das erste, reichsbauende Gegenspiel zwischen einem Strahlungspunkt der Frühkultur in Kyushu und einem andern im nordwestlichen Hondo. Große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die ersten Reichsbildungskerne auf der Insel Kyushu ihre Anregungen zur Staatsbildung durch Stammwanderungen aus Süden empfangen haben. Matriarchat, Mütterherrschaft ist häufig bei ihnen; die Sonne ist weiblich; vom Klan der Sonnengöttin erhält später das Reich die aufgehende Sonne als Sinnzeichen, als Staatswappen, und mit ihr das Gegenbild der sonnenähnlichen Herbstblume, des Chrysanthemums, des „Kiku“.

Frühe Sagen schildern den Kampf des zuletzt siegreichen Tagesgestirns mit dem Sturmgewölk, der mit dem regelmäßigen Wechsel der Bewölkung im Monsunausläuferklima sich der Wahrnehmung aufdrängt. Ein Sturm- und Windgott Susanoo mit wotanähnlichen Eigenschaften ist die Lokalgottheit des uralten zweiten Kulturstrahlungspunktes im Nordwesten, nahe den Stellen des Reiches mit den häufigsten Niederschlägen, am einspringenden Winkel des Hauptinselbogens an der Japansee. Schließlich siegt, von der Stelle stärkster Verschmelzung nordischer Rassenelemente mit den überwiegenden südwestlichen ausgehend, das Reich von Yamato über die Reiche von Kyushu und Westhondo und verleibt sie sich samt ihren Göttern ein. Diese Reiche aber werden von den geschichtsschreibenden Nachbarn in China und Korea wegen ihrer Außenlage und der näheren Berührung mit ihnen früher bemerkt und beschrieben: ähnlich wie in der antiken Mittelmeerwissenschaft solche Germanenstämme naturgemäß deutlich hervortreten, die durch ihre Grenzlage mit ihr zuerst in freundliche oder unliebsame Berührung geraten.

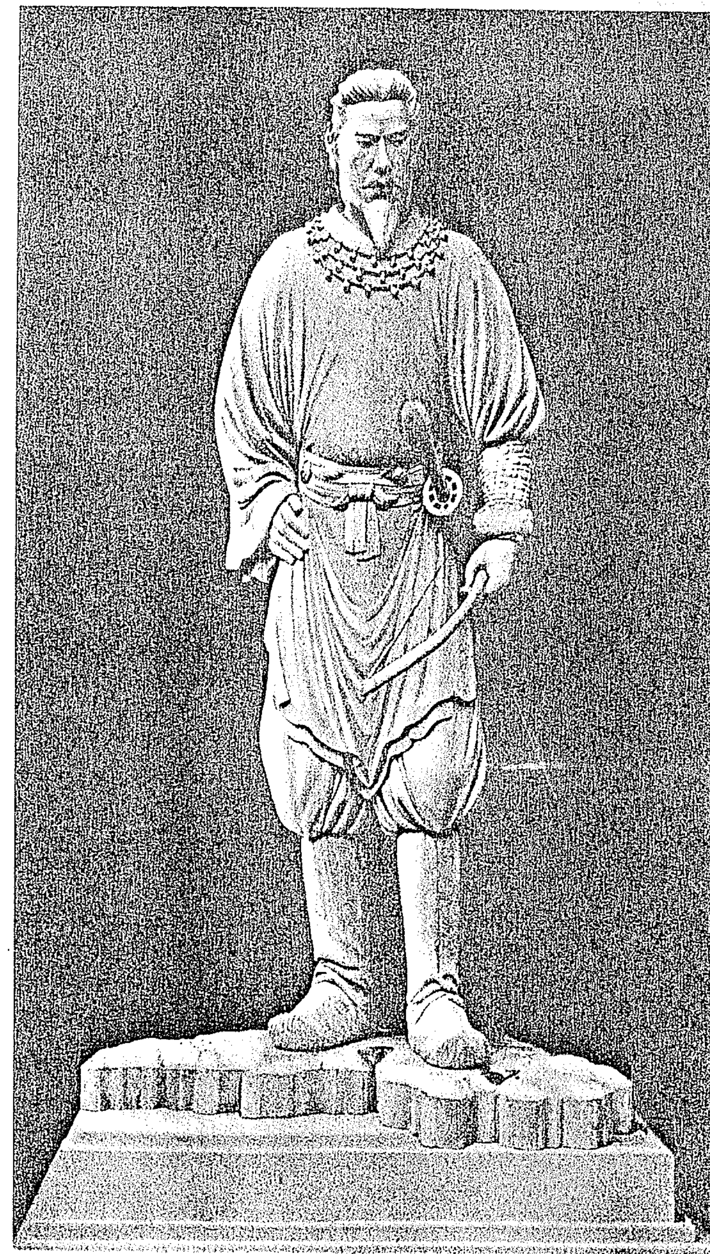
Der schwierigen Aufgabe, aus dem spärlichen Fluß des Nachbarnschrifttums, aus Reichsmythos, Sage und Spatenspuren die Wirklichkeit der japanischen Frühgeschichte zu ermitteln, hat sich von allen mir bekannten Japanforschern der Deutsche A. Wedemeyer mit dem größten Geschick und Glück unterzogen. Aus der Rassengeschichte heraus hat ihn der Franzose G. Montandon als Ainuforscher dabei unterbaut und gestützt.

Wie alle Neubildungen „in statu nascendi", im Stande des Werdens, besonders aktiv, tätigkeitsfroh sind, so verhielten sich auch die japanischen Frühreichsgaue bei ihrer Verschmelzung.

Fast jede solche Verschmelzung bedingt vermehrte Außenwirkung, und so fand sie ihr nächstes Ziel außerhalb des Frühreichs und des Stamminselbogens in Korea; so werden gerade die Etappen der Reichswerdung in den Frühzuständen Japans besonders hell von Korea her erleuchtet, wo sie sich durch Eingriffe, oft mit rückschlagenden Kultureinwirkungen, offenbarten.

Allerdings gehen die Verzeichnungen dieser Eingriffe mit den amtlichen japanischen Kaiserzählungen nicht gleichläufig und verkürzen die durch Japans kanonische Staatslegende festgelegte Chronologie. Es gehört zu den schweren Aufgaben der Japanologie im Ausland, zwischen Überlieferung und Wahrscheinlichkeit zu vermitteln, zumal hier für alle amtliche japanische Wissenschaft ein unberührbares Gebiet, ein „noli me tangere" liegt.

Ganz festen Boden betritt man erst zu der Zeit, wo im Abendland die gewaltige Bewegung der Völkerwanderung, der germanischen Landnahme jenseits von Nordsee, Rhein und Donau, mit voller Wucht anhebt. Erst von da ab steht man auch für Japan auf festem, in der Zeitfolge kaum im wesentlichen noch veränderlichem wissenschaftlichem Grund. Bis dorthin bleibt man auf verschiebbare Kompromisse zwischen Berichten von außen her und staatsreligiöser Selbstbeobachtung angewiesen, deren schriftliche Zeugnisse nicht älter als die gleichzeitigen deutschen Beurkundungen eines Jordanis und Ulfilas und der Aachener Schule zur Entstehung der ersten Reiche der Deutschen, und wie diese durch-



Reichsgründer Jimmu Tenno
In Auffassung des 20. Jahrhunderts



Kriegerische Kaiserin Jingo Kogo
Anführerin des ersten Feldzugs aufs Festland
Mutter des als Kriegsgott verehrten Hachiman

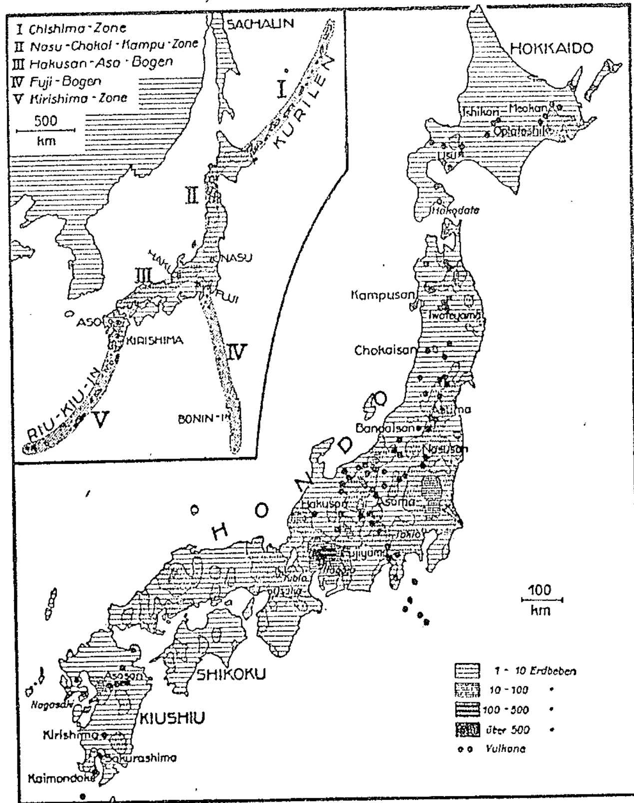
woben sind von Sagen, Stammythen und einer Staatslegende, die noch in die großen Staatsdichtungen des Spätmittelalters hereinleuchtet.

Das als Staatsdichtung bedeutendste dieser Werke ist das zur Zeit des Kaisers Godaigo in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene „Jinnoshotoki" des Ritters Chikafusa Kitabatake. Die ehrwürdigsten sind die Reichschroniken, deren schriftliche Niederlegung ins 7. und 8. Jahrhundert zwischen Taikwa und frühe Heianzeit fällt. Zwischen ihnen und der exakten „Japanischen Frühgeschichte" von A. Wedemeyer (Tokyo 1930) heißt es für die Reichsanfänge einen Ausgleich zu finden, wie es etwa Hermann Bohner in seinen Vorbemerkungen zur Übersetzung des Jinnoshotoki mit so viel Glück durchführte. Aber diese Aufgabe ist im Kleineren nicht anders gestellt als etwa im Großen ein Ausgleich zwischen althellenischer Theogonie, Genesis, der Astronomie des Dante und den Ergebnissen der Himmels- und Völkerkunde unserer Tage, mit klarer Einsicht in die Tatsache, daß auch das darin niedergelegte Wissen Stückwerk ist.

Aber der große Vorzug der japanischen Legenden von Götterwelt und Frühstaatsbildung und der Grund ihrer längeren Haltbarkeit gegenüber manchen abendländischen Gegenstücken ist, daß sie immer der Landes- und Reichsnatur näher geblieben sind und sich bemühten, im Einklang mit ihr zu bestehen.

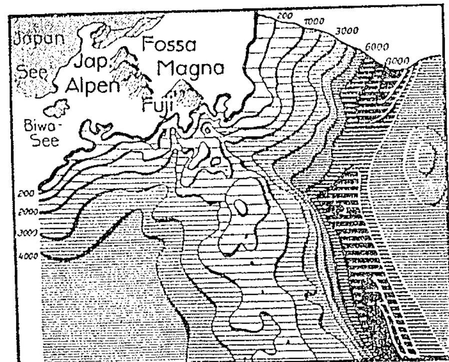
So sind die beiden früher vorherrschenden Weltanschauungen des Japanischen Reiches von einem naturnahen, pantheistischen Zug durchweht und daneben bemüht, ein lebendiges Bewußtsein des Zusammenhangs zwischen den schützenden Ahnengeistern und den jeweils lebenden Geschlechtsfolgen aufrecht zu halten. Darin liegt ein bewahrendes und erhaltendes Reichsmotiv von hohem Wert, das sich gerade in Gefahrlagen besonders bewährt. Es hat auch in hervorragendem Maße die Einschmelzung scheinbar widerstrebender geopolitischer, klimatischer, rassenentstammter Gegensätze zu einem einheitlichen, langsam, aber harmonisch wachsenden, sich ausbreitenden und wurzelhaft vertieften Reichsgedanken gefördert. Deshalb haben wir an dieser Stelle die beiden schroffsten landschaftlichen und klimatischen Gegensätze, die mit ihnen zusammenhängende Götterwelt und Jenseitsvorstellung und ihre Überwindung aus zwei verschiedenen Reichszellen in eine dritte, das Reich von Yamato, allen andern Reichsantrieben voranzustellen versucht, weil wir gerade in dieser ausgleichenden, aus der Doppelzelligkeit stammenden Rasseneigenschaft eine formende Grundkraft von vorwaltender Bedeutung für die Reichswerdung zu erkennen glauben, die sich überlegen der dargebotenen Mittel des künftigen Reichsbodens bedient.

Ehe aber noch die Auftriebskraft aus der Spannung zwischen den Frühreichen auf Kyushu und dem Frühreich um Izumo durch das Aufgehen beider Reichszellen in dem dritten Reich von Yamato ausgeglichen, wenn auch längst nicht verbraucht war, offenbarte sich, daß hinter dieser sich zum Reichsbau hin entspannenden Federkraft noch viel größere bereits angespannte Energien bereitlagen, die sich mit einer in allen Erdräumen seltenen geopolitischen Folgerichtigkeit nacheinander auslösten, während immer noch die vorhergehende reichsbildende Kraft wirksam war.



Nr. 4 Übersicht der Erdbebengegenden und Verteilung der Vulkane

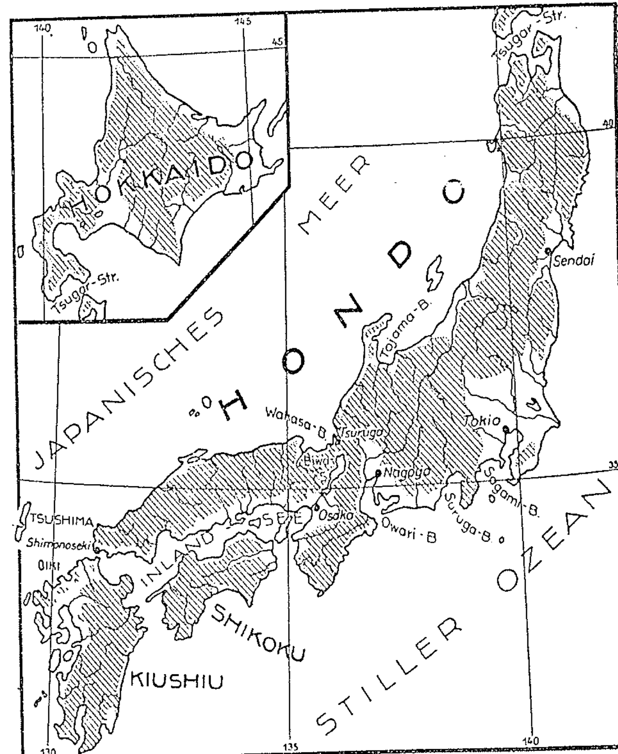
Da lag zunächst fast in der Mitte der Hauptinsel Hondo, die sichtlich früh als eine auszufüllende Einheit erkannt wurde, wie ein nach außen zielender Pfeil auf dem Bogen der Grabenbruch, die von dem Deutschen Naumann so getaufte „Fossa magna", die Fortsetzung des vulkanischen Fujibogens ins Innere bis zur Japansee. Geraume Zeit wurden durch ihn die Yamatorasse und die Ainu voneinander geschieden in zwei zugleich siedelungsmäßig ungleichartige Hälften einer Inseleinheit. Heute noch finden sich auf und südwestlich dieser



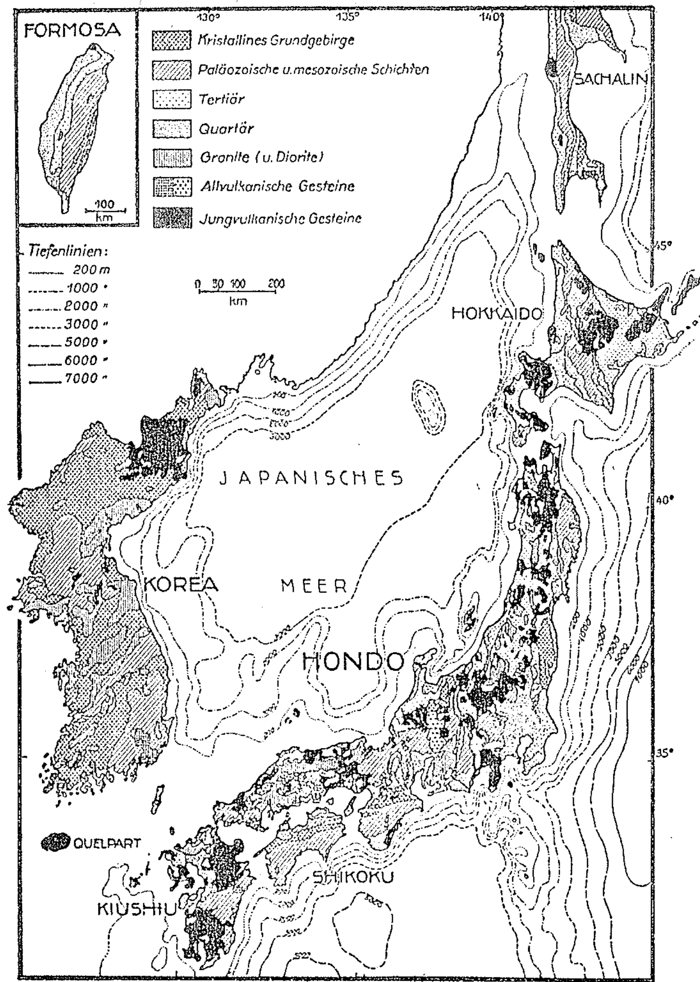
Nr. 5 Fossa-magna-Falte (vereinfacht nach F. Ruellan)

Spalte Volksdichten von 200 bis 1000 und darüber auf dem Quadratkilometer; nördlich sinken die Volksdichten in einer nordisch wirkenden Landschaft schnell auf 100 und darunter bis 80, zuletzt auf 32 bis 24 und weniger. Das reine Volksdruckgefäll lockte zur Überbrückung der Spalte und zum Vorschieben der Reichsmarken unter Einschmelzung oder Verdrängung der Ainu. Amaterasu und Susanoo kämpften weiterhin ihren uralten Sagenkampf um die Reichsseele aus: zwischen der Siedlungsgunst des im Frühling und Herbst so ausgeglichenen Inselbogens und seiner Gefährdung durch Flutwellen und Drehstürme, Erdbeben und Vulkanismus, zwischen der unter den Strahlen der Aufgangssonne liegenden, verkehrsfreundlichen pazifischen Küste der Vorderseite und den verkehrsfeindlichen, niederschlagsreicheren Küsten der Rückseite an der Japansee. Aus ihrer beständigen Auseinandersetzung aber ging jeweils vermehrte Reichskraft hervor: Verjüngungsfähigkeit und Ausdehnungslust, wenn auch mit Pausen und ruckweise, wie es überall auf Erden dem Wesen vulkanisch gebauter Lebensräume entspricht.

Dazu kam, daß der Gegensatz zwischen Meer und Gebirge, den Leitmotiven der japanischen Landschaft, nur wenig durch die in anderen Lebensräumen



Nr. 6 Gebirge, Flüsse, Ebenen



Nr. 7 Skizze des geologischen Aufbaus

so viel breiter entwickelten Ebenen ausgeglichen würde. Er machte auf die Neuankommenden den Eindruck ins Meer versunkener Gebirge, von denen nur die höheren Lagen nicht von der Salzflut überspült wurden, mit kleinen Schwemmlandebenen dazwischen, bei einem schlanken, wenig einfachen Aufbau des Ganzen. Es war ein hochentwickeltes, aber keineswegs leicht auszuwertendes Gebilde der politischen Erdkunde schon von seiner physischen Grundlage her; denn auch der markante Grabenbruch war von vulkanischen Erscheinungen überdeckt, die bis fast 4000 m anstiegen.

Welcher sichere Instinkt der Reichsbaumeister dazu gehörte, alle diese Spannungen zu überwinden und die darin liegende verborgene Kraft dem Bauwerk

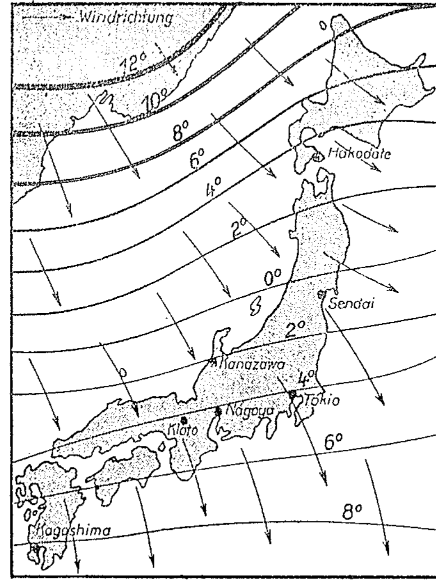
nutzbar zu machen, das wurde dem Fremdling am besten klar, wenn er einen der schönen vulkanischen Hochgipfel gerade auf einer der wichtigsten Schwerlinien des Reiches bestieg, den Fuji-San oder den Asama-Yama. (Asama heißt der Vulkan, der einem mächtigen Dampfer den Namen gab: Asama-Maru, der 1940 einen britisch-japanischen Zwischenfall entfesselte; durch das Herunterholen von 21 Deutschen angesichts des Gardeflottenkriegshafens Yokosuka, Yokohamas, der Reichshauptstadt Tokyo und des vor Zorn im Morgenlicht errötenden Paradevulkans des Reiches zeigten die Briten, wie verständnislos sie den aus letzten Tiefen der Reichsgeschichte gewachsenen Empfindungen der japanischen Volksseele gegenüberstehen.)

Unauslöschlich bleibt mir die Erinnerung einer solchen Bergfahrt und des Gipfeleindrucks vor Sonnenaufgang. Nach Nordwesten zog festlandwärts schweres Sturmgewölk, das Gefolge des Sturmriesen Susanoo ab; unter uns wogte in 2400 m Meereshöhe ein brandroter Feuersee, und auf dem Kraterrande standen mit uns Japaner, als der Sonnenball, das Reichssymbol, über dem Pazifischen Ozean heraufstieg. Sie alle verbeugten sich tief und murmelten dem Tagesgestirn die uralten Hymnen der Sonnengöttin entgegen, Amaterasu o mi kami — die Ahnfrau der Reichsahnengeister zu verehren.

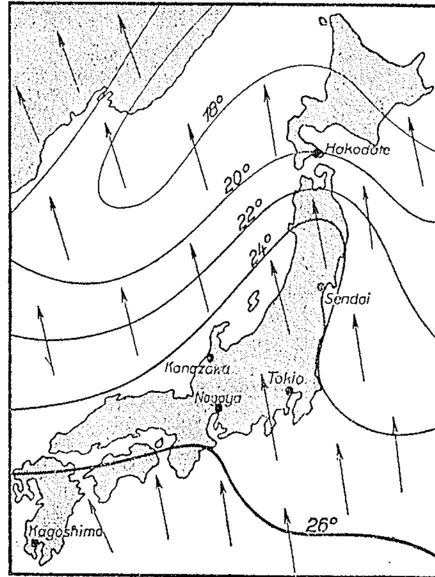
Es gehört schon sehr viel Unbefangenheit und Ahnungslosigkeit dem gegenüber, was einer fremden Volksseele heilig ist, dazu, um in ihren eigenen Gewässern einem Schiff, das ihre Flagge und den Namen des Berges trägt, angesichts der Reichshauptstadt vor den Bug zu schießen. So entstand der Asama-Maru-Zwischenfall, eine der völkerpsychologisch unklügsten Handlungen britischer Überheblichkeit zur See, weil er — vermutlich ahnungslos — gegenwartsbewußtes, und doch in der Vergangenheit verankertes japanisches Reichsdenken verletzte.

Die Äußerung Bernadottes im Jahre 1813: „Was ist Berlin? Eine Stadt?" vor der Schlacht von Großbeeren, in der sich die preußische Landwehr mit einer den Franzosen kaum begreiflichen Erbitterung gegen sie warf, und Bülows Antwort „aber die Hauptstadt von Preußen" sind ein Seitenstück dazu, um uns begreiflich zu machen, was die Japaner angesichts dieser Schändung zugleich ihrer modernen Reichshauptstadt, ihres Küstenrechts, ihres Hauptkriegshafens Yokosuka und in Erinnerung an eines ihrer ältesten Reichsbaumotive empfanden, das im Widerstreit Amaterasu-Susanoo Ausdruck gefunden hat; ein solcher Vorfall konnte wohl die beleidigte Sonnengöttin veranlassen, sich verärgert in eine Felshöhle zurückzuziehen und das Universum seinen wenig erfreulichen Zuständen zu überlassen, bis sämtliche Götter mit Güte und List sie wieder zum Hervortreten und Scheinen bewogen.

Liegt auch dieser Sage aus Reichsgründungszeiten eine frühe Beobachtung der Vorgänge beim regelmäßigen, rhythmischen Heranwogen des Monsungewölks und seinem ebenso regelmäßigen Wiederabzug zugrunde? Jedenfalls ist sicher, daß die Spannungskette und ihre Ausgleiche und die Wiederaufladung mit reichsbildender Tatkraft sich von frühgeschichtlichen Tagen in Japan auf eine immer größere und weitere, zuletzt wahrhaft großräumige Reichs-



Nr. 8 Isothermen und Windbild im Winter

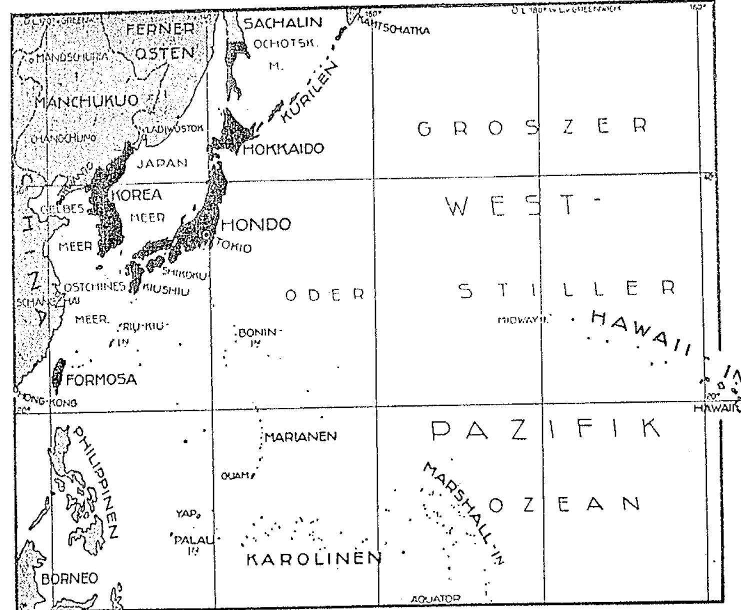


Nr. 9 Isothermen und Windbild im Sommer

vorstellung hinbewegen, also zuerst unbewußt, dann sicher bewußt sich mit Ratzels „Gesetz der wachsenden Räume" im Einklang befinden.

In diesem Stil geht es von der Spannung zwischen den Kyushureichen und Izumo mit Stoßrichtung auf das Kwanto über Yamato hinweg zur Ausfüllung des Stamminselbogens. Dann wird man sich des Gegensatzes zwischen pazifischer Kulturseite und Rückseite an der Japansee bewußt. Endlich folgt die Erkenntnis der geopolitischen Grundlagen der Reichserweiterung über den Stamminselbogen hinaus, schließlich die Einsicht in die Zugehörigkeit zu der Großbildung der Monsunländer, der Führungsanspruch mit entsprechender Verantwortung für die Neugestaltung Ostasiens, festlandwärts und ozeanwärts.

Hierin liegt eine fast unheimliche, schicksalsmäßige, zwangsläufige Entwicklung von kleinen örtlichen auf weltweite Spannungen zu, bis zur Herausbildung eines Reichsgedankens zwischen Äquator und Polarkreis, der sich wie ein Riegel zwischen ozeanischen und festländischen Leitmotiven vor die ganze Länge Ostasiens hinlegt. Er läßt seltsamerweise die Abwehrküste festlandwärts, die verkehrsfreundliche ozeanwärts sich erstrecken bei einer Gesamtküstenentwicklung des heutigen Reiches von



Nr. 10 Lagenbild Japans zwischen dem Großen Ozean und dem größten Festland

über 52000 km und einem allerdings wachen Mißtrauen sowohl gegen den eurasiatischen russischen, wie gegen den transpazifischen amerikanischen Gegenspieler.

Das ist, ins riesenhafte, ins erdumspannende Reichsmotiv übertragen, der uralte Gegensatz Amaterasu-Susanoo, der seine erste Synthese, seinen Zusammenbau im Frühreich von Yamato fand, das die Festlandfront mit der meerentstiegenen Sonnenaufgangsseite vereinigte. Wieder und wieder steht die japanische Reichsbautechnik vor dem gleichen Zerrungsproblem und der Aufgabe, dafür einen Ausgleich zu finden. Es ist bis jetzt immer wieder gelungen, bald mit kampffreudigen Vorstößen, bald mit bedachtem „Schritt zurück" nach den Regeln des Jiujitsu, das den Gegner durch seine eigenen Übergriffe zu Fall bringt.

Diese Taktik findet ihr Widerspiel im Ringen um die Macht, das früh zwischen den „Kuge", dem maßvollen, kulturfreundlichen Hofadel, und den „Buke", den schwertfreudigen Grenzkämpfern und Markwächtern, entsteht und ebenfalls die ganze Geschichte durchzieht bis zu den heutigen Auseinandersetzungen zwischen Landheer, Flotte, Hof und „Genro", den alten Staatsmännern. Auch diese Machtprobe, unzertrennlich von Japans Ringen um sein Reich, findet auf uralten Kraftlinien statt, die aus der Sagenwelt und Frühzeit in moderne Generalstäbe, Marineministerien und Ministerpräsidien weiterziehen, folgerichtig, bis heute ohne wirklichen Bruch, ohne Verwerfung, aus erdhaften Grundgesetzen des Kraftfeldes des Reichsraumes heraus den Reichskörper, das „Teikoku", entwickelnd. Was hat es vom Boden, vom Raume her an Sakralem und Weltlichem beigesteuert? Dieser Mitgift gilt unsere nächste Betrachtung.

III



Teikoku

Das Reich der tausend Inseln — Sein Raum als Reichsträger — Geographische Grundrichtungen

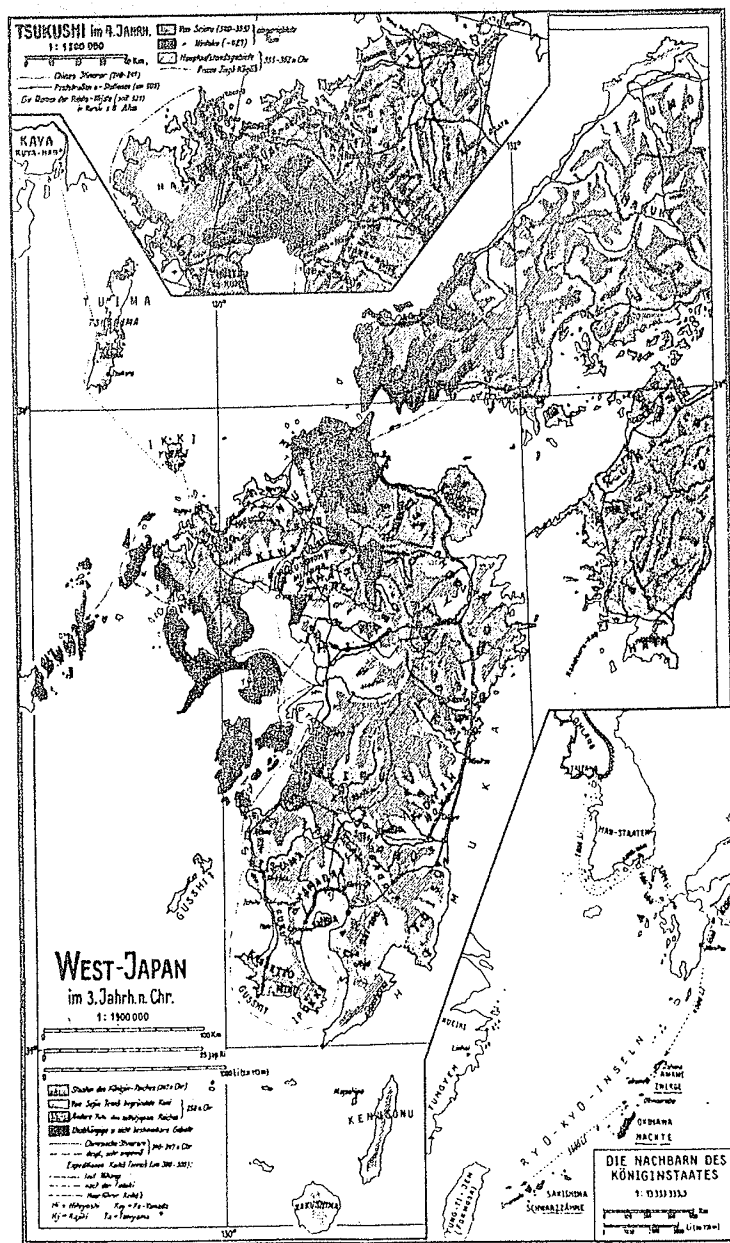
Tiefes geopolitisches Mißtrauen, aus zweieinhalbtausendjähriger Erfahrung und Vorsicht mit dem Herantasten an die Umwelt geboren, hat bewirkt, daß die letzten Schleier von der Eigenart des Baugrundes für das Japanische Reich dem Abendland sehr spät weggezogen worden sind.

Noch zur Zeit des Krimkrieges war man sich über so wesentliche Tatsachen wie den Festlandzusammenhang oder die Inseleigenschaft der großen Nordinsel Sachalin-Karafuto im unklaren, so daß ein russisches Geschwader den Briten durch die Tatarenstraße entschlüpfen konnte, weil diese nach ihren Seekarten den Tatarischen Golf für eine Mausfalle hielten, aus der es kein Entrinnen gäbe. Und doch hatte Franz von Siebold schon 1823 vorzügliche japanische Umrißkarten des Reiches in Händen gehalten, aus denen die Inselnatur und die Umrisse der Nordinseln klar hervorgingen!

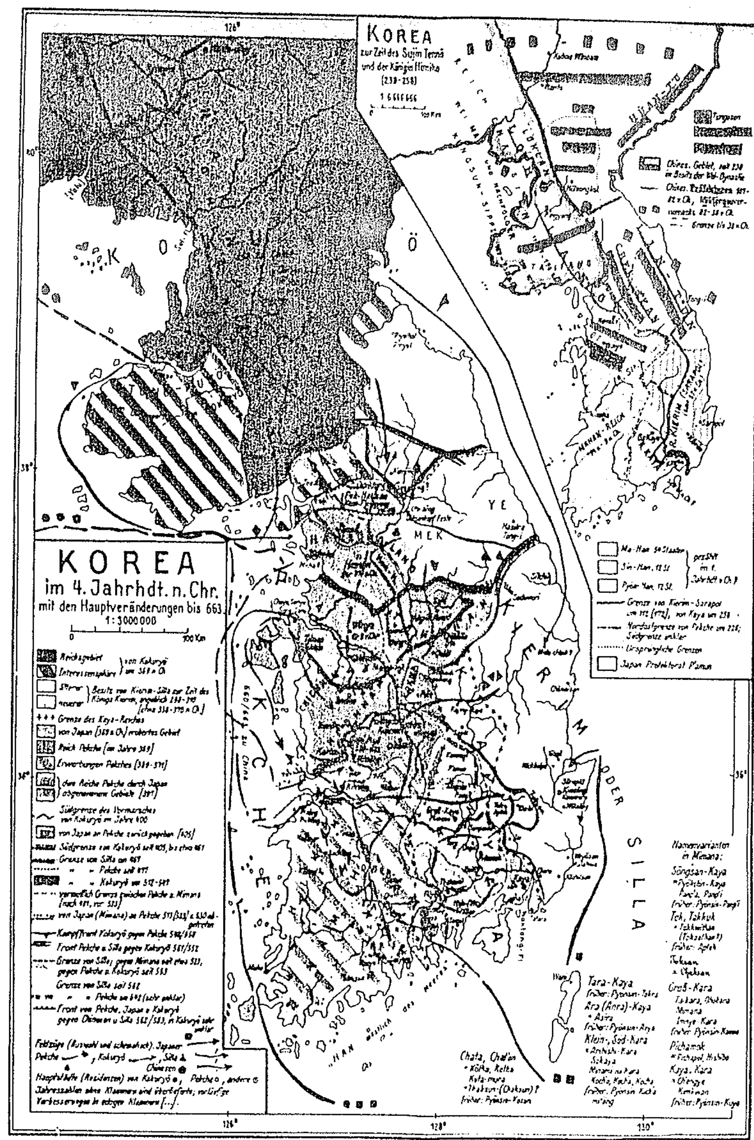
Nicht besser als den Briten für ihre Machtzwecke war es 400 Jahre früher den Jesuiten für ihre Missionszwecke ergangen: sie lernten, wie ihre Karten beweisen, zwar den südwestlichen Teil des Inselreiches, den sie zuerst betraten, leidlich kennen; aber seine Nordostmark wurde ihnen verschleiert, so daß auf den sonst so schönen Karten des Pazifik im Jahrhundert der Entdeckungen Japan, das fälschlich als edelmetallreich angesehene Goldland Zipangu des Marco Polo, eine ganz abenteuerliche Form erhielt: dickbänchig statt langgestreckt. Wie man sich zu richtigen Vorstellungen durchmauserte, beschrieb in einem ausgezeichneten Atlas der ungarische Geograph Graf Teleki.

Selbst die Nachbarn, die um zwei Jahrtausende eher Kenntnisse über das Inselreich sammelten, das sie zunächst als Berg Horai, als eine Art Paradies umwarben, begegneten der gleichen Schwierigkeit. Wohl kannten sie Kyushu als Aufnahmestätte für Schiffbrüchige 1240 v. d. Ztwde. vom Hwangho und 1119 v. d. Ztwde. von Korea aus und wußten, daß es dort von Frauen regierte Reiche der Wa gäbe; aber diese Reiche stellten Igelstacheln gegen Fremde.

Immerhin fiel diesen die geographische Logik und Vernunft der japanischen Gaubildung und Landeseinteilung auf.



West-Japan im 3. Jahrhundert n. Chr.
(Nach Wedemeyer)



Korea im 4. Jahrhundert n. Chr.
(Nach Wedemeyer)

Die Chinesen, mit dem Westen und Süden von Kyushu zuerst in Berührung gekommen, berichteten z. B. im „Weichi" von den 27 bis 28 Gauen, mit denen sie bekannt wurden: „In Anlehnung an Berge und Inseln (bergige Inseln?) legen sie ihre Staaten und Ortschaften an". Beide entsprechen etwa den germanischen Frühgauen, während sich die frühen Reiche in Japan: das Reich der Königin Himiko auf Kyushu, das Reich Izumo im Norden der Südwestspitze von Hondo und namentlich das mitteljapanische Reich Yamato durchaus den Königreichen der Germanen vergleichen lassen. Der 21. Kaiser, Yuriaku, läßt 479 dem chinesischen Hofe mitteilen, seine Vorfahren hätten im Osten 55 Staaten (chin. kuo, jap. kuni) der Haarmenschen, Yemishi, der heutigen Ainu, und im Westen 66 Staaten der verschiedenen Barbaren unterworfen. Das wären 121 Kleingaue: etwa unsern Grafschaften entsprechend.

Das war das Werk des Aufbaues von Jimmu Tenno an, dessen Thronbesteigung die japanische Staatslegende auf 660 v. d. Ztwde., die an Hand chinesischer und koreanischer Quellen nachgeprüfte westliche Chronologie auf frühestens 120 v. d. Ztwde., spätestens zwischen 92 (17) v. und 51 n. d. Ztwde. verlegt. Nach seiner instinktsicheren Stammwanderungsfahrt wogten die Reichsgrenzen hin und her. Den entscheidenden Auftrieb erfuhr das Reich durch Suijin 224 bis 257 (?), der die beiden anderen möglichen Reichskernzellen auf Kyushu und um Izumo an das Reich von Yamato bis spätestens 258 n. d. Ztwde. heranzwang und vermutlich von 231 an herrschte.

Suijin hat sich kraftvoll nach innen und außen durchgesetzt, die Herrscherfamilie von Izumo entzweit und degradiert und ihre Götterschätze von Izumo nach Yamato überführt, wogegen sich aber die kultische Überlieferung des älteren Westreiches zur Wehr setzte.

Wir werden uns das von Suijin hinterlassene Reich ähnlich wie die Frühreiche der Germanen vorstellen dürfen, aber mit festerer, wenn auch mehr kleinräumiger Gaustruktur aus ziemlich homogen gebauten Ländern. Sie werden im allgemeinen durch kleine Flußeinzugsgebiete mit waldigen Wasserscheidengrenzen im Innern bestimmt und halten Verbindung auf Küstenstraßen längs der Inlandsee und der pazifischen Küste durch die Anfänge von Reichsstraßen, unter denen der Nordlandweg, Ostmeerweg und Westweg eigens genannt werden. Tosando, der Ostbergweg, fehlt, denn dort sind die Wilden noch nicht unterworfen.

So finden außenbürtige wie einheimische Beobachter des Werdegangs des japanischen Reichsbodens in seiner Gesamtanlage wie seinem Zellenaufbau aus den Gauen ein gewiß zuerst instinktives, später aber, etwa von 627 n. d. Ztwde. an, schon in breiteren Kreisen lebendiges, bewußtes Beachten geographischer Grundrichtungen im großen, topographischer im kleinen; es wirkte bis zur Auswahl von Machtschwerpunkten und Anlage der Feudalburgen, von denen fast 300 noch erhalten sind.

Diese Eigenschaft erwies sich als höchst wertvoll für den weiteren Reichsausbau und seine fortschreitende innere Verfestigung und hat vielleicht verhindert, daß sich im Innern Großlandschaften bildeten, die in der Lage

Nr. 11 Profil japanischer Gaubildung

gewesen wären, die anderen zu vergewaltigen, so daß ein inneres Gleichgewicht der Gaue bis heute erhalten blieb. Einzelne im Laufe der Feudalentwicklung vereinigte größere Gebiete, wie etwa unter den Minamoto, später den Tokugawa, waren sich doch immer der Künstlichkeit der Zusammenballung bewußt und konnten — wie zwischen 1868 und 1889 das ganze Feudalgefüge — wieder aufgelöst werden. Über der Erblichkeit der Lehen, die auch in Japan durch viele Jahrhunderte zur Gewöhnung wurde, blieb deshalb etwa von 645 an immer der Gedanke lebendig, daß eine höhere Reichsgewalt sie ausgleichen, einziehen und die jeweiligen Inhaber an andere Stellen versetzen könne, so daß es nicht zu einer Entgliederung des Reiches kommen konnte.

Die Grundrichtungen des Reichswachstums im großen aber waren vom Bau des Inselbogens und der Fortsetzung seiner Wesenszüge in die weitere Umwelt hinaus vorgezeichnet. So schien es mir nach der Aufzeichnung persönlicher Erfahrungen mit Blut und Boden des Inselreichs, wie ich sie von 1908 bis 1910 erlebt hatte (1912/13 in meinem ersten Buch „Dai Nihon"), bei näherer Beschäftigung mit Japan unerläßlich, als erste Arbeit nach dem Kriege die „Grundrichtungen des Japanischen Reiches" mir selbst klar zu machen und für unser Volk darzustellen, soweit sie vom Raum und seinen Großformen her bestimmt waren und diese Bestimmung sich deutlich erkennen ließ.

Glück und Geschick verketten sich, wenn ein Reich von Anbeginn seine geopolitische Schwerpunktslage, die Ausdehnung seiner Herz- und Kernlandschaft richtig erkennt. Diese erste Stammreichsbildung war im wesentlichen 645 n. d. Ztwde. abgeschlossen. Sie enthielt bereits die beiden Zellkerne, um die der Machtschwerpunkt des Reiches bis heute pendeln sollte: den früheren des Gokinai um Alt-Yamato mit Kyoto, Nara, Osaka und Hyogo wie den Ahnengöttertempeln von Ise, denen eine ganz besondere Schutzlage zugedacht war, und den späteren der Umwelt der östlichen Hauptstadt, die zuerst nach Kamakura, dann nach Tokyo gelegt wurde.

Welche Antriebe von Dauer über die Anfangsbildungen des Reiches hinaus von diesen ersten Frühformen mit nachhaltiger Wirkung ausgingen, untersuchen wir im ersten Grundstockwerk dieses Bandes (I—VI).

Die Kernlandschaft umschloß die beiden kleineren Südinseln bis auf den äußersten Süden und von der Hauptinsel den größeren südwestlichen Teil mit

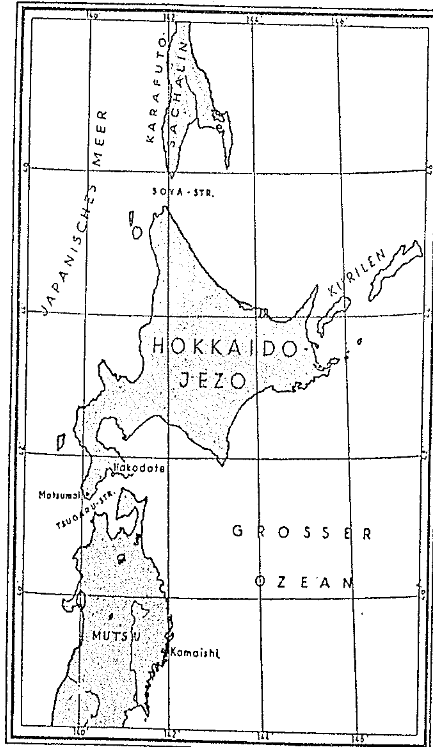
Nr. 12 Altkulturboden um die Inlandsee (nach A. Wedemeyer)

einer Nordmark, die — noch umstritten — zwischen Niigata, dem Binnengau von Aizu und dem Nordrand des Kwanto lag, von wo aus sie bald nach der Burg Taga bei Sendai (später im Besitz des Hauses Date) vorwärtsgetragen wurde.

Die äußerste Südmark wie die äußerste Nordmark führten ein in ihrer Art so eigenständiges Leben, wie in den fast gleichzeitigen ersten deutschen Reichsansätzen die Stammesherzogtümer der Sachsen und Friesen im Norden, der Bayern im Süden. Für den seetüchtigen, freilich auch durch Seeraub berühmten Stammgau der Satsuma wurde der erste festere Reichszusammenhang einschließlich der nördlichsten Inseln des Ryukyu- oder Kirishima-Inselbogens 680 hergestellt. Er trieb seine Wikingerfahrten weit nach Süden bis zu den großen Sundainseln vor, suchte 1587 noch einmal selbständig zu werden und wurde vom Taiko Hideyoshi mit großer Heeresmacht bezwungen. 1609 erlangte er eine Gemeinherrschaft mit China über die Ryukyuinseln, die 1876 als Okinawa-Ken Reichsland wurden. Der natürliche Endpunkt dieses Bogens war das 1895 besetzte Formosa-Taiwan. Dann folgte 1938 der Flottenvorstoß nach Hainan und zu den Shinnangunto (Spratleyinseln) ins Herz des australasiatischen Mittelmeers, nach japanischer Auffassung des Nanyo, der Südsee.

Damit war in langsamer folgerichtiger Entwicklung eine der Grundrichtungen im Ausbau des Reiches, die schon 680 über den Reichskern hinaus hervorgetreten war, auf der Linie der Herkunft des impulsivsten Rassenzustroms bis an den Übergang in die Tropen ausgefüllt: ein Unterbau von 1300 Jahren!

Weniger instinktsicher wurde der Abschwung des Fujibogens in die Südsee hinaus beobachtet und ausgeschritten, der auf die Vulkan- und Bonininseln zu



Nr. 13 Der Vorstoß zur Soyastraße und den Kurilen

in das spätere deutsche Südseereich hineinführte. In dieser Richtung wurden in der Frühzeit nur Vorposteninseln im Auge behalten, abgesehen von dem einen Vorstoß, den Jyeyasu 1610 und 1613 mit Schiffen für weite Fahrt nach Mexiko machte. Sonst wurde der Große Ozean „Taiheiyo" als Schutzwall angesehen, bis 1542 die ersten fremden Überseer aus ihm hervorbrachen. Dann wurde vor allem der spanische Ausrottungskrieg gegen die Chamorros auf den Marianen genau und mißtrauisch beobachtet.

Planmäßiger wurde der Nordostantrieb verfolgt: in langsamer Einschmelzung, mit einigen ruckweisen Vorstößen, trachtete man die nördliche Grundrichtung auszuschreiten und zu erfüllen. 927 wurde die Nordmark in die Gegend südlich von Kamaishi vorgetrieben; man begnügte sich lang mit dem Festhalten von Mutsu, drang 1450 mit der Feste Matsumai und Hakodate über die Tsugarustraße hinweg zu einer Brückenkopfbildung auf Yezo vorwärts und trieb von da Fühler längs der großen Nordinsel vor, die 1767 die Soyastraße berührten und auf den Südteil der Kurilen übergriffen. Erst 1808 suchte Mamia Rinsô auf seiner Erkundungsreise auch die Tatarische Straße abzutasten, und bei einer geheimen Küstenvermessung gab man sich Rechenschaft über den bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erlangten Reichsbesitzbestand und seine Vermarkung. So lange hatte man sich im Schutze des für unbewohnbar und siedelungsunwert gehaltenen Nordens sicher gefühlt, obwohl 1644 Pojarkow am Amur eingetroffen war und 1689 die Stanowoigrenze der Russen festgelegt wurde; allerdings konnte das chinesisch-mandschurische Reich der Tatsing damals noch als Schutzpuffer betrachtet werden. Aber seit 1858 hatte Rußland seine Grenze über den Ussuri ans Meer vorgeschoben und 1860 in Wladiwostok Fuß gefaßt, so daß 1875 Sachalin verlorenging und eben gerade noch die Kurilen aus einem gefährlichen Kondominium herauszuretten waren.

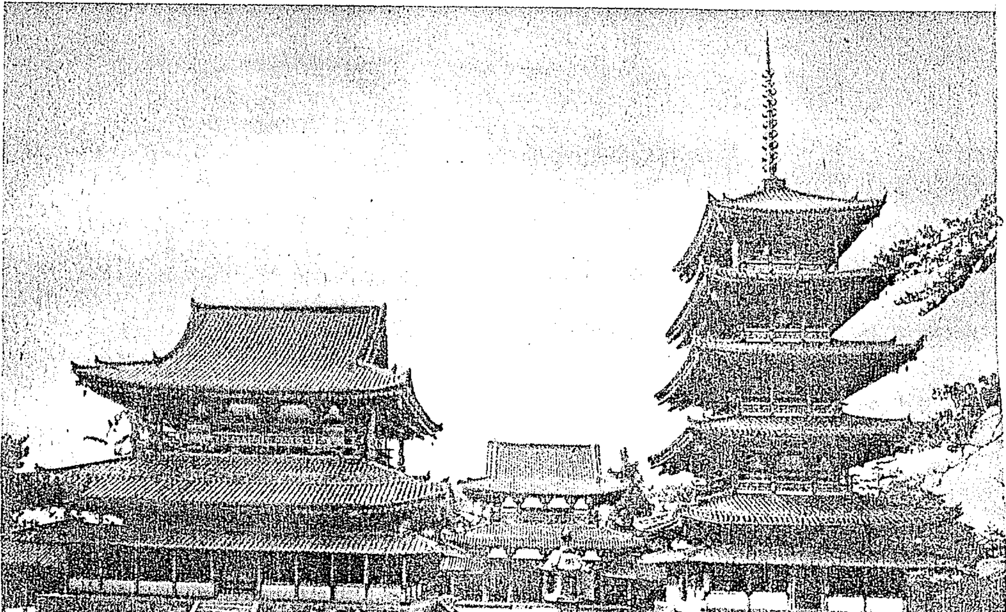
Meerwärts schien die durch den Reichsbau bestimmte nordöstliche Grundrichtung mit dem unbestrittenen Besitz der Kurilen nach einem längeren, an pein-


Prinz Shotokutaishi
Vorkämpfer des Buddhismus



Tempel Horiuji bei Nara
Ältester Holzbau des Reiches

Der Innenhof



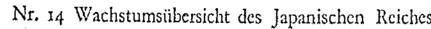
lichen Erfahrungen reichen Kondominium mit dem großen Festlandnachbarn also ausgewirkt. Um so mehr drängte sich nach der Absteckung der nördlichen Fischgründe die Frage des Besitzes und der Sicherung der Wurfbrücken zum Festland, Sachalin und Korea, in den Vordergrund.

Von diesen beiden war die naturgemäß in den Machtbereich des gleichnamigen Inselbogens fallende Nordinsel Sachalin mit ihrer herben, nordischen Klimalage als siedlungsungünstig zu wenig beachtet worden und deshalb ganz in den russischen Machtbereich geglitten, bis sie ihm 1905 zur Hälfte, bis an den 50. Breitengrad, von 1919 bis 1925 vorübergehend ganz entwunden wurde. Aber dieses Vorwärtswogen ins Nordische war, wie die sibirische Expedition 1918 und die vorübergehende Besetzung von Wladiwostok, kein dauerndes Überwallen.

Anders stand es mit der festlandverhafteten, aber wirklich wie eine Pistole auf einen hochempfindlichen lebenswichtigen Teil des Reiches gerichteten Landbrücke von Korea. Hier lag ein uraltes Bewegungsmotiv aus frühen Reichsgründungstagen vor, das zu gebieten schien, die Halbinsel, wenn sie schon nicht als befreundeter Staat auf eigenen Füßen stehen konnte, nicht in fremde hohe Hand fallen zu lassen.

Aus diesem Begreifen einer Daseinsgrundbedingung heraus sind schon die frühen Übergriffe nach der Südküste Koreas zu verstehen, die von 397 bis 405 in den Besitz des mittelkoreanischen Teilstaates Peckche führten, Mimana zum Reich brachten, bis es 526 endgültig wieder verlorenging, das koreanische Teilreich Silla wiederholt bedrängten. In Gensan und Fusan hielten sich dauernd japanische Hafenkolonien. Dann folgte eine lange Unterbrechung der Vorstöße, bis von 1592 bis 1597 die Heere Hideyoshis die Halbinsel überschwemmten, um einem Einfall von China aus vorzubeugen, den Jyeyasu 1607 bis 1615 friedlich abbog. 1874, 1894, 1904, 1915, 1931 bis 1934 und 1937 wachte die Festlandrichtung wieder auf; der Russenfriede von 1905 führte 1909 zur Einverleibung Koreas und zur Verlegung der Reichsgrenze auf das Festland längs Yalu, Paiktoschan und Tjumen, wo sie völkerrechtlich heute noch liegt, wenn auch darüber hinaus ein unbestimmtes Netz von besonderen Rechten, Servituten, Verkehrshoheit besteht, das weit landeinwärts seinen Schatten wirft.

So laufen Grundrichtungen der Reichsentwicklung bis an die Schwelle unserer Zeit: Neben der Eigenart klimatischer und geographischer Bedingungen wirkt von Anfang an eine starke staatssozialistische Strömung, die ständig den Vorrang des Gemeinnutzes gegenüber dem Eigennutz betont, geschichtsbildend. Es ist das Einzigartige und Große an dieser Reichsidee, daß die vom Boden her gegebenen Verkörperungsmöglichkeiten erkannt wurden und daß man das unter einer feierlichen Zeremonialdecke leidenschaftlich wallende Südländerblut doch immer so im Zaum zu halten wußte, daß nur wenig Fehlsprünge und Rückschläge den harmonisch aufwachsenden Reichsbau störten. Er wirkt, in Jahres- und Jahrhundertringen in eine Karte übertragen, wie der Ansatz der Jahresringe eines uralten und dennoch seiner Saftführung sicheren Baumes. Klimagunst auf der einen Seite, Katastrophen, geboren aus der erdbebengefährlichen, von Vulkanausbrüchen und Flutwellen bedrohten Landesnatur, auf der andern Seite sorgten



Nr. 14 Wachstumsübersicht des Japanischen Reiches

dafür, daß der Reichsbau und die Rasse wetterfest blieben und nicht in Gefahr gerieten, verwöhnt zu werden, auf immergrünen Pflanzen einzuschlafen, zu erschlaffen, auch wenn sie zeitweilig, wie im 18. Jahrhundert, von volksbiologischen Trägheitsstauungen befallen wurden.

Eine andere, dem Abendland mit seiner Warmwasserheizung durch den Golfstrom unbekannte Eigenschaft des japanischen Lebensraumes lehrte seine Insassen, den ersten Reichsraum und seine Waben und Zellen, die gleichmäßiger gebaut sind als die des Abendlandes, mit einem größeren, oft dem höchstmöglichen Volksdruck zu erfüllen, ehe sie diesem Druck nach außen durch Raumerweiterung Luft machten. Er steigt auf den besten, für Pflege dankbaren Böden bis zu 970 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Die Ostseiten der Alten wie der Neuen Welt sind viel weniger klimabegünstigt als die Westseiten. Sachalin, vom Breitengrad von Frankfurt a. M. durchzogen, hat das strenge, viel nördlichere Klimabild und Pflanzenkleid der baltischen oder südfinnischen Landschaft. Deshalb ist im Fernen Osten der Lebensraum, der die Wohnlichkeit, Daseinsfreude und Siedlungsgunst etwa des alten Römerreiches rings um das Mittelmeer bietet, auf den Ausgangsraum des japanischen Altreiches beschränkt; er fällt südwärts gleich in subtropische, feuchtheiße, nordwärts in winterkalte Eigenart ab, so daß sich darin schon 645 n. d. Ztwde. etwa 8 Millionen drängten, während Spanien und England ihre expansiven Weltmachtlaufbahnen mehr als 800 Jahre später mit je 4 Millionen begannen. Die Wohndichte des Stamminselbogens schwankte von 1600 bis 1870 in einer Trägheitsstauung zwischen 27 und 33 Millionen, ehe die Rasse zur Meijizeit daraus hervordrängte! So trat sie in höchst kompaktem Zustand aus ihrem Stammraum des eigentlichen Teikoku zur Weltreichslaufbahn an.

Also sind schon in Frühzeiten der Reichsgeschichte nicht nur geographische Grundrichtungen der Entwicklung wirksam gewesen — wie ich das schon 1919 herausgearbeitet habe —, sondern auch schicksalsbildende Landschaften, Schwellen, Schranken der Frühreichsbildung, und die darüber vorgefaßten Meinungen vom Rassenwillen und Reichsgedanken sind weitgehend anerkannt worden.

Schon die sagenhaften Anführer der Reichsgründungsfahrt erkannten vorläufige Schranken der Frühreichsbildung wie die Seeschwelle zwischen der Nordspitze von Kyushu, der Wächterinsel Tsushima und der Südwestspitze von Honshu, wo später innerhalb der Rundsicht von Küstengebirgen die Entscheidung zwischen der Vorherrschaft des Nordostens gegenüber dem Südwesten bei Dannoura-Shimonoseki fällt. Man übersieht von der gleichen Stelle aus den Erfolg der Mongolenabwehr bei der Insel Iki und bei Hakata, wo die Beschießung von Shimonoseki durch die fremden Seemächte, zuletzt der Seesieg von Tsushima stattfinden, lauter geschichtlich bedeutsame Örtlichkeiten, die sich bei klarem Wetter bequem mit einem Rundblick aus dem Flugzeug erfassen lassen.

Schon Jimmu Tenno fand die wichtige Reichsschranke und Schwerlinie östlich von Kyoto. Heute überschaut man dort — etwa über dem Truppenübungsplatz Aibano — von einem Fesselballon mit normaler Beobachtungssteighöhe die Reichsgründungslandschaft Kamigata, das Ahnenland, die Schranke (Kwan),

die später Nordosten (Kwan-to) und Südwesten (Kwan-sai) scheidet, gewissermaßen das Reichsgenick; die Binnenschlachtfelder von Sekigahara, von Fushimi; die Burgen von Kyoto und Osaka und Hikone, Ota Nobunagas Hausmacht, die beiden Stellen der Überwindung geistlicher Übergriffe und den Ansatz des Prinzen Yamatodake (114, 320 bis 330 n. d. Ztwde.) zu seinem Ostmarkenzug gegen die zweite Schlüssel- und Genicklandschaft des Kwanto.

Dort am Kwanto scheidet eine zweite Schwerlinie, die „Fossa magna", Altkultur- und Koloniallandschaft. Vom Gipfel des Fuji oder Asama sieht man die beiden Schicksalsmeere, Pazifik und Japansee, aufglänzen, erkennt Kamakuras und Tokyos Lage (dessen Stadtschicksal so viel mit dem Berlins gemeinsam hat), den Reichsknick zwischen dem Mittelland und dem weiträumigeren, siedlungsärmeren Norden mit seinem geringeren Volksdruck und stärkeren Ainueinschlag.

1894 und 1904 wiederholen sich auf der Festlandbrücke in Korea die strategischen Operationen nach dem gleichen, von dem Deutschen Meckel erdachten, von Yamagata und Kodama zäh verfolgten Plan. So durchzieht geopolitische Logik zweieinhalb Jahrtausende japanischer Reichsgeschichte auf dem Wege der Verkörperung einer Reichsidee im Raum — vom Willen zuerst ahnenden und dann wissenden Blutes getragen, im Volksboden und Lebensraum verwirklicht.



Aus der Geschichte des Sugawara Michizane
Nobuzane zugeschrieben
Kitano-Schrein, Kyoto

Schatzhaus Shosoin bei Nara

IV

内海(瀬戸内海)及上方
Naikai (Seto no uchi umi) und Kamigata

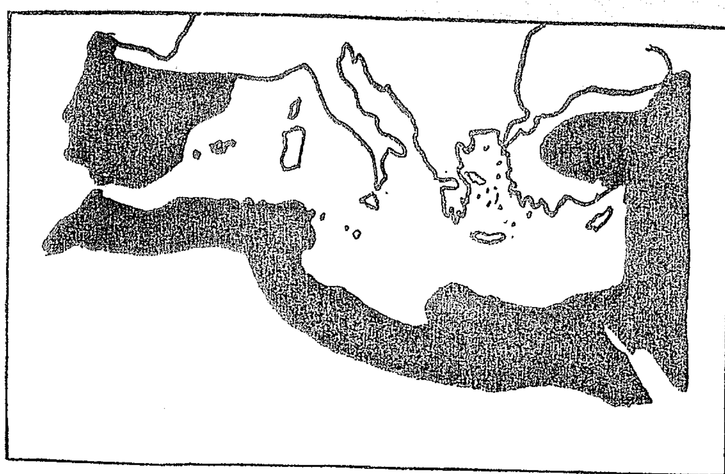
Die Inlandsee beim Zusammenspiel mit Kamigata, dem „Ahnenland", in den Randhochländern ihres innersten Winkels

Der Ort, wo Legende und Mythos mit dem im Raume greifbaren geschichtlichen Ursprung des Reichsbaues zusammentreffen, die geopolitische Geburtsstätte des großjapanischen Reiches von heute, liegt in Naniwa, der Stadt der „schnellen Wellen", dem heutigen Osaka, wo Jimmu Tenno an der Berührungsstelle zwischen der Inlandsee, die ihn herantrug, und dem „Ahnenland", das ihn lockte, ans Land gesprungen sein soll. Dort hat sich heute weit hinaus ins Meer der Mündungskegel des Bergstromes geschoben, der die Wasser aus den engräumigen Binnen- und Randhochländern aufnimmt, die am innersten Winkel der Inlandsee Kerngebiet des Reiches werden sollten und ihm schon als Frühwesen den Segen der Doppelzelligkeit, des Wunsches nach Ausbau und Vermehrung über Land und über See, in die Wiege legten.

Freilich entstand daraus in immer weiteren Lebenskreisen eine belastende Zerrung zwischen dem kontinentalen und dem ozeanischen Reichsgesicht, das Schicksal, daß es den Konflikt zwischen Athen und Sparta, an dem das alte Hellas doch zerbrochen war, in der eigenen Brust, im selben staatlichen Leibe würde tragen und austragen müssen. Dieser innere Gegensatz hat auch das Sonnenaufgangsreich mehr als einmal in kritischer Stunde schwer belastet, wie der kecke Wappenspruch „Fluctuat nec mergitur" das wogende Wappenschifflein der Stadt Paris. Aber beiden schrieb zuletzt die Muse der Geschichte in ihre Erztafeln: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker!"

Es sind harte Kämpfe ums Dasein des Reiches an den Schwellen der Inlandsee ausgefochten worden: der grimmigste bei Dannoura zwischen Heike und Genji, Taira und Minamoto, worauf die Taira aus dem innersten Reichsraum verschwanden; die folgenschwerste Schlacht 1905 auf der Schwelle von Tsushima zwischen Togo und Roschdestwensky. Das schwerste Ringen an Schwellen des Ahnenlandes bezeichnen die Namen Sekigahara und Fushimi, wie schon vorher Yoshino landwärts.

Immer wieder aber schnellte das zählebige Reich aus allen Belastungsproben empor wie der Drache des Ostens, in dessen Zeichen das Jubiläumsjahr 1940 gestanden hat.

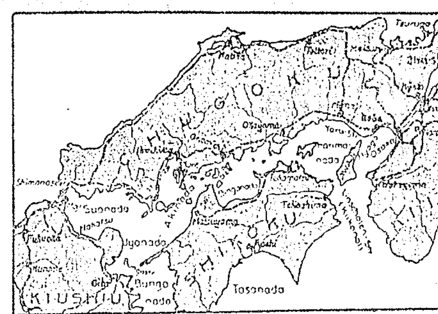


Nr. 15 Das arabische Mittelmeerreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung

Dazu trug seit der frühen Geburtsstunde des Reiches zuerst instinktiv, später bewußt die Doppelzelligkeit bei, die sich heute noch im Gegenspiel zwischen Landheer und Flotte, zwischen den Stämmen der Choshu mit ihrem Landgesicht und der Satsuma mit ihrem Seegesicht, die in beiden Diensten lange Zeit vorwaltend waren, fühlbar macht. Sie wurden jeweils im Überschwang von der mäßigenden Gewalt des Kaiserhofes ausgeglichen und zu einem ruhigen, steten Pendelschlag bewogen; ihr Wettbewerb ward so zu einer Kraftquelle, einem Gleichgewichtserhalter des Reiches, der zumeist das einseitige Herausdrängen aus der Stetigkeit der Entwicklung verhinderte.

Längst ist der raumpolitische Drang zur Umrandung eines Meeres als ein Leitmotiv der Reichsbildung von der politischen Erdkunde her in seinen Grundzügen erkannt. Wir sehen ihn wirksam in der phönikischen, griechischen, römischen, arabischen, spanischen und italienischen, dänischen und schwedischen Geschichte an der Ostsee. Im höchsten Grad wirksam ist er in der englischen, wo er seltsamerweise in der Ferne des Indischen Ozeans zu gelingen schien, aber in der nächsten Nähe, am Georgskanal gegenüber Eire, in der weiteren Nähe des Atlantik durch die amerikanische Unabhängigkeitserklärung mißriet, wenn auch eine Art kulturpolitischer Hörigkeit bestehen blieb. In der Nachfolge des Mutterlandes nahmen die US.-Amerikaner das Leitmotiv des Umrandungswillens auf, haben es früher an der Beringsee und später beinahe beim amerikanischen Mittelmeer verwirklicht und den spanischen Versuch 1521 bis 1576 am Pazifischen Ozean wieder aufgenommen, aus dem größten Meer der Erde ein Mare clausum zu machen. Dort aber trat ihnen das zuerst an der Inlandsee, dann an der Japansee, endlich in der Südsee geschulte Japan entgegen, des Wesens dieser Frage kundig und dementsprechend mißtrauisch gegen fremde Versuche, ihm zuvorzukommen.

Die erste Schulung dafür empfing es an der Inlandsee (Naikai, Seto no uchi umi). Sie hatte gelehrt, wie man Raumwahrung zu Lande mit vorsichtiger Behandlung der von Natur so leicht untreuen Wellen des Meeres zu verbinden habe. So vermied der japanische Reichskern rings um die Inlandsee von Anfang an den Fehler, mit der größten Insel die anderen, Kyushu oder Shikoku, zu vergewaltigen — einen Fehler, den Großbritannien gegenüber Irland beging —; Japan fügte die Gesichtseiten aller drei Hauptreichsinseln „matris non dominae ritu": nach Art einer gemeinsamen Mutter, nicht einer Herrin zusammen. Darum fehlt das Problem „Irland" in der japanischen Reichsgeschichte, obwohl es ein paarmal darin aufblitzte, in Kyushu wie in Shikoku. Vielleicht erwacht es in Korea, das seit 1909 Reichsteil im Rahmen der Umrandung der Japansee geworden ist, aber völkisch der Einschmelzung widerstrebt.



Nr. 16 Japan mit seinen Stammlanden an der Inlandsee

Eine frühe reichswichtige Instinkthandlung beim Zusammenfügen der Inseln um die Inlandsee und beim Weiterbau des Ahnenlandes war die Verknüpfung der losen Gauzellen durch eine neue Landeseinteilung, die schon 627 n. d. Ztwde. erfolgte. Die Provinzen (Kuni oder Koku = Länder), die in Kreise (Kôri = Gaue) zerfielen, wurden zusammengefaßt in sieben Großlandschaften, die Straßenwegrichtungen entsprachen (Dô). Sie gingen von der im Mittelpunkt der Hauptinsel Hondo gelegenen kaiserlichen Hausgutlandschaft „Gokinai", den fünf Gauen um Kyoto, Osaka, Nara aus und wurden Tokaido (Ostküstenweg), Tosando (Ostbinnenweg), Hokurokudo, Sanindo, Sanyodo, Sankaido und Saikaido benannt. Als achte kam 1767 der Hokkaido (Nordmeerweg) hinzu, der die Insel Yezo (bisher Ainureservat) und die Kurilen umfaßte.

Auch bei dieser frühen Großeinteilung spricht sich das Bewußtsein der zugleich binnenländischen und küstenbestimmten Reichsverhaftung schon in den Namen der Großweglandschaften aus, wobei die Küste als zusammenhaltendes Reichsmotiv mit fünf Benennungen überwiegt.

Die Reichseinteilung nach Entwicklungsrichtungen längs der Hauptschlagadern des Verkehrs, der Reichsstraßen, im vergrößerten Reichskörper bedeutet einen großen Schritt über das bisherige Reichsideal hinaus. Denn „Tao", „Dô" ist ein vieldeutiges Wort: es bezeichnet sowohl eine geistige Haltung, Richtung im höheren Sinne unseres Wortes Weg, wie in Tao te king, dem Weg zur Tugend des Laotse, oder in „Kôdô", dem „Königsweg", dem „kaiserlichen Weg" der Lebensführung, wie auch die gebahnte Reichsstraße, die an der Küste durch Benützung und Verfestigung der Dünenwälle entstanden

sein mag. Ein reichsverbindender Gedanke, wie bei den Straßen des Führers, blitzt in Japan bereits 627 auf und wird durchgehalten.

So hat diese höhere Provinzialgliederung jenseits der Gaue und ihrer örtlichen Verbindungen und Wasserscheidengrenzen wieder einen doppelten Sinn. Der Umrandung und Einfügung der Inlandsee in den Reichskörper sicher, fühlt man darüber hinaus die Verantwortung einer Überwachung der verkehrsfeindlichen Küste der Japansee im Norden auf der einen Seite und des anwogenden Pazifischen Ozeans (Taiheiyo) auf der anderen, der vorläufig nur verkehrsfreundliche Gestade ohne feindliche Gegenküsten berührte und aus dem erst neun Jahrhunderte später Gefahren anrollen sollten.

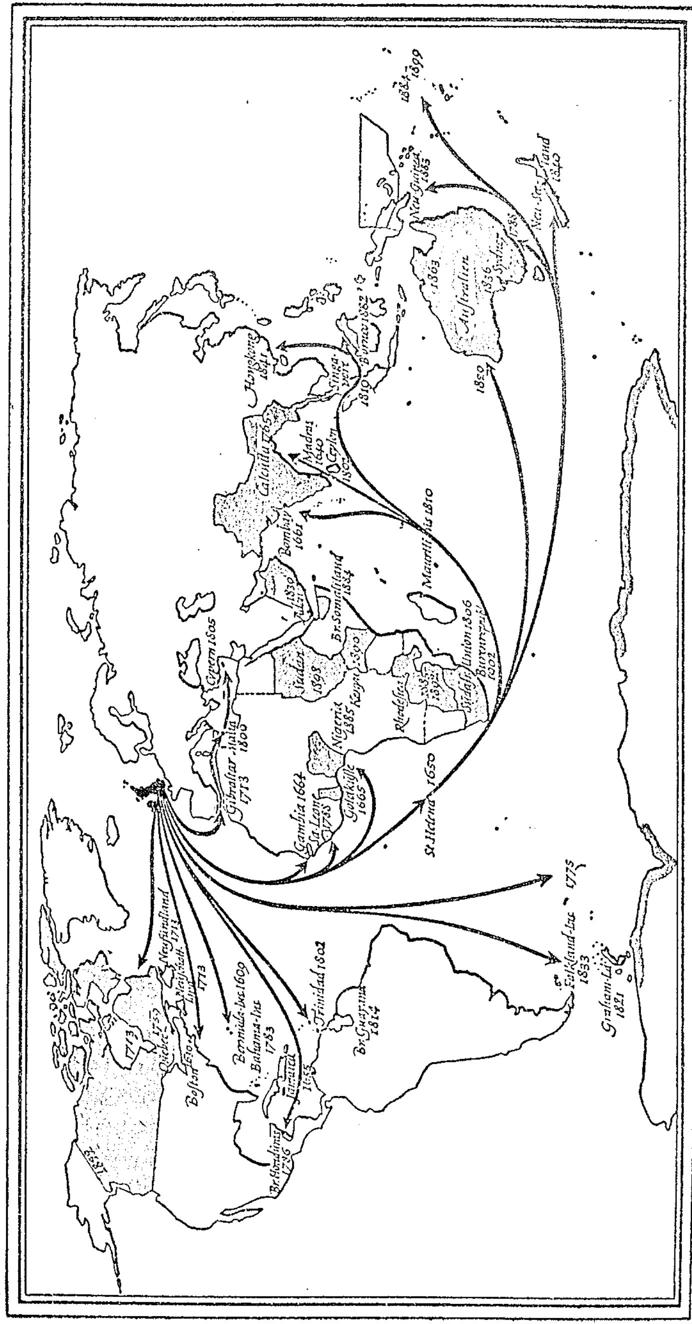
Auch in der Festlandkernzelle wohnte ein reichsbildender Gedanke, der in der Heldenfahrt des Prinzen Yamatodake heroisch ans Licht getreten war. Ihre Lage ist zwar in der Zeit unsicher, aber im Raum nicht zweifelhaft. Sie folgte im wesentlichen der Richtung des Tokaido, wie er sich später herausbildet, und zielt schon darauf hin, die „Menschen des Innern" zu verdrängen, was später in das bewußte Nordwärtsschieben der Urbevölkerung übergeht.

Es besteht zwischen der Yamatorasse und ihrem vordringenden Lebensraum im Süden und in der Reichsmitte und der lockeren weichenden Ainubesiedlung im nordöstlichen Raume dasselbe Verhältnis, wie — nach der Beschreibung der Brüder Sarasin — an anderer Stelle, im größeren Maßstab der asiatisch-australischen Inselbogengirlanden, zwischen den malaio-polynesischen Küstenbewohnern und den „Toriadja", den „Menschen des Innern" auf den großen Sundainseln: Umrandung, Einkreisung auf dem Wege der Küstenbesetzung, des Festhaltens randständiger Inseln, „gleichsam an der Küste verankerter Schiffe", das Inselvölkern und Inselstaaten so vertraut und fast eigengesetzlich wesensgemäß und arteigen ist. So hat sich auch England zu einem Streubesitzreich rings um die Erde ausgedehnt, wird aber heute in kontinentale Verwicklungen hineingezogen, die, wie es ihm sein eigener Staatsmann Palmerston vorausgesagt hat, auf die Dauer seine Kräfte übersteigen werden.

Noch ist Japan nicht in solche Verwicklungen geraten, aber gewiß schwebt die gleiche Gefahr auch über diesem Inselreich. Beim Vorstoß aus dem Gokinai, dem Kamigata, nach Osten begann dieses mehr kontinentale Vorgehen; es brachte auch den einen oder anderen Rückschlag im kleinen schon in der Frühgeschichte des Reiches, so zwischen Kwanto und der Gegend von Sendai um die Burg Taga.

Wer zu viel umfassen will, hat Mühe mit dem Festhalten („Qui trop embrasse mal étreint"). — Das ist die Gefahrenseite doppelzelliger Entwicklung, wie sie das Reich von Yamato nach der Überwältigung der Stammeskönigreiche in Kyushu und in Westhondo der Kernzelle Großjapans vererbte, die Schattenseite seiner Sendung, wie sie das Großreich der Inselbögen beim Übertritt auf das Festland überkam. So liegen die Keime zu den geopolitischen Schwierigkeiten der Jahre zwischen 1937 und 1940 schon in grauen Tagen am Stoßpunkt von Inlandsee und Ahnenland verborgen.

Dieser aus der Umrandung der Inlandsee und des Ahnenlandes durch die erste Umfassungsfahrt des Reichsgründers herrührende Wesenszug der Reichs-



Nr. 17 Die Ausbreitung des britischen Weltreiches

Nr. 18 Der Anfang des Nakasendo (vereinfacht nach J. J. Rein)

bildung tritt wiederholt in der späteren Weiterentwicklung auf, besonders deutlich bei der Anlage des Reichsfeldzuges gegen den eigenwilligen Satsumastamm unter Hideyoshi, beim Vorstoß gegen Korea 1894 und 1904, mit küstenhaftender Umfassung, und wieder von 1937 bis 1939 in dem Streben des Abschlusses der chinesischen Küste in ihrer ganzen Ausdehnung von über 7000 km hinter einer Landfront von mehr als 5000 km, durch Besetzen aller wichtigen Zugangspforten vom Meer her. Auch das ist ein Beweis für das folgerichtige Handeln der Rasse beim Reichsausbau als der Verkörperung einer ganz früh in der Volksgeschichte vorgefaßten Reichsidee. Die Methode ist aus dem Wesen der Küstenlebensform und dem Verbindungsmittel der Flotte entstanden, wobei das strombestimmte (potamische) Motiv fast wegfällt, das in China, aber auch in Mitteleuropa („Problem der drei Flüsse: Donau—Rhein—Weichsel" Rudolf Kjelléns) so vorherrschend ist, während es in Japan, wie auch in anderen berühmten Küstenstaaten wie Genua, Chile, leicht verkannt wird.

Hier sprang für Japan ergänzend der Binnenvorstoß aus dem Ahnenlande nach Nordosten ein, wie er etwa dem Wesen des Nakasendo (Binnenbergweges) entspricht, den in seiner kulturpolitischen und sozialen Bedeutung J. Rein grundlegend geschildert hat.

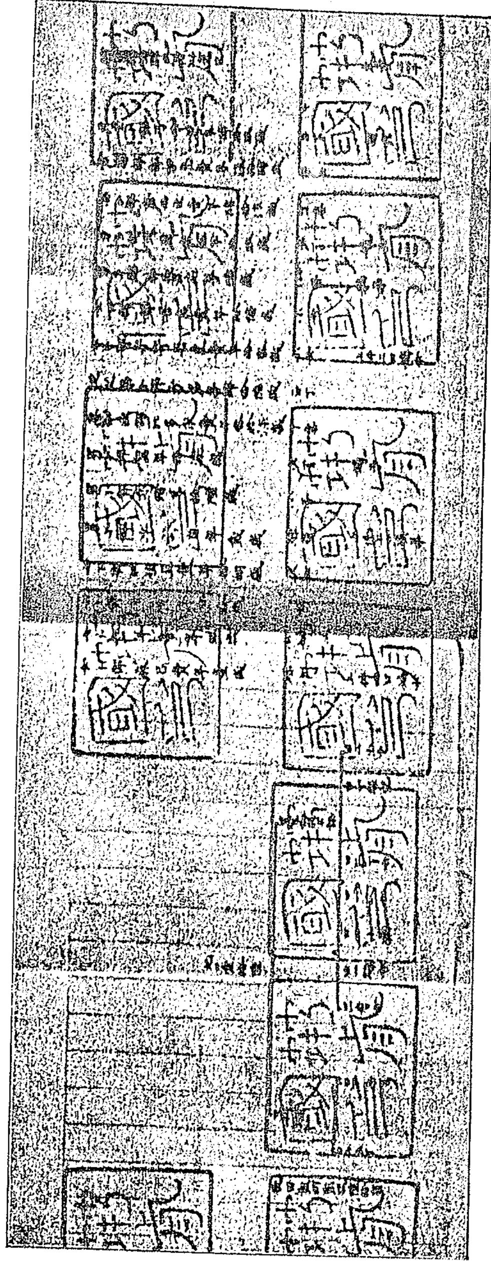
Der erste, dem Raum, wenn auch nicht der Zeit nach festliegende Versuch, die beiden Bewegungstendenzen nach Osten über den Bereich der beiden frühen Reichszellen hinaus zusammenzubauen, ist der Ostmarkenzug des Prinzen Yamatodake (takeru). Er liegt nach der amtlichen Reichszeitrechnung 114 n. d. Ztwde., nach der zusammengeschobenen Chronologie 320 bis 330 n. d. Ztwde. Aber Wedemeyer weist in der „Räumlichen Entwicklung des Reiches von Jimmu bis Suijin" (S. 167 ff. der Frühgeschichte) nach, daß der Grundzug zu solchem Vorgehen schon vorher lebendig war.

Eine Zustandsschilderung fast im Stil von Tacitus' Germania findet sich im Kapitel „Wa" im „Hou-Hanshu" (Wedemeyer, S. 171) und im „Weichi" über das Reich der Kaiserin Himiko. Wenn Wedemeyer gewiß damit Recht hat, daß der Ostmarkenzug nur bedingt als „Verkörperung des nach Osten dringenden japanischen Volkes überhaupt" anzusehen sei, so ist er doch die staatsmythologisch wirksamste gewesen. Auch die nüchternste Zurückführung auf den erweisbaren Tatbestand rüttelt nicht daran, daß Yamatodake bis nach Tsukuba und Nihibari in dem heutigen Gau Hitachi gekommen ist unter bewegten persönlichen Schicksalen, deren Verkettung alle Vorbedingungen zur Entstehung eines glänzenden nationalen Epos geboten hätte. Es bildete sich jedoch nicht im Zusammenhang, sondern in Einzelstücken, die von 645 bis 669 in die letzte Form gebracht sein mögen, wie sie sich im Kojiki und Nihongi findet.

Gewiß besteht — gegen Martin und mit Wedemeyer — kein Grund, die geschichtliche Persönlichkeit der heroisch am meisten hervortretenden Erscheinung des Kaiserhauses aufzugeben; am allerwenigsten als sinnbildhafte Galionfigur einer Reichserweiterungsrichtung, die auf die Überwindung des Puffergürtels hinzielt. Dieser war zwischen der vordringenden Bronze- und Eisenkultur von Yamato und dem damals fast leeren, heute vom Volksdruck wimmelnden Grenzmarkengebiet des Kwanto in Händen der Ainu und wurde für Yamato nur etwa so ähnlich festgehalten, wie das Westslawengebiet durch die Burgen der sächsischen und salischen Kaiser.

Die angeblich zehnjährige Heldenfahrt beginnt bezeichnenderweise mit einer religiösen Zeremonie im Tempel zu Ise, wo heute noch Siege des Reiches zu Land und zur See den Ahnengöttern feierlich gemeldet werden. An Sagami ist die Sage von der Einkreisung des Prinzen auf einsamer Heide durch ein Feuer der Wilden geknüpft, dem er ein Gegenfeuer entgegenstellt, nachdem er mit dem Schwert, das von dort ab „Grasmäher" hieß, eine kahle Stelle um den eigenen Standpunkt geschaffen hat. Dann weiht sich seine Gattin Oto Tachibana bei der stürmischen Überfahrt nach Kazusa dem erzürnten Meergott als Opfer und wird nach acht Tagen an Land getrieben und feierlich bestattet, worauf sie dem Lande Azuma seinen Namen gab.

So umfaßte die Fahrt Abenteuer in Iwaki, Shinano und Echigo und endete zuletzt am Berge Ibuki mit einer letzten rührenden Botschaft an den kaiserlichen Vater Keiko, der Kyushu zum Reich herangeholt hatte. Die gleiche Leistung mußte aber nach dem Tode des Prinzen noch einmal gegen das Reich der Kumaso durchgeführt werden, bis die Kaiserin Jingo Kogo die weitere Rich-



Familienstandsurkunde aus der Taikwa-Zeit

Unterschiede je nach Binnenneigung oder meerstrebiger Auswirkung erkennen lassen. Das alles läßt sich vielfach schon aus örtlich angeknüpften Märchen und Sagen, aus den ersten itinerarartigen Reichskarten und Chroniken ablesen.

Auch darin, im Kojiki, Nihongi, später Jinnoshotoki, in der Geschichtssammlung des Prinzen von Mito spiegelt sich jener Pendelschlag zwischen Beharrungsvermögen bei konservativer, insularer Gesinnung, die lieber Raumanpassung unter Schrumpfung sähe (wie ja die Insel zu Kleinwüchsigkeit auch biologisch neigt), und zwischen ruckweisem Vorstoß, wenn die mit großer Zähigkeit und Heimatliebe festgehaltenen Gauzellen so überfüllt sind, daß sie nach außen drängen und zum Überströmen gezwungen sind. Dabei offenbart sich eine erstaunliche Fähigkeit der Gauzellen, einem hohen Volksdruck innerhalb ihres natürlichen, wabenförmigen Aufbaues standzuhalten.

Fließen die Gefäße freilich nach Art eines Systems von kommunizierenden Röhren ineinander, dann kommt es zu erneuter Rassenverschmelzung, für die zunächst das Ahnenland, dann Mitteljapan um die Inlandsee wie vorbestimmt erscheinen, nachdem einmal die Urbestandteile der Inselrasse aus weiten Räumen mit sehr verschiedener Grundanlage herangeführt worden waren.

Übersetzung der Familienstandsurkunde

Hausstandsregister des Kreises Shima der Provinz Chikuzen. Gemeinde Kawabe. Taihō 2. Jahr (702)

Hausherr Urabe no Nomoso 49 Jahre alt	Ordentlicher Erwachsener	Besteuerbarer Hausstand
Mutter Kuzunobe no Ishime 74 Jahre alt	Greises Weib	
Gattin Urabe no Hosazume 47 Jahre alt	Erwachsene Gattin	
Sohn Urabe no Kuromaro 13 Jahre alt	Geringer Erwachsener	Echtsohn
Sohn Urabe no Wakashi 6 Jahre alt	Kleiner Bursche	Echter jüngerer Bruder
Tochter Urabe no Kagorame 16 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Okagorame 13 Jahre alt	Kleines Weib	Diese beiden echte Töchter
Jüngerer Vatersbrudersohn		
Urabe no Katana 46 Jahre alt	Ordentlicher Erwachsener	
Gattin Nakatomibe no Hitameme		
37 Jahre alt	Erwachsene Gattin	
Sohn Urabe no Kuro 17 Jahre alt	Geringer Erwachsener	Echtsohn
Sohn Urabe no Akai 16 Jahre alt	Kleiner Bursche	[Brüder
Sohn Urabe no Okoshi 2 Jahre alt	Grüner Knabe	Diese beiden echte jüngere
Tochter Urabe no Hisazume 18 Jahre alt	Minderes Weib	
Tochter Urabe no Akame 13 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Hitsujime 9 Jahre alt	Kleines Weib	
Tochter Urabe no Marome 1 Jahr alt	Grünes Weib	Diese vier echte Töchter

Zusammen 16 Münder:

- 12 Münder nicht besteuerbar:
  - 2 Münder Kleine Burschen
  - 1 Mund Grüner Knabe
  - 2 Münder Erwachsene Weiber
  - 1 Mund Minderes Weib
  - 4 Münder Kleine Weiber
  - 1 Mund Grünes Weib
  - 1 Mund Greises Weib
- 4 Münder besteuerbar:
  - 2 Münder Ordentliche Erwachsene
  - 2 Münder Geringe Erwachsene

Erhalten Feld: 2 Chō 2 Tan 60 Ho

(Zwölfmal gestempelt:) „Stempel der Provinz Chikuzen“

V

黑潮及親潮
Kuroshiwo und Oyashiwo

„Kuroshiwo" und „Oyashiwo" helfen „Yamato" formen
Das Reich im Strömungsspiel und die rassenpolitischen Grundlagen der Frühreichswerdung

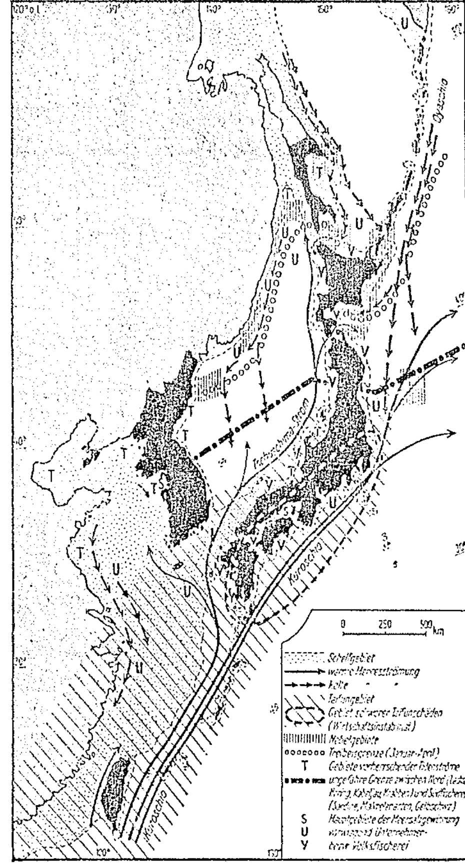
Ein deutlicher Nachweis für die geheimnisvollen Zusammenhänge von Blut und Boden ergibt sich aus dem Versuch, aus einem scheinbar ganz anorganischen Strömungskartenbild das Zusammenfließen der japanischen Rasse zu erklären. Er trifft zu, auch wenn dieses Blut aus weitentlegenen und verschiedenen Quellen strömt, und der Boden größtenteils von Salzwasser überflutet ist und eigentlich nur mit den steilsten Gebirgsketten aus dem Meer herausragt. Man lege nur in Gedanken über das Bild der Meeresströmungen rings um Japan und seiner Fischgründe das Bild der Rassenströme, deren schließlich zusammenfließender, in eines geschmolzener Wille das Yamatoreich aufgerichtet und zum ozeanischen Vorkämpfer Asiens am Pazifik gemacht hat.

Wie groß die Gunst des Bodens, der natürlichen Anlage war, auf der das Reich entstand, das ist schon gezeigt worden, wie weiterhin versucht werden soll, die Spannungen, das Gegenspiel der Fermentierung zu enthüllen, aus dem es gezeugt wurde.

Woher kamen die Rassen, die es bauten, aus deren Kampf und Ringen das Reich entstand? Was brachten sie aus urtümlicher Veranlagung über die Inselketten, die Meerengen, die Strömungen mit, die sie überwinden mußten, ehe sie auch nur in die Kernzellen eindringen konnten? Welche Zusammenhänge blieben mit den ursprünglichen Rassenböden, den Rassenwiegen erhalten? Welche lösten sich völlig oder doch großenteils? Welche blieben noch im Mythos, in der Sage erhalten, auch wenn sie im Schrifttum nicht mehr greifbar sind?

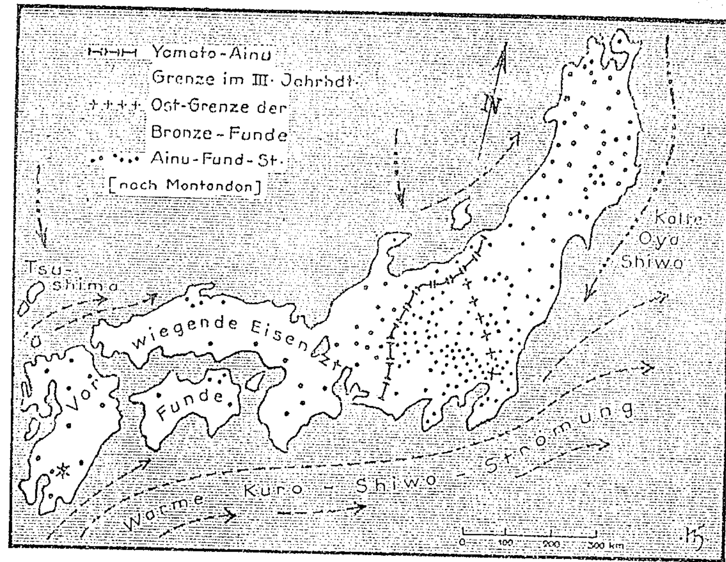
Welchen Regeln das Spiel der Luft- und Meeresströmungen folgte, die verschiedene Rassenbestandteile aus dem Norden, dem Nordwesten, dem Südwesten und Süden heranführten, als das Ringen der Rasse um den Raum im reichsbildenden Inselbogen begann, das wissen wir nicht. Wir werden es über Ahnungen, Schätzungen und Vermutungen hinaus wahrscheinlich nie erfahren.

Wir wissen nur, daß die bodenfeste und die bodenschweifende organische Decke des ursprünglichen Reichsraumes: Pflanzenwelt, Tiere und Menschen damals viel nördlicher war als heute. Ein starker Antrieb von Süden, von wärmeren Meeren her hat sie dann mit einem südlicheren Einschlag überzogen, der ruckweise zuletzt die früheste, schweifende Fischer- und Jägerschicht der „Koropokguru" und „Ainu" auf eine Handvoll von museumsreifen Überbleibseln in den Nordinseln mit weniger als 20000 Köpfen zusammengedrängt hat, wo die siegreiche Yamatorasse sie um die Wette mit Munro, Batchelor, Montandon und anderen Fremden studiert. Diese Rasse selbst erwies ihre vorwiegende Südherkunft in Begleitpflanzen, Hausbau, Heizung, Wohnsitten, Sage und Verhalten im Brauchtum, in der Ablehnung nördlichen, rauhen, einem scharfen Wechsel unterliegenden Kontinentalklimas, auch der Höhenlage und Meerferne für die Siedlung und Wanderung des japanischen Volkes.



Nr. 19 Strömungsbild und Meerernährungskarte (nach Dr. Schepers, Fischereigrundlagen Japans)

Die Leser brauchen nicht zu befürchten, daß wir sie in das vorläufig noch uferlose Meer des Gelehrtenstreits und der Vermutungen über den Ursprung der hochbegabten, durch Auswahl entstandenen Mischrasse hineinziehen, die heute die Inselbögen rings um ihren ursprünglichen Rassenschmelztiegel bevölkert und von ihnen aus festlandwärts und ozeanwärts ihr Reich ausbaut. Die Wissenschaft der Altertumskunde, Völkerkunde und Frühmenschenforschung ist in Japan zwar noch jung, doch ehrlichen Eifers voll. Sie hat aber noch nicht einmal die Frage einwandfrei beantworten können, ob die frühen Höhlen- oder Grubenbewohner (Koropokguru) und die Ainu wesensgleich, wesensähnlich oder wesensverschieden sind. Die erste einigermaßen sichere Altsteinzeit-Fundstätte ist erst 1931 erschlossen worden; bis dahin war die Weisheit, die der Spaten erschloß, bei der Jungsteinzeit zu Ende, die von Südwesten her mit den Mitteln der Bronze- und Eisenkultur überwunden wurde.



Nr. 20 Spuren der Ainu-Kultur (nach G. Montandon)

Diese Waffen sind von Menschen geführt worden, die aus dem Südwesten des Stammreiches gegen die Mitte der Hauptinsel und von dort mit Rastpausen und ruckweisen Teilvorstößen weiter nach Nordosten vordrangen. Auch sie setzten sich aus verschiedenen Rassenströmen zusammen, von denen der eine über die Straße von Tsushima aus tungusischem oder nordchinesischem Rassenbereich, ein weiterer über See aus den damals noch nicht chinesischen Yangtselandschaften, der lebensvollste und richtunggebende aber ganz gewiß nach langen Wanderungen, zuerst auf dem Festlande, dann über Inselbrücken und die Trittsteine der Ryukyu — vielleicht auch nach einem vorherigen Zwischenaufenthalt an der Südspitze von Korea —, über See, aus dem malaio-polynesischen Wanderfeld des Großen Ozeans, der Südsee, gekommen sein muß.

Die Frühetappen des Ringens zwischen der sich zusammenfügenden Yamatorasse und den Ainu hat Georges Montandon in seinen schönen übersichtlichen Fundkarten gegeben, aus denen wir einen Zusammenbau einfügen.

Entscheidend bleibt der Antrieb, die Kraftrichtung von Südwesten nach Nordosten, die schon ihre rassenpolitische Frühgeschichte der Reichsbildung erteilt hat: das Bestreben, sich mit südbestimmten Siedlungseigenschaften beherrschend über nördlichere, dünner besiedelte Landschaften hinwegzuschieben, zunächst mit kriegerischen, wehrhaften Oberschichten, und Führungsanspruch über sie zu erheben Der „Kuroshiwo", die starke, dunkelblaue Südströmung, war die stärkste unter den heranführenden Kräften. Sie drängte, wie sie das im regelmäßigen Spiel am Kap Nambu heute noch tut, die kalte „Oyashiwo", die Nordströmung, zurück und zur Seite, die wahrscheinlich ursprünglich die Ainu aus ihrem weiten nordasiatischen Wanderfeld in diese Südzunge herein-

geführt hatte. Die schwächste der drei, die Tsushimaströmung, führte über die Meerenge Zuströme, aber keine entscheidenden rassenpolitischen Impulse heran.

Das Los der Ainu ist tragisch. Sie selbst und was vor ihnen war sind Grundgemäuer im Stammreichsbau, etwas sichtbarer im Nordosten als noch erhaltener bizarrer einstiger Nordosteckstein, mit Resten erkennbar in Fluß- und Bergnamen fortlebend, z. B. in dem des stolzen Reichsvulkans Fuji-San.

Ein Zusammenbau der Fundkarten von Montandon zeigt, daß die Ainufunde sich über das ganze Stammreich verteilen; spärlich über den Südwesten; gleichmäßiger über den Nordosten; am dichtesten über die Reichsmitte. Das ist der wichtige Reichsteil zwischen der Yamato-Ainu-Grenze des 3. Jahrhunderts n. d. Ztwde., die sich von der heutigen Petroleumlandschaft um Niigata gegenüber der Insel Sado längs der japanischen Alpen bis zu den Bergen östlich von Nagoya hinzieht, und der Ostgrenze der wichtigsten Bronzefunde, die von derselben Gegend im Nordwesten östlich der „Fossa magna", des großen vulkanischen Grabenbruches, ins Kwanto verläuft, dorthin, wo später die heutige Reichshauptstadt Tokyo in ihrer Brückenlage zwischen Altkulturlandschaft und herangeschmolzenem Kolonialgebiet entstand. Vor allem längs der warmen Kuroshiwoströmung und ihrem Tsushimaseitenarm drang die Yamatorasse gegen die Ainu vor; über die kalte Oyashiwoströmung und ihren Fischreichtum zogen sich die Ainu, gewiß nicht kampflos, in die Nordberge und auf die nördlichen Fischgründe zurück; je weiter sie nördlich zurückwichen, desto mehr und deutlichere Spuren im Blut, in der Keramik, in Jagdsitten und Fischereigerät haben sie hinterlassen.

Auf unsicherem Grund stehen noch die Vermutungen über den Blutanteil der einzelnen, die Rasse bildenden Blutströme, oder die Behauptungen über kaukasoide oder tungusische, eskimoverwandte Herkunft der Ainu; und sogar ausgezeichnete Beobachtungen von körperlichen und seelischen Einzelheiten können bei allzu kühnen Verknüpfungsversuchen auf Irrwege führen (was selbst Erwin Baelz erfahren mußte, der wohl unter allen Deutschen der beste Kenner der körperlichen und seelischen Eigenschaften der Japaner war). Immerhin tritt klar und deutlich auch aus der rassenpolitischen Frühgeschichte des Japanischen Reiches die Antriebsrichtung (Impuls) und ihre Bewegungswucht (Dynamik) hervor, die der Reichswerdung vom Blut her erteilt worden war und die sich in Stammeswanderungen aussprach. Keine Völkerwanderung hat das Bewußtsein der blutmäßigen Zusammengehörigkeit, des „Dôbô", Geschwistergefühls, der Sippengemeinschaft gestört, so daß der Uji-Geschlechterstaat mit derselben Reichsidee fast ohne Bruch in den Beamtenstaat mit Zentralgewalt, in das Feudalgefüge und in das Kaiserreich von heute übergehen konnte.

Diese Tatsache scheint uns für eine Darstellung der Entwicklung der japanischen Reichsidee so überwiegend bedeutsam, daß daneben das rassenwissenschaftliche Labyrinth, in dem sich im Fernen Osten die Forschung noch bewegt, in den Hintergrund treten kann.

Wir haben uns mit diesen Fragen in dem Göschenband „Alt-Japan" in den Hauptstücken: II. Shinto, Kami und Koropokguru, III. Wa und Yamato und

IV. Uji auf kleinstem Raum auseinanderzusetzen gesucht. Wen die Einzelheiten dieser Züge reizen, wen der Stand der fremden und japanischen Frührassenforschung und ihre Auseinandersetzung mit dem strengen und unerbittlichen Staatsmythos lockt — der den Reichsbeginn auf den 11. Februar 660 v. d. Ztwde. setzt, und davor von 10000 an die Götter- und Heroenzeit, an der die Überlieferungstreue nicht rütteln läßt, obwohl die schriftliche nationale Festlegung erst dem 6. Jahrhundert n. d. Ztwde. entstammt —, der findet die gewünschte Wegeführung dort.

Auch in Japan selbst herrscht durchaus keine einheitliche Anschauung über den Zeitpunkt der völligen Erlangung rassenpolitischer Einheit. Manchen, darunter vielleicht Nachod, gilt die Taikwa von 645 bis 652 als der entscheidende Einschnitt, andere, wie Kazan Kayahara, bezeichnen die Zeit der Ernennung des Yoritomo Minamoto zum Seitai-Shogun und des Gleitens des Machtschwerpunktes nach Osten an die ehemalige Koloniallandsgrenze um 1192 als den wesenswichtigsten Einschnitt der japanischen Altgeschichte, der dem Ringen zwischen Yamato- und Ainurasse ein Ende gesetzt und den inneren Ausgleich der Yamatorasse herbeigeführt habe. Nach anderen hat erst die zweieinhalb Jahrhunderte dauernde Reichsabschließung unter den Tokugawa-Shogunen in der Yedokultur diesen Ausgleich vollendet. Danach würde das Meijizeitalter von 1868 bis 1912 die volle Gunst der Kraft des Status nascendi vollkommener Rassenzusammenschmelzung für sich gehabt und daher seine reichsbildende Kraft bezogen haben, von der Richthofen sagte, „nie sei bei einem Volk so unvermittelt latente Energie in kinetische umgewandelt worden". Der Treibstoff dazu ist in frühen Zuständen der Rassenmischung bereitet worden, als Yamato die Reiche der Wa und Izumo überwand und mit ihrer Kraft die Ainu.

Krause erklärt die Rassenverschmelzung bis heute noch nicht als abgeschlossen und betont, wie leicht man noch malaiischen und festländischen Einschlag unterscheide. Gewiß ist es eine rassenpolitische Komponente, die sich in dem fortwährend in der Reichsgeschichte spürbaren Gegensatz der südwestlichen und nordöstlichen Klane (Han, Stämme) zur Geltung bringt. Die Matriarchatreiche auf Kyushu, der aufgesogene Teilreichskern um Izumo und das beide aufsaugende Reich Yamato sind durch rassenpolitische Gegensätze des Bluteinschlages in ihrer Eigenart bedingt. Wieder eine besondere Spielart bildet der meerbeherrschende, noch in der Meijizeit in der Flotte vorwaltende Satsumastamm, dessen Fürstenhaus Shimazu auch bei dem Aufbäumen der südwestlichen Klane gegen das nordöstliche Tokugawa-Shogun-Regime führend war. Die Vorgänger der Tokugawa waren die im gleichen Raum Kwanto begüterten Minamoto, Gegner der aus Kyushu ihre Hauptkraft ziehenden Taira. Hinter den Minamoto stand abwartend — ähnlich nordisch abgestuft, wie Satsuma südlich vom übrigen Kyushu — der Norden der Hauptinsel mit der Gefolgschaft der Großgrundherren Date. Ihre vielfach erhaltenen Bildnisse tragen abweichende Züge, wie sie besonders kennzeichnend für den Norden z. B. die Statuette des Date Masamune aus der Frühchristenzeit enthüllt.

Noch 1894/95 und 1904/05 galt die aus dem Norden rekrutierte Sendaidivision als besonders hart, ebenso wie die Kyushudivisionen, weil in beiden der Süd-

sowie der Nordtyp der Yamatorasse besonders unvermischt in ihren guten Eigenschaften zur Geltung kommen. Der Mischlandschaft um Osaka sagte man wehrgeopolitisch größere Geschäftstüchtigkeit, aber geringere Opferbereitschaft nach.

Bei der sorgfältigen Pflege der Geschlechtsregister nicht nur in fürstlichen (Kwazoku) und Wehradelsfamilien (Samurai), sondern auch beim „Heimin", dem Bauern und Bürger, war es leicht, Zumischungen stammbaummäßig und blutmäßig zu erkennen, z. B. solche, die aus Verpflanzungen von Handwerkerfamilien vom Festland stammten.

Die Zugehörigkeit zu uralten Ujifamilien, Kuge- oder Bukegeschlechtern verleiht noch im Japan der Shôwazeit ethnische, allgemein anerkannte Vorrechte, wie etwa im Falle eines Hofhistorikers die Herkunft von dem kaisertreuen Ritter Kusunoki Masashige, oder eines Daimyoerben von jenem seiner Vorfahren, der bei der Mongolenabwehr und bei einem Hilfszug für Kaiser Godaigo mitgefochten hatte. So rankten sich, z. B. bei Familien, die ihre Abstammung mit Stolz auf die Fujiwarakanzler zurückführten, wie auch beim alten Fürstenstamm der Konoye, Rassenwerte aus Frühzeiten des Reiches in seinen heutigen Bestand durch mehr als zwei Jahrtausende fort und waren im Rassenbild noch deutlich auf Zuwanderung von Blut aus Jahrhunderten v. d. Ztwde. zu erkennen, bildeten also bewußt wertvollsten Reichsbaustoff.

Diese Baustoffe erfuhren im Laufe der Reichsgeschichte Umwertungen, je nachdem das Bedürfnis nach harten Wehrträgern oder nach kulturpolitischen Verfestigern oder Verfeinerern im Vordergrund stand. Bald galt die Hofdamenkultur von Kyoto als Gipfelpunkt feiner und höfischer Sitte, bald überwog die Verachtung des Feudalkriegers, des Grenzkämpfers gegenüber dem verweichlichten Hofadel; die „Buke" eroberten wohl auch die heilige Kaiserstadt samt ihrem Patriziat, deren Überlieferungsträger gelegentlich ins Kloster gesteckt oder verbannt wurde oder unter den Schutz einer ritterlichen Gegenpartei flüchten mußte.

Aber immer wieder gab eine strenge, ursprünglich freiwillig über die leidenschaftliche, werdende Einheitsnation gespannte Zeremonialdecke die Möglichkeit zur Wiederauswiegung der Gegensätze, und beider Überlieferungslinie ist eigentlich nie abgerissen oder gebrochen worden.

Kennzeichnend ist z. B. ihre Vereinigung zur Teezeremonie Chanoyu, deren Hauptträger der Wehradel gewesen ist; trotz blutigen inneren Feudalfehden verband ein formenreicher Waffenkult alle Rassenzuströme. Auch die Vorliebe für verfeinerte Pflanzen- und Insektenformen als Wappenbilder, wie die Schmetterlingsflügel der kämpfenden Taira oder die Aoiblume der Tokugawa, die fünf Kugeln der Maida, die gekreuzten Falkenfedern der Asano wirkten auf weite Frist zusammenführend, nicht trennend. Die Yedokultur brachte noch einmal den ganzen gemeinsamen Rassenbesitz an schönen Formen zur Entfaltung, wenn auch überfeinert und in Gefahr zu erstarren.

Für das Erkennen des Fortwirkens verschiedener Rassenzüge unter einem scheinbar einheitlichen Rassengefüge gab es zu Ende der Meijizeit kaum einen geeigneteren Beobachtungsposten als eine Vertrauensstellung in einem weit-

gezogenen Offizierskreis (wie sie dem Verfasser zuteil wurde), mit der Möglichkeit, die körperlichen und geistigen Eigenschaften des besten Durchschnitts der Bevölkerung im Heere zu beobachten. Denn bei der beschränkten Rekrutenzahl jener Zeit lieferte die Aushebung eine Auswahl der Tauglichsten; sie ergab das Bild einer durchaus gesunden, höchst leistungsfähigen Rasse, welche die Folgen der Trägheitsstauung offenbar längst überwunden hatte.

Hausbau- und Heizgewohnheiten — beide für wirklich kalte Klimalagen fast unbrauchbar —, Kleidung und Wohnweise, Vorliebe für Nacktheit, das überheiße tägliche Bad, Neigung zur Wasserverschwendung, Reinlichkeit weit über den Durchschnitt der Nachbarrassen, Geschmack an südentstammter Pflanzennahrung (Reis, Bambussprossen), Bevorzugung der Meerernährung (Fisch, frutta del mare), das alles liefert das Bild einer Rassenüberschiebung von Süden, von warmen Küsten und Meeren her. Ungern siedelte man bergaufwärts, landeinwärts; man ertrug schlecht Klimaexzesse kontinentaler Art. Ihre große Klimaverwöhnung ist eine Schwäche der Rasse, die bei jeder Reichserweiterung überwunden werden muß. Daher die Notwendigkeit der Führung von oben her, die rassengeschichtlich den ganzen Gang der Reichswerdung durchzieht, der deshalb viel bewußter erfolgt als bei vielen anderen Rassen. Fehlt diese Führung, so kommt es zu langen Zuständen von Trägheitsstauung, wie denn im 17. Jahrhundert der Volksbestand sich nur um ein Zehntel dessen vermehrte, was gegen Mitte des 20. Jahrhunderts ein einziger Jahreszuwachs ausmacht. Ist die Führung da, so vermag sich die aufgespeicherte Rassenkraft ruckweise, stoßweise zu entladen, auch wohl Verdoppelungen des Kopfbestandes innerhalb eines einzigen Menschenalters zu erzielen, wie etwa in der Lebenszeit des 1940 hochbetagten Genro Fürst Sayonji. Die amtliche Anthropologie fühlt sich bei Untersuchung dieser Fragen zwischen Reichsmythos und fremden Schulmeinungen hin und her gezerrt. Was immer ihre jeweilige Schuldoktrin aussagen möge: allein die Unfähigkeit der Rasse, die große Nordinsel Hokkaido wirklich zu besiedeln — heute mit einem Volksdruck von nur 36 je Quadratkilometer gegen mehr als 100 des gleich großen, viel weniger mit Bodenschätzen und Meerberührung begünstigten Bayern —, ist ein stummer Zeuge der vorwiegenden Südherkunft, die anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten bei noch weiter gehender Nordverlagerung landeinwärts hat. Sie bleibt der Typ eines an die Nordgrenze ihres Optimums verschlagenen, dort wundervoll angepaßten, aber sich stauenden, küstenbürtigen Südrasseneinschlags, der im Reichsbau über allen andern Zuflüssen der hochbegabten Mischrasse aus andern Klimalagen und Weltgegenden richtunggebend blieb und sie alle seinem starken Rassenwillen reichsmäßig ein- und unterzuordnen wußte.

VI

朝鮮及大化
Chosen und Taikwa

Der erste Übergriff der japanischen Reichsidee auf das Festland und des Festlands kulturpolitischer Rückschlag: Einfuhr chinesischer Staatskultur und indischer, umgeformter Weltanschauung

„Die ersten Anregungen zum räumlichen Wachstum der Staaten werden von außen hineingetragen ..."

„Die Wirkung als nie ruhendes politisches Ferment ... ist eine Grundtatsache, die zutiefst in den Staatengründungen der seefahrenden Völker ... liegt."

„Alle reine Ackerbaukolonisation ... neigt zur Erstarrung, ist mit politischer Schwerfälligkeit geschlagen ... weltgeschichtlicher Erfolg liegt in der Befruchtung eines derben Bauernvolkes mit beweglicheren, weltkundigeren Elementen ... die einen beharren, die andern dringen vor ... weswegen von Meeren und Steppen (Bewegungsgebieten) die Staatenbildung in Wald- und Ackerländer (Beharrungsgebiete) vordringt." Aber:

„Im friedlichen Wettbewerb, wie im kriegerischen Ringen gilt die Regel, daß der Vordringende denselben Boden betreten muß, in dem sein Gegner steht. Indem er siegt, gleicht er sich ihm an."

Friedrich Ratzel hat diese Sätze, die gegen Ende seiner Schrift „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten" schwerwiegende Erkenntnisse krönen, unseres Wissens nie auf die frühen Beziehungen Japans zu seiner Gegenküste auf dem Festland Asiens angewandt, obwohl er dem jähen Hervortreten uralter Grundzüge politischer Bewegung im Chinesisch-Japanischen Krieg um Korea den klassischen Aufsatz „Inselvölker und Inselstaaten" gewidmet hat.

Wenn er aber für seine kühnen Gesetze Belege hätte sammeln wollen, würde er anderswo kaum so schlagende, überzeugende haben finden können wie in den Beziehungen Japans zu seiner Kultur- und Landbrücke nach China, zu Korea, wie viel später zur Mandschurei, die — wie das große China selbst — im höchsten Grade den fermentierenden Einfluß der Bewegungsgebiete von Meeren und Steppen auf das menschenreichste Beharrungsgebiet der Erde erfuhr.

Wann dieses Gegenspiel begann, das in staatsmythologische Chroniken der japanischen Frühzeit hinaufreicht (712 Abfassung des Kojiki), in sehr alten Nachweisen aus dem chronologischen Schrifttum der Chinesen und Koreaner belegt ist (die Alfred Wedemeyer liebevoll gesammelt hat), unterliegt noch dem Streite

der Gelehrten. Sorgfältiger Quellenvergleichung ist es immerhin gelungen, die Tatsachen japanischer Festlandübergriffe, des Fußfassens in Südkorea und der Gesandtschaften an frühe chinesische Dynastien in ihren wesentlichen Zügen ebenso sicher nachzuweisen wie die ihnen folgenden, natürlich leichter erfaßbaren, weil zeitlich näheren kulturpolitischen Gegenschläge des Festlandes. Diese haben für die spätere Formung der japanischen Reichsidee mindestens dieselbe Tragweite, wie für das deutsche Reichswerden das Eindringen römischer Staatskultur, hellenischer Weltanschauung und nahöstlicher Weltreligionen; nur daß sich in Japan im Ahnenkult des Shinto und in der Sprache unter der Decke der chinesischen Zeichen das Urjapanische stärker und ungestörter am Leben erhielt.

Immerhin ist die Angleichung so weit gegangen, daß von China aus in der Richtung auf das Bewegungsgebiet des Meeres zu anderthalb Jahrtausende lang jeder gebildete Japaner die Bildzeichenkultur der chinesischen Schrift bewältigen mußte, daß der chinesische Beamtenstaat zunächst den altjapanischen Gefolgschaftsstaat überwand und buddhistische Kultur die Kunst, das Schrifttum und die Weltanschauung des Inselreiches durchdrang. Freilich hat Japan auch seinerseits wieder aus dem Buddhismus etwas ganz anderes gemacht, als er es ursprünglich in Indien und dann auf seinen langen Wanderungen über Land und über See nach Ostasien geworden war, und diese Weltreligion auswählerisch mit dem arteigenen Shinto, dem Weg seiner angestammten Götter, zu vereinigen gewußt.

Daß nebenher im Gefolge der Festlanderoberung das Pferd, die Orange, der Tee, die Lotosblüte, die Schrift und Tuschmalerei den Weg in das Inselreich fanden, sei unter den kleineren Begleiterscheinungen am Rande vermerkt. Wir können für die meisten dieser Errungenschaften die Zeit der Einwanderung sogar noch sicherer angeben, als sie uns Victor Hehn für die Kulturpflanzen und Haustiere unserer europäischen Heimat nachwies.

Bei den Frühberührungen der japanischen Teilreiche im Südwesten mit ihren festländischen Nachbarn hat zunächst ganz gewiß der peinliche Zug wilden Seeräubertums, wie bei den Nordmännern in ihrem Verhältnis zu den Frankenreichen, alle anderen Eindrücke überwogen, und die Kulturbrückeneigenschaft trat weit dahinter zurück. Allerdings werden uns chinesische Flüchtlinge in Kumano (Kyushu) 290 v. d. Ztwde. durch ausgegrabene Münzen und Stempel des Kaisers Shiwangti bestätigt, wiederholte Einwanderungen aus Korea, zum Teil gewiß unfreiwillig, 87 bis 27 vor und 59 n. d. Ztwde., die Einwanderung wichtiger Kulturdokumente, so der Schriften des Meisters Kung u. a. Aber die ersten Festlandsgäste dürften nach der kurzfristigen, die biblischen Alter der ersten Kaiserzeitfolgen etwas zurückschneidenden neueren Kritik Westjapan im Übergang von einer höheren Stufe der Jungsteinzeit (1000 bis 660 legendär, 250 bis 150) zur Bronzekultur angetroffen haben. Erst um das Jahr 2 n. d. Ztwde. dürfte diese sicher hundertjährige Übergangszeit besiegelt worden sein, am auffälligsten durch Abschaffung des „Junshi", d. h. des Zwangstodes der Gefolgsmannen zugleich mit dem des Herrschers und der Sitte ihres Verschmachtenlassens als „Menschenhecke" (Hitogaki) rings um den Grabhügel des Herrschers oder

Stammeshauptes. Damals erst wurden die bis dahin lebend begrabenen Menschen durch Tonbilder ersetzt!

Man mag sich danach die Rauheit der mehr als 25 nachgewiesenen Einbrüche der Westjapaner in Korea vom 1. bis 5. Jahrhundert vorstellen, deren Höhepunkte die japanische Reichsüberlieferung in die Zeit von 201 bis 296 n. d. Ztwde., die kurzfristige Kritik auf 363 bis 389 legt; sie sind an den Namen der Kaiserin Jingo-Kogo und ihren Koreazug geknüpft. Seit ihrer Zeit besteht die Pferdezucht in Japan, und erst 562 n. d. Ztwde. geht der Restbesitz in Korea, das Reich Mimana, verloren, nachdem von 414 bis 420 wohl einwandfrei ein starker Rückschlag in Korea gegen die japanischen Räuber, etwa im Stil von König Alfreds Dänenabwehr, erfolgt war.

Aber schon vorher nehmen die Beziehungen zum Festland mildere Formen an: die Kulturbrücke tut ihre Schuldigkeit, während sich die Reichskraft 114 und 259 bis 295 durch Vorschieben der Nordostmark gegen die „Yemishi" (Ainu) entladet und Kaiser Suijin die südwestjapanischen Reiche der Wa bezwingt. In jene Zeit fällt Tajima Moris Chinasendung mit der Einführung der Orange, fallen südjapanische Gesandtschaften nach China zur Han-Dynastie.

Dann setzt das Festland seinerseits zur kulturpolitischen Eroberung und Bezähmung an, die wir uns ganz ähnlich vorstellen dürfen wie die fast gleichzeitige Eroberung des europäischen Nordens durch das germanisierte Christentum, die ja auch grimmige Rückschläge durch germanische Stammesabwehr erfuhr und an der Heldengeschlechter ebenso zugrunde gingen wie in Japan bei der Abwehr gegen das Eindringen der chinesischen Staatskultur und des Buddhismus, bis zu dem Opfertod des Prinzen Shotokutaishi für ihren Sieg (600 bis 621) und seiner Erfüllung durch die Taikwareform (645 bis 652).

Aber bis es so weit war, traten ganze Geschlechter in Japan in ähnlichen Rollen auf wie der tapfere Wittekind; und es fehlte auch nicht an einer blutigen Herrschaft etwa in Chlodwigs des Franken Stil, z. B. unter Kaiser Yuriaku (457 bis 479).

Immerhin folgten aber dem ersten kulturpolitischen Einbruch wichtiger Kulturdokumente aus China im Jahre 59 zwischen 284 und 285 und zwischen 368 und 375 Zeiten starker, lebendiger Fühlung mit dem Festlande und diesen 399 bis 405 die Übersiedlung des Koreaners Wani (Wangin) und die Einführung der Schrift.

418 bis 425 stellte dann eine erste und zweite Gesandtschaft zur Liu-Sung-Dynastie in Südchina geistige Brücken zu den Quellen der über die Landbrücke von Korea vermittelten älteren Festlandkultur her. Die Nachwirkung beider ebnete zusammen mit einer buddhistischen Sendung aus Peckche in Korea (552) den Boden für die Bestrebungen der Kaiserin Suiko (593 bis 628), unter deren Herrschaft eine Gesandtschaft an die Tang-Dynastie abging, wobei allerdings die Gleichberechtigung gewahrt wurde („vom Sonnenaufgangsreich an das Reich des Niedergangs"). Von 600 bis 621 vollzog sich dann der Sieg des Buddhismus.

Begleiterscheinungen waren 607 der Bau des Horiuji-Tempels, heute eine der ältesten und ehrwürdigsten Holzbauten der Erde, und von 610 an die

Verwendung des Papiers zur Schriftaufnahme statt der bis dahin üblichen Seidenstücke und anderen Stoffe. Immerhin erhielten sich auserlesen schöne Seidenstücke noch bis in die Gegenwart als fürstliches Ehrengeschenk und als Reichsgabe im Kulturbereich des Fernen Ostens, und in Japan besonders.

Zunächst aber wehrte sich noch der alte Uji-Geschlechterstaat mit hellhörigem Instinkt gegen die Umwandlung der Uji-Verfassung in ein staatssozialistisches Beamtengefüge, etwa mit ähnlicher Zähigkeit wie der fränkische Wehradel gegen den Zentralismus der Karlinger oder die Stammeshäupter der Sachsen und Bayern gegen eine rassen-, stamm- und volksfremde Religion. Der Buddhismus wurde vom Wehrstand der japanischen Kaiserknappen (Miyatsuko) und Grenzkämpfer so wenig begriffen und so sehr als wesensfremd und verderblich empfunden, wie das Christentum von den vor dem hl. Olaf nach Island ausweichenden norwegischen Jarlen oder dem Verfasser des Heliandliedes.

Es fördert das gegenseitige Verständnis der Deutschen und Japaner für ihre Reichswerdung, daß auch in diesem Fall verwandte rassengeschichtliche und kulturpolitische Erscheinungen fast in derselben Zeit auftraten, ähnliche Widerstände weckten, und daß mit dem Sieg wesensfremder Kulturerrungenschaften ähnliche volkstümliche Rückschläge sich einstellten.

Wie sehr in solchen Fällen der uralte Römerspruch gilt: „Quid leges sine moribus vanae proficiunt" — (was vermag der Gesetzesbuchstabe, wenn ihn nicht die Volkssitte heiligt) —, wird für die japanische Reichsüberlieferung in dieser Zeit erwiesen durch das erste formale Verbot des „Junshi", des freiwilligen Gefolgschaftstodes für einen geliebten Führer. Die Sitte hat sich dem Verbot zum Trotz tatsächlich über ein Jahrtausend erhalten, und der Gefolgschaftstod ist noch 1912 durch keinen Geringeren als den Feldmarschall Nogi, den Eroberer von Port Arthur und Siegentscheider bei Mukden, zu Ehren des Meiji-Kaisers in der Stunde von dessen Beisetzung erwählt worden, wobei seine Gattin ihm ihrerseits in den Tod folgte.

Wie fügen sich „Harakiri-Seppuku" (der Freitod durch Unterleiböffnen als letzte Ehrenrettung), wie die Sitte des „Junshi" oder der ritterliche, aber harte Samuraikodex des Minamoto Yoritomo in die Lehre des Erlösung im Nirwana suchenden Prinzen Shakyamuni, des „Buddha"? — Die Japaner haben eben aus der Weisheit des Buddhismus etwas ihrem Volksgeist Kongeniales, Wesensgemäßes, aber dem letzten Sinn der ursprünglichen indischen Lehre Wesensverschiedenes gemacht — ähnlich wie die Briten aus dem Christentum. Das muß festhalten, wer das anderthalbtausendjährige Verhältnis des Buddhismus zum japanischen Reichsgedanken und danach die Aussichten des Christentums dort verstehen will. Das Christentum in Japan wird japanisch sein, d. h. ebenso japanische Lokalfarbe haben, oder es wird nicht sein.

Zunächst aber siegten der Buddhismus und die chinesische Staatskultur über den altjapanischen Geschlechterstaat, der bisher das Reich wesensgemäß gebaut hatte; und dieser Sieg brachte als erste Folge eine hohe Kulturblüte eines engen oberen Kreises hervor, die Heian-Kultur. Weil er aber alsbald einen Gegensatz zu der rauhen Männlichkeit des Grenzkämpfertums heraufbeschwor, führte er

das Kaiserhaus und den Hofadel an den Rand des Verderbens, bis eine kräftige nationale Reaktion den Rückschlag auf den volksfremden Pendelausschlag der Reichsleitung brachte, der durch die Kulturrückwirkung des bedrängten Festlandes erfolgt war.

Denn die beständige Grenzmarkerweiterung in der natürlichen Grundrichtung nach Nordosten hatte dem Wehradel, der ihr Träger war, die kerngesunde Härte erhalten, die nach der ersten Hingabe an die festländische Fremdkultur zur nationalen Selbstbesinnung unentbehrlich war.

Legendär schon 114 n. d. Ztwde., wahrscheinlich spätestens 320 bis 330, hatte der Ostmarkenzug der einzigen rein wehrpolitisch heroischen Gestalt des Kaiserhauses seit den Tagen des Reichsgründers und seiner Reichsgründungsfahrt nach Ost-Yamato, des Prinzen Yamatodake, das Dauerleitmotiv der Nordostkolonisation der Hauptinsel angeschlagen. Von 259 bis 295 und in den folgenden Jahrhunderten hatten sich die Grenzmarkkämpfer weiter vorwärtsgeschoben und 724 die Nordostmark gegen die Ainu um Sendai an der Burg Taga errichtet. Etwa gleichzeitig war der bis dahin mit jedem Herrscher wechselnde Schwerpunkt des Reiches von 710 bis 784 nach Nara und von dort, nach einer Frühblüte der sogenannten Nara-Kultur, 784 nach Kyoto (Heian) verlegt worden. Dort entwickelte sich nach kurzem Kampfe zwischen den Tenji und Kamatari (Begründer der Fujiwara-Hausmeier-Erbfolge) das hundertjährige Ringen zwischen den Fujiwara-Reichskanzlern und dem sie stützenden Hofadel einerseits und dem Wehradel der Grenzmarken andererseits, der auf den verweichlichten Hof, auf die Hofdamendichtung und Tuschmalerei herabsah und den altjapanischen Schwertkult, die Waffentüchtigkeit, als Probe des Manneswertes obenan stellte.

Aus ihm kamen die gewaltigen Geschlechter der Taira (Heike) und Minamoto (Gen, Genji) empor, deren Kämpfe den Reichsbau wilden Schwankungen aussetzen sollten, wie etwa der Krieg der Weißen und Roten Rose den englischen, oder der Schlachtruf: „Hie Welf, hie Waiblinger" den deutschen.

Als letztes Verklingen der Rückschlagserscheinung vom Festland her in der ersten Reichswerdungszeit kann wohl das Abbrechen der politischen Verbindung mit China im Jahre 895 auf Anraten des Staatsmanns Sugawara Michizane gelten, eines berühmten Dichters und Schreibkünstlers, der als Vertreter der nationalen Reaktion später unter dem Namen Tenjin vergöttert worden ist, aber im höfischen Kampfe der Heian-Periode seinem Gegner Fujiwara Mototsune unterlag und 901 in der Verbannung auf Kyushu starb. So sehr galt damals noch ein Entfernen aus dem Brennpunkt des Reiches an der Berührung von Inlandsee und Ahnenland als ein Unschädlichmachen überhaupt, wie später auch noch eine Entfernung nach der „Rückseite" des Landes, „Uranihon", an der Japansee. (Kaiser Godaigo in seiner Inselverbannung.)

Eine Erweiterung trat ein zu Beginn des 9. Jahrhunderts durch das Ringen der Minamoto oder Genji mit großen Besitzungen im Kwanto um das heutige Tokyo, und der Taira oder Heike mit ursprünglichem Machtschwerpunkt auf der großen Südinsel Kyushu. Weiter spannte sich damit das Kraftfeld; die lange

schon vorbereitete Feudalzersplitterung des Reiches wurde sichtbar und fand ihre Hauptstütze an dem Wehradel der Samurai, der dauernden Gefolgschaft der Landherren, in deren Lehensgebiet (Han) sie ihre Dienste leisteten.

Sie sind die Weiterbildung der alten Uji-Stamm-Verbände, die durch gemeinsame Ahnenverehrung zusammengehaltene Gruppen formten; insofern setzten sie eigentlich eine schon angebahnte, natürliche Entwicklung innerhalb des Reichsgefüges fort, bei der bereits im Westen (Taira) und im Osten (Minamoto) der Wehradel zu herrschen begann, während sich die Fujiwara und der Hofadel (Kuge) nur mehr um die Hauptstadt an der Macht erhalten konnten.

1068 begannen die Taira mit Tadatsune die feudale Auflehnung gegen den überfremdeten Hof, die von ihrer Seite den Höhepunkt mit dem gewaltigen, harten Taira Kiyomori 1118 bis 1181 erlebte. Er besiegte und tötete den Minamotoführer Yoshitomo, dessen Bruder Tametomo über Oshima nach den Ryukyu entkam und dort Zaunkönig wurde. Aber die Schonung der Söhne seines Gegners aus alter Liebesschuld rächte sich an den Taira; ihre Erben wurden die großen Herren der Ostmark, die Minamoto.

Der Sturz der Taira erst macht eigentlich das Weiterschreiten der Reichserweiterung nordostwärts in großem Stile wieder möglich, so daß die hemmenden Wirkungen der Taikwa-Periode erst mit der Ablösung der Heian-Periode durch die Kamakura-Periode der Reichsgeschichte überwunden werden, was wir bei Betrachtung des Grundrisses für den Bau des mittleren Reiches zeigen werden.

Ehe wir aber den Antrieben und Vorstößen nachgehen, die jenen Ausbau vorbereiten und ihren Ausgang doch schließlich von der Veränderung des Reichskernes durch die Taikwa nehmen, müssen wir versuchen, den grundlegenden und wesenhaften Umschichtungen gerecht zu werden, die für die Reichsverfestigung aus jener, in ihrem Höhepunkt von 645 bis 652 so kurzlebigen grundstürzenden Veränderung: der Einhüllung eines alten Geschlechterstaates in ein fremdes Kulturgewand entsprangen. Sie sind sowohl der Weltanschauung wie dem Staatsdenken und der Raumplanung nach nicht geringer als etwa die Wandlungen der frühen germanischen Volksstaatenwelt, die durch das Eindringen des romanischen Staatsdenkens, der antiken Weltanschauung und des mittelmeerbürtigen Christentums auf dem Wege über die fränkischen Reichsschöpfungen verursacht wurden.

Das deutsche und japanische Schrifttum zur Taikwa hat in einer vorbildlichen Form für den schnelle Information suchenden Leser der junge Japanforscher Dr. Leopold G. Scheidl, Wien, zusammengestellt in einem Aufsatz: „Landesplanung im alten Japan". Es ist auf der einen Seite die Schöpfung einer dauernden, fest verankerten Zentralgewalt mit einem von ihr abhängigen Beamtentum, auf der andern die Festlegung einer in uralter Agrarkultur des Festlands erprobten Art der Flureinteilung und Siedelungsform, die dem Japanischen Reich nach dem Höhepunkt der Taikwa-Staatsreform von 645 und ihrer weiteren Verfestigung unter Kaiser Tenchi von 662 bis 671, dann dem Abschluß der Taihô-Gesetzgebung von 701 jene innere Standfestigkeit und Stetigkeit geben, die den Reichskörper auch durch schwache Regierungen und Thronwirren in seinem

Wesen unversehrt durchzuhalten vermag. So wirkte sich, nicht zum erstenmal und nicht zum letztenmal in der Reichswerdung, ein scheinbarer Rückschlag zum Segen des Weiterbaues und künftigen Wachstums aus.

Die Seite der reinen Landesplanung hat Scheidl auf vollendete, kürzeste Form gebracht; besser ist sie nicht zu schildern. Hier tritt neben dem griechischen, römischen und chinesischen eines der frühesten, völlig ungestörten agrarpolitischen Sozialexperimente vor unsere Augen, das die innere Unmöglichkeit mechanischer Papierlösungen erweist.

Für den Reichsbau entscheidend aber ist, daß sich damals schon der agrarpolitische Grundzug anbahnt, das hochwertige, die darauf verwendete Arbeit voll lohnende, anbauwürdige Land — etwa 27% der Landfläche — aufs höchste auszunutzen, so daß wir in jener Zeit schon exakter Volkszählung, peinlicher Vermessung des Reislandes und planmäßiger Verteilung nach der Kopfzahl begegnen. Im Fruchtland der Gaue sind Volksdichten von 600 auf den Quadratkilometer möglich, während man nicht anbauwürdiges Gelände, wie Flußauen, Steinfelder, Sanddünen, schon in den spärlichen Ebenen vermied und auch den Bergwald (Yama) und die Hochheide (Hara) ungenutzt ließ.

In dieser Neigung begegneten sich der Planungswille einer starken Zentralregierung mit dem Wunsch der Siedler nach Zusammenhalt wie ihrem Verlangen nach Geselligkeit und arbeitsteiliger, gegenseitiger Hilfe bei der Anlage des Kanalnetzes in einer hochentwickelten Berieselungskultur, bei Wildbachverbauung, Damm- und Straßenbau. Das Bedürfnis nach Anlehnung ist an sich schon der Rasse über den Durchschnitt eigentümlich und wird durch die vier „schrecklichen Dinge" Japans: Jishin, Kaminari, Kwaji, Oyaji (Erdbeben mit Flutwellen, Drehsturmregengüsse, Feuersbrünste und Eltern — potestas patria) weiter gesteigert. Die ersten drei bedingten eine rückhaltloser und schneller bereite gegenseitige Hilfe der Gemeinschaft, die Betonung des Rechtes der Sippe (Gens) gegenüber dem des einzelnen, des Individuums, größere Neigung zur Siedlungsballung und Familiengemeinschaft, wenn sie auch nicht allen Seelen gleich erwünscht und wesensgemäß war.

Bis 834 würde, in gesteigerten Fristen, eine regelmäßige Neuverteilung des Reislandes nach der Kopfzahl durchgeführt, zuerst alle 6, dann alle 12, endlich alle 30 und 40 Jahre und noch seltener.

723 wurde für Neubruch ein längeres privates Verfügungsrecht gewährt, erst 743 wieder das Recht des Privatbesitzes. Freilich sind alle diese Bestimmungen vielfach durchbrochen worden; aber sie haben doch in den Zentrallandschaften das Antlitz des Reiches entscheidend gestaltet. Erst seit dem 9. Jahrhundert bilden sich, namentlich an den Grenzmarken, Feudalherrschaften, Großgüter; aber bis um 1100 wurde das „Jori"-System noch auf gerodetes oder dräniertes Land angewendet. Es lebte im Volksbewußtsein fort und trat z. B. bei der Hokkaido-Kolonisation 1880 und im Landgedränge der Shôwa-Zeit wieder hervor.

So herrschte eine agrarpolitische geistige Haltung, die näher am Gedanken des Gemeinbesitzes haften blieb als anderwärts, wenn es auch ganz irrig ist,

den Schlüssel zum Wesen des Fernen Ostens in dem Schlagwort „Unpersönlichkeit" finden zu wollen. Der Ferne Osten hat nur früher gelernt, seinem Volksdruck, der Beschränkung seines Lebensraumes, insoweit Rechnung zu tragen, als er ihn schon früh so dicht wie möglich gleichmäßig anzufüllen trachtete und die Fassungsfähigkeit der Gauzellen und ihre Gemeinverantwortlichkeit zu steigern suchte. Dazu diente ihm ein ganzes System von Vorrechten der väterlichen Gewalt über die Familie, der Gemeinde über die Einzelfamilie, und so fort in der uns bereits bekannten Stufenleiter, deren Spitze der Kaiser war. Aber daneben blieb doch ein guter Teil der Uji-Überlieferung erhalten und konnte eine wesentliche Stütze des Feudalgebäudes werden, das wie ein stählernes Schutzgerüst den Beamtenstaatsaufbau durchdrang. Kirchliche Übergriffe von außen her, wie sie im ganzen Mittelalter seit Karls des Großen Römerzug und dem Treubruch Pipins das spätere Heilige Römische Reich Deutscher Nation erschütterten, in allen Fugen lockerten und zuletzt zerstörten, kannte Japan nicht; die beiden Anläufe, der einheimischen geistlichen Gewalt einen unziemlichen Anteil an der weltlichen zu erringen, wurden schnell und gründlich fast im Keime erstickt.

So konnte der Buddhismus seine sittenmildernde Kraft entfalten, ohne der nationalen Stärke gefährlich zu werden; und die artgemäße, bodenwüchsige, einheimische Shinto-Lehre konnte sich forterhalten, bis sich ein gemeinsames nationales Pantheon über beiden wölbte und fast unbegrenzte esoterische Erneuerungsmöglichkeiten vor beiden Religionen lagen. Das Eindringen volksfremden Staatsdenkens und außenbürtiger Weltanschauung, der Wechsel des Kulturgewandes trug in Japan zur Verfestigung des Reiches bei; ihre Übersteigerungen wurden durch eine starke nationale Reaktion unschädlich gemacht. Was an der Taikwa artfremdes Einfuhrgut war, wurde teils eingekapselt, teils abgestoßen; das Angleichbare wurde dagegen eingeschmolzen wie später bei einer zweiten Renaissance am Ende des Mittelalters und bei der Bepanzerung mit den Errungenschaften des Abendlandes in der Meiji-Zeit, für deren Angleichung das Japanische Reich über Vorgänge (Präzedenzfälle) ersten Ranges verfügte. So ausgerüstet trat es den Aufstieg vom Grundstock in den nächsthöheren an.

Rückschau

Ehe wir das Grundgemäuer des Reiches verlassen, um von seinen in mythischem Halbdämmer liegenden Krypten, von dem Helldunkel der Pfeiler und Wölbungen Abschied zu nehmen, in denen wir ehrfurchtsvoll die Hand auf die Stellen legen durften, wo die ersten Ahnensteine auf den bodenwüchsigen, erdentstammten Felsgrund gelegt waren, den das nahe Meer umrauscht, um zu den vom helleren Licht der Geschichte durchfluteten höheren und jüngeren Stockwerken aufzusteigen, geziemt uns eine Rückschau.

Denn in keinem Reich der Erde, das heute noch besteht, war dieser Grundplan ahnungsvoll so folgerichtig gelegt, daß scheinbar mühelos und ohne jegliche grundstürzende Veränderung Stockwerk über Stockwerk bis in die Gegenwart und Zukunft darüber errichtet werden konnte und ein Erweiterungsbau sich folgerichtig an den anderen fügte.

Da war schon im Zentralbau die Kultstätte einer nationalen, erd- und meergeborenen Weltanschauung aus uralter Ahnenverehrung und Dämonenglauben erwachsen, die sich gegen alle heranflutenden Weltreligionen behaupten konnte, ausgestaltungsfähig war und „Weg der Götter" zu bleiben vermochte bis auf den heutigen Tag.

Da war ein oberster Führergedanke, verankert in einer gemeinsamen Ahnenhohenpriesterschaft, so stark, daß er in der Erblinie blieb, auch wenn der jeweilige Erbträger der Ahnenhohenpriesterschaft und Kaiserwürde keine Führereigenschaften besaß. Hatte er sie, so traten sie in der Reichsgeschichte hervor; fehlten sie, dann fing eine schon im Reichsaltertum vorgebildete Hausmeier- und Reichskanzlerüberlieferung das Fehlende auf, ohne daß jemals einer ihrer Träger gewagt hätte, die Hand nach der obersten Überlieferungslinie auszustrecken, wie die Cäsaren und Augusti, die fränkischen Hausmeier und so viele andere nach ihrem Beispiel im Abendland.

Da war eine natürliche Auslese des Gau- und Stammführertums, abgestuft in den „Kwazoku", der Blüte der Geschlechter, eine Auswahl wissenden, hochgezüchteten Blutes, vor Entartung ähnlich geschützt wie das Kaiserhaus durch die Einrichtung des „Karo", des Gaukanzlers, die auswählerisch zu findende bestgeeignete Persönlichkeit unter den „politischen Soldaten" des Gaues, den aus den „Kaiserknappen", den Miyatsuko, zum Wehradelstand der Samurai herangebildeten Gefolgschaftstruppen, die für die Reichserneuerung die besten hochgezüchteten und einsatzbereiten, verantwortungsfrohen Köpfe stellten.

Der Satz von Schopenhauer: „Denn die Natur ist streng aristokratisch; sie verfährt selektiv (auswählerisch) und läßt ihrer nicht spotten" tritt vor die Seele des Reichsforschers, mit der heilsamen Einschränkung, wie dafür gesorgt sein müsse, daß die Auswahl auch immer die Besten im höchsten Sinne am rechten Platz zu erhalten wisse. Dafür sorgte das kämpferische Leben des werdenden Einheitsrassenvolks beim inneren und äußeren Reichsausbau.

Alle die Einrichtungen, Antriebe und Hemmungen: Anker und Ballast im Raume, Tiefladelinie und Schutzstoffe im Volksbewußtsein, Ruder und Segel, Wehrrüstung — bis zur Kaiser- und Sonnenflagge im Top, die dem heutigen Reichsschiff das Überstehen so vieler Stürme im Aufstieg zu der zugleich ältesten und jüngsten unter den heutigen Weltmächten des Planeten ermöglichten, finden sich schon in der ursprünglichen Anlage.

Die Eigenart unseres Ganges durch die japanische Frühgeschichte liegt darin, daß wir aus dem vieldeutigen Reichtum ihrer Erscheinungen nur diejenigen auswählerisch prüften, die uns für die spätere Entwicklung des Reichsgedankens in Idee und Verkörperung richtunggebend und wesenhaft erschienen; sonst hätten wir sechs bis sieben dicke Bände statt eines einzigen planen müssen. Auch diesem einen fehlt noch vieler Zierat, den eine weniger strenge Auswahl hätte bestehen lassen müssen. Dem aber widersprach der zweite Zweck, vor allem das Lebenswichtige herauszustellen, was wertvolle Lehren für den Reichsgedanken überhaupt und den des eigenen Volkes zu lebendigem Nutzen auf die Nachwelt bringen sollte.

Damit treten wir in das nächsthöhere Stockwerk der Reichsgeschichte ein.

Zweiter Teil

Des Reichsbaus zweites Stockwerk
Ausbau des mittleren Reiches

VII

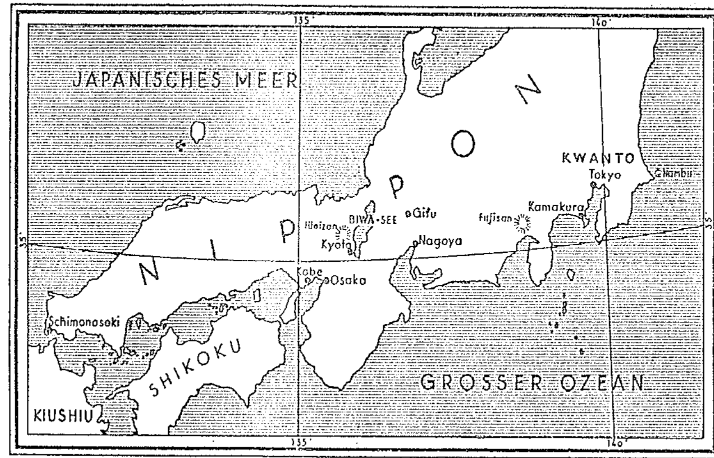
平安—鎌倉
Heian-Kamakura

Doppelzellige Reichswerdung auf breiterem Grunde — Pendelschlag SW—NO und Reichsnot — Jinnoshotoki: Der Kaisergedanke als Reichsklammer

Ein Reich, dessen Kernland als bloßes Skelett durch gewaltige Bergketten gebildet wird, die, im Großen Ozean versunken, eigentlich nur mit der Gipfelflur herausragen und durch kleine Schwemmlandebenen verbunden sind, dessen Tragkörper 3200 km lang und an der schmalsten Stelle, noch dazu in einem Hochkulturgebiet ersten Ranges, keine 100 km breit ist, also eine werdende Weltmacht, die vom Äquator bis zum Polarkreis reicht, aber an ihrer Wespentaille von einem Fernfeuergeschütz überschossen werden kann: ein solches Reich muß geopolitisch zwangsläufig einen Pendelschlag, ein Hin- und Hergleiten des Machtschwerpunkts, entwickeln.

Zum Glück Japans blieb die Ausgleichsstrecke beschränkt auf die Gleitbahn der Macht zwischen dem Ahnenland um Kyoto, mit dem alten Hauptstadtnamen Heian, und der Fruchtebene des Kwanto um die spätere Osthauptstadt Tokyo, deren Vorgängerin Kamakura war. Nur seltene Ausschläge führten darüber hinaus; der Pendelschlag des Schwerpunktsuchens bewegte sich also in dem Raum zwischen dem Morgenschatten des Hieizan über Kyoto und dem Abendschatten des Fuji-San über Tokyo.

Zwischen dem höfischen Heian-Kyoto und dem kolonialen und kämpferischen Kamakura, später dem mehr und mehr zum „japanischen Rom“ werdenden Kaisersitz Kyoto und der seit 1600 zu Bedeutung kommenden Shogun-Residenz Yedo-Tokyo, glitt über Nagoya-Gifu der Schwerpunkt solange hin und her, bis sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein Gleichgewichtszustand herausgebildet hatte, der bei der Erdbebenkatastrophe vom 1. September 1923 die Probe bestand. Zwischen der rund 6 Millionen beherbergenden Reichshauptstadt Tokyo mit ihrer Umgebung und der fast ebensoviel Einwohner umfassenden, zusammenspielenden Städtegruppe Kyoto—Osaka—Kobe hatte sich eine Arbeitsteilung angebahnt. Darin behielt trotz seiner erdbebengefährlichen Lage Tokyo die Oberhand durch seine Lagengunst am Großen Ozean, mit seinem Handelsvorhafen Yokohama und seinem Seekriegsbollwerk Yokosuka, innerhalb dessen Festungsbereich auch die einstige Hauptstadt Kamakura Platz gefunden hat.



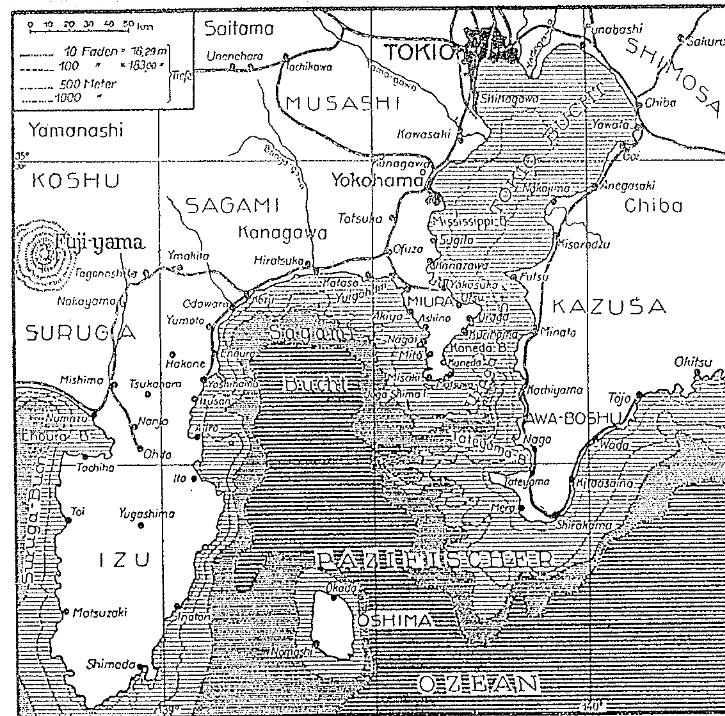
Nr. 21 Die Gleitbahn des Schwerpunkts der Reichsmacht

Vorgelagert ist dieser heute so lebenswichtigen Reichsbucht die Vulkaninsel Oshima als echter Buchtwächter für heutige Schußweiten, während Kamakura (die Vorgängerin von Tokyo als östlicher Machtschwerpunkt am Rande des damaligen Kolonialgebiets gegen den langsam mit einzuschmelzenden Nordosten der Hauptinsel) sich seit 1252 ozeanwärts mit der kleinen Felseninsel Enoshima und einem Felskap begnügen mußte. Es steht unter der geistlichen Wacht der großen bronzenen Buddhastatue, die ehemals von dienenden Tempelgebäuden umgeben war, heute in einsamer Schönheit in das Weltmeer hinaus sinnt.

Zur Zeit der Blüte von Kamakura aber war dort eine Halbmillionenstadt vom Getriebe rauher Grenzkrieger und Markwächter erfüllt, deren Führer und Gefolgschaften (Buke) dem verweichlichten Kyoto, seinen dichtenden Hofdamen und seinem Hofadel (Kuge) die wirkliche Macht aus den Händen gewunden hatten, die auf den Wehradel der Samurai überging.

Für sie entwarf den ersten japanischen Ritterkodex der waffengewaltige Shogun Yoritomo aus dem Hause Minamoto, der Sieger über die westlichen Taira in zwei schweren Schlachten zu Land und zur See, die sein tapferer jüngerer Bruder, der Volksheld Yoshitsune — das Vorbild japanischen Rittertums — für ihn gewann; später ließ er ihn aus Eifersucht töten. An die beiden Shogun-Geschlechter der Minamoto und der Hojo (als Shikken-Regenten) ist die Blüte der westlichen Nebenhauptstadt Kamakura bis zu ihrem Fall 1333 geknüpft. Der Machtübergang nach Nordosten fällt zwischen die Seeschlacht von Dannoura (1185) und die Ernennung Yoritomos zum Seitai-Shogun.

Mit der Erstürmung und dem Untergang von Kamakura in Brand und Mord verschob sich der amtliche Machtschwerpunkt wieder für die Dauer des Ashikaga-Shogunats und der gleichnamigen Kunstperiode auf das Ahnenland zurück, wo zwischen 1358 und 1408 unter dem Shogun Yoshimitsu ein Höhepunkt



Nr. 22 Die Bucht von Tokyo

kultureller Macht erreicht wurde. Er ist gekennzeichnet durch die Blüte der Zensekte des Buddhismus, den Bau des Kinkakuji, eines Hochflugs hauptstädtischer Kultur, aber auch durch die Entwicklung des feudalen Fehdewesens in den Teilräumen und Marken des Reiches und den Niedergang der öffentlichen Ordnung, der dem etwa gleichzeitigen in Mitteleuropa nichts nachgab und von 1336 bis 1392 durch ein Doppelkaisertum eingeleitet wurde.

Diese schlimme Zeit wird in der Geschichte des japanischen Reichsgedankens ähnlich empfunden wie bei uns etwa das Interregnum und solche Gegenkaiserperioden, wie sie während der Papst-Kaiser-Kämpfe das deutsche Mittelalter erschütterten. Sie spiegelt sich besonders klar in dem unruhigen, vielbewegten Leben des Kaisers Godaigo, der aus Kyoto nach Yoshino flüchten mußte und von dem kaisertreuen Rittergeschlecht der Masashige dort verteidigt wurde. Bei seinen Versuchen, eine Art von persönlichem Regiment ohne genügende Machtmittel aufzurichten, stützte er sich auf den Rat des Kitabatake Chikafusa, des Schöpfers der Staatsdichtung „Jinnoshotoki", die in Japan wegen ihrer das geistige Leben der Reichsidee und des Kaisertums als ihres höchsten Symbols spiegelnden und erhaltenden Wirkung dem Werk Dantes im Abendland an die Seite gestellt wird.

Ähnlich wie zu Dantes Zeit in der Verbindung Deutschlands und Italiens durch den Gedanken des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation liegt in dem ersten Pendeln auf den damals verkehrstechnisch kaum zu bewältigenden Gleitbahnen der Macht zwischen den Polen Heian—Kyoto und Kamakura—Kwanto ein Spannungselement erster Ordnung. Aus dieser Spannung ging ernste Reichsnot hervor, die aber auch zu fruchtbaren Kraftanstrengungen großer Persönlichkeiten mit Reichsgefühl und Sendungsgeist führt. Freilich erreichen sie erst im Augenblick einer letzten Entscheidung das Zusammenfassen der Kräfte, wie bei der Abwehr der Mongolenstürme zwischen 1285 und 1294 bei Tsushima-Iki (1274) und an der Küste von Kyushu bei Fukuoka-Hakata (1281). Hier ward eine Lebensgefahr des Reiches, vielleicht die größte, teils durch die Mannhaftigkeit der Abwehr, teils auch durch die Hilfe der Landesnatur in Gestalt eines Wirbelsturms, der die mongolisch-chinesische Transportflotte zerschlug, glücklich abgewendet. Dann aber zeigte sich die Übertragung des ursprünglichen Prinzips einer doppelzelligen Reichswerdung (das sich zunächst zwischen Ahnenland und Inlandsee eingespielt hatte) auf den breiteren Grund zwischen dem Altkulturzentrum und dem neu eingeschmolzenen nordöstlichen Kolonialboden als ein Segen; denn sie verhalf reichsaufbauenden Kräften zur Entfaltung, so hart auch zunächst die damit verbundene Reichsnot empfunden wurde, die das „Jinnoshotoki“ widerspiegelt.

Es ist wohl keine übersteigerte persönliche Auffassung, wenn ich die Staatsdichtung des Jinnoshotoki in einem Vortrag in Rom „La Divina Commedia del Giappone“ nannte; ich habe diesen Gedanken in der deutschen Zeitschrift „Nippon“, die das Ziel deutsch-japanischer Verständigung verfolgt, noch einmal ausführlich begründet.

Wer die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und seiner beiden Ecksteine Italien und Deutschland südlich und nördlich der Alpen kennt und die des Japanischen Reiches damit vergleicht, der weiß, daß es viele Gleichläufigkeiten (Parallelismen) zwischen beiden gibt; sie stammen aus Frühzeiten, in denen beide sich noch nicht kannten — nicht erst aus ihren Reichserneuerungen Mitte des 19. Jahrhunderts. Denn sie hörten ja erst spät voneinander: das Abendland erfuhr von Japan durch den Venezianer Marco Polo (1254 bis 1324), der aber auch nur nach dem Hörensagen von dem „goldenen Haus“ des Japanischen Kaisers und einigem anderen erzählte, als er 1295 zurückkehrte.

Um diese Zeit entstanden fast gleichzeitig die beiden einflußreichsten Staatsdichtungen Italiens und Japans. Erst sieben Jahrhunderte später wurden sie auf beiden Seiten der Alten Welt als solche und als Gegenstücke erkannt. Beide erwuchsen aus verwandten Schicksalen der Urheber und ähnlicher weltanschaulicher Einstellung zur Reichs- und Staatsidee.

Was Dantes Divina Commedia, eine Schöpfung aus den Jahren 1300 bis 1319, für die italienische Sprache als einigende Kraft und für die Weltliteratur als einer ihrer ersten Sterne bedeutet, weiß das Abendland, und es ehrte sie schon früher als seine eigene Vaterstadt. Daß es in Japan ein Seitenstück zu der berühmten

Wanderung durch die Welt von der Hölle zum Himmel gibt, das für die dortige Entwicklung Ähnliches bedeutet, fast zur selben Zeit (1339 bis 1343) entstand und verwandte reichserneuernde Wirkung hatte, das erfuhr das Abendland eigentlich erst durch die Bücher des Deutschen Hermann Bohner*). Er schrieb bewundernd über das Jinnoshotoki, das Buch des japanischen Patriziers und Kaisersohnerziehers Kitabatake Chikafusa (1291 bis 1352) von der wahren Gott-Kaiser-Herrschaftslinie. Es gilt heute noch als Muster und Vorbild japanischer Staatsgesinnung, löst über sie fast ebenso viele Rätsel, wie Dante über die Staatsphilosophie des Mittelalters im Abendland, und wird von dem neujapanischen Historiker Hiraizumi eine „Achse der Geschichte des Reiches“ genannt. Das ist so wahr wie die Erkenntnis der Commedia, daß eine Seelenachse von Europas schönster Halbinsel zwischen ihren zwei Meeren bis zur zimbrischen Halbinsel zwischen Nord- und Ostsee eine Daseinsnotwendigkeit für ein befriedetes Europa ist. Sie ergibt sich aus der ganzen Geistesgeschichte. Läuft diese Achse reibungslos, dann braucht ein kulturpolitisch so wertvolles Leben wie das Dantes nicht an ihren Schwankungen zu zerbrechen. Stehen ihre Achsenlager aber wider einander, dann haben es beide Kulturkreise gerade in ihren universalsten Geistern zu büßen.

Genau im gleichen Lichte sieht Japan das nur wenige Jahrzehnte nach der Divina Commedia geschriebene Jinnoshotoki als die Seelenflucht seines Autors ins Ewige der Nation. Jahrhundertelang beinahe verklungen, ist diese Dichtung dann in Mitsukunis, des Fürsten von Mito (1622 bis 1700), gewaltigem, bändereichem (243 Bände!) Werk Dai-Nihon-Shi wieder aufgelebt; sie hat zu den Großtaten der Reichserneuerung der Meiji-Zeit geführt (1868 bis 1912) und so nach Hiraizumi die Achse der Geschichte des Reiches gebildet, vielleicht auch bewirkt, daß Japan im Sturm der Erneuerung seines Kulturgewandes dennoch sich selbst treu bleiben konnte.

So trat Japan 1854 aus einer mehr als zweihundertjährigen Abgeschlossenheit heraus: innerlich einheitlich, als jene von Keyserling gerühmte „metaphysische Liebesgemeinschaft der Nation“, wie sie Faschismus und Nationalsozialismus erstreben; es überschritt 1895 die Großmachtschwelle und begann 1904 den steilen Aufstieg zur Weltmacht. Selbst Mächte, denen dieser Werdegang sehr unbequem wird, räumen ein, daß er mit seltener Folgerichtigkeit angetreten wurde. Als Bohner, von China nach Japan kommend, auf der Suche nach letzten staatsphilosophischen Erkenntnissen fragte: „Was ist nun eigentlich Japan“ — da gab man ihm das Jinnoshotoki als Schlüssel zum Innersten, zum Wesen Japans, zu seinem „Kokoro“ (Herzen) in die Hand.

Daß hier eine Verankerung im Staatsdenken vorlag, die jenseits aller religiösen Form ihren Schwerpunkt in sich selbst, im ewigen Volksempfinden trug — wie ja auch im Grunde ein Dante gegenüber der herrschenden Kirchenmacht seiner Zeit —, das spricht vielleicht am deutlichsten aus dem alten Shintoistenspruch: „Kokoro dani makoto no michi ni kanainaba inorazu tote mo

*) Dr. Hermann Bohner: Jinnô-Shôtô-Ki. Buch von der wahren Gott-Kaiser-Herrschaftslinie. Verf. v. Kitabatake Chikafusa, I. Jap.-Deutsches Kultur-Institut. Tokyo 1935

kami yadoruran!" — (Wer mit seinem Innersten auf dem Wege der Wahrheit weilt, dem stehen auch ohne Beterei und Opfergaben die Götter [die vergöttlichten Vorfahren] zur Seite!) Er braucht nicht die Krücken einer Konfession.

Das ist eine heroische, landläufiger Religionsstützen nicht bedürftige Anschauung, die ihre Träger aber auch gegen den Ansturm von fremden Weltanschauungen, von Internationalismen, stark macht. Auch diese Verpanzerung wußte Japan zu schätzen.

Heroische Lebensgestaltung war freilich für die Zeitgenossen Dantes wie Kitabatake Chikafusas unentbehrlich; der Einsatz für gegeneinander prallende Staats- und Kirchengedanken und -zwecke war nicht nur Sache der Wahl des einzelnen, sondern ganzer Familien, wie etwa der Kusunokis, wo Väter und Söhne für die gleiche Sache des Trägers der wahren Kaiserwürde fielen. Ganz ähnlich wie bei Dante ist es auch bei Kitabatake Chikafusa eine lange Geschlechterfolge, die sich vor ihm und nach ihm für seine Hochziele einsetzt und schließlich in Jahrhundertreihen zum Erfolg durchstößt. Der Kampf der Nord- und Süddynastiezweige in Japan gibt an Schärfe dem Guelfen-Ghibellinen-Streit wenig nach; nur daß Kyoto die Rolle von Rom und Florenz im Spätmittelalter in sich vereinigte, allerdings auch seinen geschichtlichen Glanz als Schauplatz der Reichsideenkämpfe mit wiederholten Schlachten innerhalb seiner Mauern und vor ihnen, mit den Plagen von Eroberung, Brand und Plünderung bezahlte. Der Beiname des „japanischen Rom" wollte verdient sein.

Innerhalb eines Verbanntendaseins, bei Dante von 18, bei Kitabatake Chikafusa von mindestens 22 Jahren, mit gelegentlicher Wiederkehr zum Sitz der Macht, entstanden die beiden großen Dichtungen. Das Versinken scheinbar glänzender Kaiserschicksale bedeutete für beide die entscheidende Lebenswende: für Dante der frühe Tod Heinrichs VII. am 24. August 1313 bei Siena, für Kitabatake Chikafusa das glücklose, wenn auch vom posthumen Erfolg gesegnete Ringen des 1339 verstorbenen Kaisers Godaigo, dem Go Murakami folgt, der im Jahre 1342 aus dem von Kaiserfeinden verbrannten Yoshino sogar nach Amafu flüchten muß.

In wilden, auf schmale Hochkulturräume beschränkten Lokalfehden schien beiden ihre Zeit unbändige Kraft, viele glänzende Namen und nationales Genie zu verspritzen und zu vergeuden; und dennoch dämmerte über diesen Kämpfen des ausklingenden Mittelalters bereits die Frührenaissance herauf. Auch in der bildenden Kunst gärte und schäumte ein Zeitalter des Übergangs von verwildernder Gotik zur neuen, auf altem Kulturboden geprägten Gestaltung; sie schuf Bilder mit verwandten Zügen, trotz den 9000 Kilometern, die zwischen ihren Werkstätten lagen, und trotz der Tatsache, daß nur wenige Kunsterzeugnisse schmale verbindende Brücken zwischen ihren Kulturkreisen schlugen, wie der wandernde griechische Rundspiegel, das Traubenmotiv, wie die nach Westen und Osten gleichmäßig strahlende persische Kunst mit ihren Symbolen. Aber diese Brücken trugen keine nachweisbaren Verbindungen zwischen Italien und Japan hin und her, wie zwischen China und Indien vom und zum Abendland.

Daß trotzdem fast zur gleichen Zeit aus ähnlichen politischen Umständen und großen Seelen Einzelner verwandtes Geistes- und Seelengut hüben und drüben ins Dasein trat und vergleichbare, weitreichende volks- und kulturpolitische Wirkungen übte, das gibt uns ein Recht, eine Leistung, die scheinbar nur nationale Bedeutung für das fernste Land des Fernen Ostens hat, einem weiten Kreis des Abendlandes vorzuführen.

Wer immer kulturpolitische Wirkungen abwägend zu ergründen sucht, der wird an dem Vergleich der Ausstrahlung der Divina Commedia und des Jinnoshotoki nicht vorübergehen können, wenn auch Dante der Welt viel bekannter ist und rein dichterisch auf einer anderen Höhe steht.

Wie bei Dante, so ist es auch beim Verfasser des Jinnoshotoki undenkbar, daß eine so sehr aus fast übermenschlicher zusammenbauender Leistung hervorgegangene geistige Schöpfung das Werk nur einer Geschlechtsfolge sein konnte. Wie Dante auf altem Kulturbesitz einer patrizischen Familie und dem Erbe eines hochbegabten Lehrers seinen Gedankenbau errichtet, so steht auch der Japaner auf einer alten, stolzen Blutfolge, die zuletzt kaiserlichen Ursprung hat. Als Murakami Genji, durch die Heian-Zeit bis auf Jimmu Tenno, den Reichsgründer, zurückreichend, zweigt sich das Geschlecht der Kitabatake um 946 n. d. Ztwde. von dem Kaiserhaus ab. Urgroßvater, Großvater und Vater gleiten wie die Kaiser, denen sie in hoher Stellung dienen, zwischen Weltherrschaft und Weltflucht hin und her. So tritt der Urgroßvater Masaie mit Gosaga 1268 von den Weltgeschäften zurück in den geistlichen Stand, so der Großvater Morochika 1289 mit dem Kaiser Kameyama, so der Vater Moroshige mit dem Kaiser Gouda 1307; 1291 wird Chikafusa geboren, drei Jahre nach Godaigo, dem sein späteres Schicksal bestimmenden Kaiser, zehn Jahre nach der großen Mongolenabwehrschlacht, mit der bis 1904 die letzte Lebensgefahr vom Festland her vom Inselreich ferngehalten wird, das in zweieinhalb Jahrtausenden niemals ein Feind siegreich betreten hat. Darin freilich unterscheidet sich auch der Schauplatz eines japanischen Doppelkaisertums gründlich von der kriegdurchstampften Halbinsel, in der die Göttliche Komödie entstand. So erhielt der Knabe in Japan bereits den „folgenden unteren fünften Rang" in die Wiege; freilich wurde er vorsichtshalber als Sohn des Großvaters in die Standesregister eingetragen, um für alle Fälle die Familienhabe zu sichern.

Siebenjährig erhält der spätere Dichter des Nationalepos bereits 1300 die Ernennung zum Hyôbugondaisuke, einem höheren Amt im Kriegsminsterium; 1304 wird der Junge Ukon-e-Chûshô (Garde-Generalleutnant zur Rechten), 1305 Gon-Sahsôben, womit er die Schwelle zur hohen Staatsämterlaufbahn betritt.

Das ist eine Prinzenkarriere. Aber sie muß später fast so teuer bezahlt werden wie Dantes Priorenwürde, die freilich vom Volk ausging, nicht wie in Japan vom Allerobersten der obersten Zehntausend. 1308 wurde Chikafusa als Siebzehnjähriger unter den Hofadel (Kugyo) aufgenommen und stieg in raschem Tempo 1320 nach Godaigos Thronbesteigung (20. März 1316) zum Junna-in-Betto. Damit erwarb er sich eine erste Vertrauensstellung nahe dem Thron. 1324 erreichte der Einunddreißigjährige mit dem Erziehungsauftrag für den

Lieblingssohn des Kaisers den Höhepunkt seiner Laufbahn. Allein diese Hoffnung des Reiches starb 1330 an einer Art Influenza. Sein tiefbetrübter Erzieher flüchtete für drei Jahre als Mönch aus der Welt.

Diese drei Jahre aber sahen 1331 einen ersten Sturz des Kaisertums, Godaigos Verbannung auf die Insel Oki und seine Wiederkehr nach der Flucht vom 9. April 1333, dann den Sturz des Kamakura-Bakufu (der Nebenregierung des Shoguns).

Um diese Zeit kehrt Chikafusa nach Jahren der Meditation und Selbstprüfung ins tätige Leben zurück, teilt nun die jähen Glückswechsel des Kaisers seiner Wahl und sucht in einer so tiefbewegten, umsturzreichen Zeit nach Ursprung und Wesensgrund seiner Welt, nach den Fundamenten, auf denen sie sich aufbaut.

Meisterhaft zeichnet Hermann Bohner auf einer einzigen Seite (29) neben der staatspolitischen Bewegung die weitschauende, im vollen Umfang später wieder von den Tokugawa-Shogunen aufgenommene Raumpolitik des Kaiserhofes unter Godaigo. Sie war aus tiefstem Verständnis für den bodenpolitischen Charakter Japans hervorgegangen. Damals endeten — bei einer Dreigliederung in Mitte, West- und Ostflügel — die politisch bestimmenden Räume jenseits der Fossa magna; Godaigo trieb hier, von Chikafusa beraten, organische Raumpolitik. Aber der Ashikaga Takauji, der Verderber des Kamakura-Bakufu, durchschaute diese Politik und stürzte mit der kolonialen Kraft des Ostlandes ihren Träger. In Wahrheit vollzog sich das entscheidende Ringen der Zeit zwischen dem 30jährigen Wildwestler Takauji und dem 27jährigen Kaisersohn Prinz Morinaga, für den als gewählten Seitai-Shogun (Barbaren vertreibenden Feldherrn) die Idee des japanischen Staatsrechtes stritt, auch wenn sein Gegner die größeren äußeren Machtmittel für sich hatte. Kuge (Hofadel) und Buke (Feudalrittertum) stoßen in wildem Anprall aufeinander. Takauji ermordet den Kaisersohn, richtet das Bakufu in Kamakura neu auf, verlegt es dann nach Kyoto und versucht auf den Spuren seines harten Ahnen Minamoto Yoritomo zu wandeln.

Aus solchem Streben stößt er auf Kyoto vor, wird zunächst von Chikafusa und seinem Sohn Akiye im Kampf um den Tempel Miidera am Biwasee entscheidend geschlagen, rettet sich aus dem Kessel von Kyoto nach Hyogo, flieht zu Schiff, kommt aber von Westen wieder, schlägt und tötet endlich den kaisertreuen Kusunoki Masashige am Minatofluß und dringt aufs neue in Kyoto ein. Von dort ist Godaigo zu den Bergmönchen auf den Hieisan geflüchtet, aber zuletzt — bei aller Wahrung des Scheines der „Tenka" (Kaiserwürdenachtung) durch einen Gegenkaiser (Kwôgon) von Takaujis Gnaden überwunden worden. 1336 flieht Godaigo aus ehrenvoller Haft als Exkaiser nach Yoshino und muß Takauji im Besitz der sakralen Stadt Kyoto lassen. Allein des zwanzigjährigen Akiye vom Vater beratene Tüchtigkeit bringt den Osten, die Kraftquelle Takaujis, ins Wanken; aber bei Sakai fällt er, und zwei Monate später Nitta Yoshisada, die andere Säule der Hoffnungen des Südkaisers in Yoshino, dem Kirschblütenparadies zwischen der altheiligen Landschaft Yamato und den Stammgauen der Kusunokis.

Als letzte Rettung wird Chikafusa, ungebeugt durch den Heldentod des ersten Sohnes, nach Osten zum Aufbau neuer Machtstellungen entsandt, nominell

durch Vorschiebung seines zweiten Sohnes Akinobu, unter offizieller Führung durch Noriyoshi Shinno, den späteren Kaiser Gomurakami. Ein Sturmwind zerstreut die kleine Transportflotte und läßt nur Chikafusa von Ise aus nach Osten gelangen. Über die Burgen des Oda Haruhisa, Jingushi, Awasaki, Oda, Seki, Taihô führt der Sammlungsversuch neuer kaiserlicher Kräfte. Da fällt mit dem älteren Yuki eine der besten Stützen des Yoshino-Kaisertums und hinterläßt — trotz der Mahnung im Testament: „einzig die Häupter der Feinde der Dynastie abgehauen nebeneinandergereiht auf des Vaters Grab zu stellen" — einen wankelmütigen Sohn zu einer Zeit, wo Godaigo „von den Herbstnebeln umdrängt dahinscheidet" und sterbend Chikafusa mit der Leitung des Staates und der Vormundschaft für seinen jungen Sohn Gomurakami betraut. Das ist die Lage, in der das Jinnoshotoki entsteht.

Sie ist kaum weniger tragisch als die des in der Verbannung dichtenden Dante nach dem Tod des Kaisers seiner Hoffnung und Wahl, geliebter Kinder, im Schmerz des dauernden Ausschlusses aus seiner glänzenden Vaterstadt. Aber sie ist für den Japaner noch mit der Verantwortung aktiver Staatsleitung zur Rettung des Kaisergedankens, des jungen Sohnes seines Herrn und einer fast zum Verzweifeln problematischen Machtreststellung belastet, deren gefährdeten Sitz er nur zur See oder auf Schleichwegen durch feindliche Reihen erreichen kann, auf denen sich sein Sohn Akinobu 1340 zu ihm durchfindet.

Ein Anschlag auf die wichtige Burg Taga in Mutsu mißglückt. Vier Jahre hält sich unter verzweifelten Kämpfen die Burg Oda, und inmitten der romanhaften Kämpfe um sie ist das Jinnoshotoki für den fernen Prinzen Murakami geschrieben worden. Auf der Flucht von Burg zu Burg, während der Burgherr durch Harakiri endet, verläßt im Januar 1345, sein Fernziel stets hochhaltend, Chikafusa den japanischen Osten und kehrt nach Yoshino zurück — „im Gedränge der Streiter und Rosse sei wenig Zeit zu Büchern".

Noch ein Jahrzehnt, sein Lebensbuch verändernd und ausgestaltend, trägt Chikafusa den Reichsgedanken der Süddynastie durch immer schwieriger werdende Zeitläufte. Masatsura, der tapfere Sohn des Kusunoki Masashige, übernimmt als Vierzehnjähriger die Führung des kaisertreuen, unweit Yoshino begüterten Geschlechts: überall regen sich kaisertreue Kräfte, aber in der wilden Schlacht in Kawachi fällt der junge Masatsura gegen Kô Moronao durch Freitod. Dieser verbrennt Yoshino und der Hof flüchtet nach dem „Mauseloch" Anafu, bleibt aber fest und wird durch Volksbewegungen gerettet. Nun aber geraten die Sieger sich gegenseitig in die Haare; Brand und Gemetzel in Kyoto selbst beendet im vorletzten Lebensjahr Chikafusas die Fehde, die sich an den Namen des Kô-Geschlechtes knüpft.

Ein Sonnenblitz und neuer Sturz läßt die Süddynastie emporschnellen und wieder sinken und darüber stirbt Chikafusa am 11. Mai 1354, mitten in einem Umschwung, der Kyoto wieder vorübergehend kaiserlich macht. Mit seinem Tod bricht die Süddynastie willensmäßig zusammen; das Jahr 1392 bringt den schwächlichen Ausgleich, den Chikafusa nie mitgemacht hätte. Aber sein geistiges Werk hat die Idee des Gott-Kaiser-Gedankens gerettet und erhalten, bis

sie zur abermaligen Erneuerung des Reiches nach Jahrhunderten als Ansatzpunkt dienen konnte. Das hat den scheinbar glücklos Dahingefahrenen unsterblich gemacht. Er erhielt dem japanischen Nationalgefühl von heute seinen stärksten Volksseelenwert, wenn auch unter Yoshimitsu eine Überfremdungswelle darüber zusammenschlug.

Zwischen dieser Überfremdungswelle, die so weit geht, Japan unter Yoshimitsu in ein formales Abhängigkeitsverhältnis zu China zu manövrieren, und der großartigsten Abwehrbewegung Japans gegenüber dem Festland überhaupt, den Mongolenkämpfen von 1274 (gegen 900 Schiffe, darunter 150 Kriegsschiffe) und von 1281 (gegen eine Südflotte von 2400 und eine Ostflotte von 900 Schiffen mit 100000 Chinesen und Mongolen und 7000 Koreanern), entstand die Theodizee des Reichs. Sie scheint sich unter schwächlichen Epigonen zu verflüchtigen, kehrt aber für einen erneuerten Staatsgeist aus dem Immateriellen mit einer Macht zurück, die Bakufu, Shogunatsregierung, Minamoto- und Tokugawapracht wegfegen wird.

Vieles von dem, was Bohner im einzelnen aufführt und erläutert, gehört gewiß in die Gefilde des Staatsmythos, denn das Jinnoshotoki beginnt mit der Weltschöpfung. Es ist natürlich japanozentrisch, läßt aber doch die beiden anderen Großen der „Sankoku", China und Indien, nicht außer Betracht, wenn der Staatsdichter auch keinen Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem Ursprungsland der wichtigsten Weltreligion des Ostens und seiner ältesten Staatsphilosophie kennt.

Bei aller Ehrfurcht vor den alten Raststätten der frühen Kaiser (Misasagi) betritt er ganz festen Boden erst mit Suijins, des 10. Herrschers Tod, 258 n. d. Ztwde., des „erstmalig das Reich regierenden Herrschers" um Yamato, der seinen Regierungssitz am Ostabfall des Ahnenlandes in Shiki, im Palaste Mizugaki hat und in Ando (Yanagimoto) begraben liegt. Zum Stammreich mit seinen Uji-Gauen sind Grenzmarken am Biwasee (Omi) gekommen. Schon jetzt ist der Kaiser oberster Hoherpriester, Mittler zum Jenseits; oberste Rechtsquelle, Mittler nach innen; oberste Auslandstelle, Mittler zur Außenwelt. Suijin mehrt die Macht der Zentrale; Jingo Kogo und Ojin wenden sie meerüber. Unter Shotokutaishi mündet die Theodizee in den bekannten Ablauf der altjapanischen Reichsgeschichte und ihres „Ringens zwischen Innen und Außen, Arteigenem und Artfremdem, Mitte und Peripherie" (Bohner, S. 87) in gewaltigen Pendelausschlägen. An ihrer Schwelle steht als faßbarste, typisch japanische Gestalt Shotokutaishi, der große Einschmelzer von Buddhismus und chinesischer Staatskultur, der Schrittmacher des Riesenexperiments der Taikwa-Reform. Mit ihm beginnt Hiraizumi seine Geschichte der Kokutai- (Reichskörper-)Idee; mit ihm die Verkörperung der Geschichtstradition, die er als erster mit Soga no Umako festlegt. Es ist wunderbar, wie Bohner — darin ein würdiger Interpret Chikafusas — seine geschichtliche Darstellungslinie führt!

Das im Westen und Osten gleich gigantische Ringen zwischen geistlichem und weltlichem Schwert, und innerhalb des Kreises der weltlichen Schwertträger zwischen dem legitimen Erben der Macht und ihrem praktischen Verwahrer (im

japanischen Fall des Tennotum und den Hausmeiergeschlechtern der Fujiwara-Minamoto, Ashikaga, Tokugawa) wird kaum aus einem anderen Meisterwerk der ringenden Zeitalter so deutlich wie für das Abendland aus der Divina Commedia, für den Fernen Osten aus dem Jinnoshotoki. Nur daß eben für Japan das Ringen zuungunsten einer ins Weltliche übergreifenden Kirchenmacht (dort des Buddhismus) in der Nara-Zeit im Grunde schon entschieden war.

Der Sturz oder Fehlschlag der beiden Mönche, die nach dem „Tennotum" (dem Kaiser-Macht-Gedanken) griffen, Gembô und Dôkyô, ist dafür sinnbildlich; die Verlegung der Herrschaftsmitte von dem vermönchlichten Nara nach Heian-Kyoto unter Kwammu ist die rettende Tat. Auch das Zurückdrücken der „Ebisu" (Ureinwohner, Ainu) nach Nordosten, beim ersten Stoß (787) mißlungen, gelingt beim zweiten (794) wie die Gründung von Heian. Sie macht dem Wandern des Regierungssitzes, dem Herumtasten danach (das die ganze deutsche Geschichte füllt) für Japan ein frühzeitiges Ende. Nur ein Pendeln des Reichsschwerpunktes zwischen dem Gedanken einer westlichen Hauptstadt (Kyoto) und einer östlichen (Kamakura, dann Yedo-Tokyo) gefährdet noch die Stetigkeit der Entwicklung des langgestreckten, aber schmalen Reiches. Diese West-Ost-Schwankung bei steigendem Raumgewicht des Ostens spiegelt sich nicht nur in Chikafusas Schriftwerken, sondern auch in seiner Lebensgeschichte wie in der Dantes die Schwankung zwischen Tyrrhenischer Gesichtsseite und Adria-Rückseite.

Auch Italien brauchte Zeit, bis es von Turin über Florenz nach Rom zurückfand, und kannte Zeiten, wo das Pendeln zwischen nördlichen und südlichen Machtmittelpunkten an seiner Einheit rüttelte. Hier ist ein weites Feld für die Erforschung von Gleichläufigkeiten (Parallelismen) zwischen Japans Inselreich und Italiens Halbinselreich als Imperiumsmitte. Noch hat Japan nicht so klar zwischen seinem ozeanischen und kontinentalen Gesicht den Reichsschwerpunkt gefunden, wie ihn Mussolini bei südwärts gleitendem Raumumfang für das italienische Imperium nach Sizilien verlegt hat.

Es ist im Rahmen eines kurzen Kapitels unmöglich, die Bedeutung der Beziehungen von Dengyo und Kobodaishi zum Jinnoshotoki so zu beleuchten, wie es Bohner in breiten Ausführungen tun kann.

Denn der Inhalt der Staatsdichtung ist ja die gesamte japanische Reichsgeschichte, vor allem Kaisergeschichte, von der Namengebung und Weltschöpfung bis nach dem Tode Godaigos (1339). Sie mündet zuletzt in eine klare Schilderung, „wie es eigentlich gewesen", von einer solchen Lehrkraft und Wirklichkeitsnähe, wie wenn sich zu ihrer Darstellung Machiavelli mit Dante hätte verbünden können, nur beide mit einem positiven Staatsglauben hinter sich. Sie beginnt mit der vielfältigen Erklärung der poetischen Namen des Landes der tausend Inseln, einer durchaus arteigenen, meerentstammten Theogonie, und führt dann durch Staatsmythos und Staatslegende, mit ähnlich freier Zeitbehandlung wie in der Bibel und bei Ovid, auf den festen Boden der politischen und zugleich Kultur- und Verwaltungsgeschichte. Diesen festen Boden verliert sie — vom Widerstreit der kurz- und langfristigen Chronologie am Anfang abgesehen

(den Alfred Wedemeyer wohl am besten beleuchtet) — nicht mehr, schon von einer Zeit ab, die lange vor unserer Völkerwanderungsperiode liegt.

Dann freilich ist es ihr Hauptziel, einem kommenden Kaisererben die Achtung vor der Blutlinie des Kaiserhauses und den Grundsatz der fortwährenden Wiederkehr zu ihrem Recht im Reich als stärksten ruhenden Pol der ganzen Reichsgeschichte in die Seele zu hämmern. Das geschieht in einer vollendeten Form aus einer ganz überlegenen Beherrschung des Geschichtsverlaufs in allen genealogischen Feinheiten.

Unterstützt wird der Dichter-Staatsmann in Japan dabei freilich dadurch, daß er nicht, wie der größte universale Weltanschauungsdichter des Abendlandes, auseinanderstrebende Gewalten und Kräfte in die Ringe seiner Hölle, seines Purgatorio oder Paradieses einordnen und zwingen muß: eine sich verflüchtigende Universal-Kaisermacht, eine zwischen Anspruch und Gestalt zerrissene Kirche, die erst im Werden begriffenen Nationalstaaten und den Eigentrotz der Persönlichkeit. Sondern hinter ihm steht ein wundervolles Einheitsbewußtsein von Blut und Boden, von Land, Volk und Stammesgemeinschaft, das er immer wieder anrufen kann. Darum gibt es heute noch in Japan blutmäßige Abkommen von Zeitgenossen Scipios, Cäsars, Theoderichs, der Karlinger, die in verwandten Kreisen und Stufen das Reich mit „Geschwistergefühl" (Dôbô) regieren, seine Kaiser, Heerführer, Ministerpräsidenten, geistigen Führer sind und mit derselben Sprache, denselben Amtsbezeichnungen diesseits und jenseits der japanischen Alpen genannt werden wie von Anbeginn. Darin liegt die staatsbrauchbare Überlegenheit Japans — noch heute.

Entscheidend ist, daß im Staatsmythos jener Zusammenbau von Kaiser- und Shinto-Lehre (Tennotum, Tenka) mit japanisiertem, nationalisiertem Buddhismus über urjapanischer Wesensgrundlage seine großartige Apotheose findet. Die nahe Verbindung zwischen Yoshino-Dynastie, Erbgau der kaisertreuen Kusunoki, und dem heiligen Berg Koyasan — Anafu, die „Schutzhöhle", liegt halbwegs zwischen Yoshino und Koyasan (Bohner S. 113) — hat gewiß vieles dazu beigetragen, auch in Chikafusas persönlichem Leben diese Einsicht aus dem Boden her, von unten zu vertiefen, was sein Jinnoshotoki bei allem Höhenflug so volksnah und volkswirksam erhalten hat. Es verschmilzt Geopolitik und Ethnopolitik.

Wie der Seelenwanderungsglaube auch in die Geschichte verwoben ist, zeigt Bohner mit dem Hinweis darauf, daß Kobodaishi als eine Wiederverkörperung sowohl von Shotokutaishi wie von Shomu-Tenno gilt. So lebendig ist im Fernen Osten die Vorstellung von der unendlichen Kette, in der die einzelnen Rassen-, Stammes- und Volksgenossen nur wirkende Glieder bedeuten, und so selbstverständlich die Anschauung, daß ein für Reich, Staat und Volk notwendiges Werk aus der Vergangenheit in die Zukunft durch Neuverkörperungen fortgesetzt wird.

Die Rechtfertigung dafür, daß man in Japan das Jinnoshotoki Fremden in die Hand gab, wenn sie fragten: Was ist denn nun eigentlich Japan? liegt also in den tiefsten Quellen der Staatskultur. Ähnlich gibt man wenigstens in

Deutschland den Italiensuchern immer wieder Dante in die Hand, um damit eine Fühlungnahme mit der Seele von Land und Volk jenseits der Berge anzubahnen. Denn hier beginnt, wie nach Hiraizumi für Japan von Shotokutaishi an, die ununterbrochene Traditionslinie, die Führungslinie des Schrifttums, um nicht mehr abzureißen, wie für Japan mit Kojiki, Nihongi, fortgesetztem Nihongi, Nihon Koki und Fortsetzung, Montoku-Jitsuroku, Sandai-Jitsuroku.

Die Höhenlinie wird nicht immer gehalten; der Staatsgeist weicht zuweilen zurück, und die Nation wird zwischendurch irre an sich selbst. Sie erlebt das Zeitalter der Überfremdung und Rückschläge nationalen Selbstbewußtseins, wie auch Mitteleuropa nördlich und südlich der Alpen. Aber die große Linie geht nicht mehr ganz verloren. Sie hat ihre Richtfeuer, die immer wieder ihren Strahl durch aufgeregte Strömungen und Verdüsterungen des Sehkreises senden; zu den hellsten gehören gewiß für Italien das von Dante entzündete, für Japan das Jinnoshotoki, beide aus fast gleicher Zeit, vom verwandten geometrischen Ort aus leuchtend.

Es kann nicht Aufgabe dieser knappen Zusammenfassung sein, den Reichtum der in Bohners wesenstreuer Übersetzung 145 enge Seiten füllenden Staatsdichtung auszuschöpfen. Sie soll nur dem Zweck dienen, das gediegene Werk eines Deutschen, der viele Jahre im Fernen Osten gearbeitet hat, und damit eine Fundgrube japanischer Staatsphilosophie der deutschen und italienischen Fernostkenntnis nahezubringen. Wollte ein gründlicher Dante-Kenner — der ich nicht bin — durch eine Übersetzung des Jinnoshotoki ins Italienische und eine vergleichende Erschließung der kultur- und staatspolitischen Bedeutung beider Dichtungen diesen Weiterbau übernehmen, so würde er damit eine innerste Berührung abendländischen und japanischen Staatsdenkens von Kokoro zu Kokoro, von den Wesenskernen beider aus, ermöglichen und damit dem Austausch der beiden Kulturen große Dienste leisten.

Denn es bleibt trotz allen Zwischenspielen doch wohl eine der wichtigsten kulturpolitischen Aufgaben des 20. Jahrhunderts, einen solchen Austausch zwischen den Hochkulturen der Monsunländer, der chinesischen, indischen und japanischen, und denen des Abendlandes anzubahnen. Von diesen dreien aber steht die japanische noch immer als die am meisten geschlossene, sich selbst getreue vor uns. Das dankt sie nicht zuletzt der noch ungebrochenen Linie der Gott-Kaiser-Herrschaft, wie sie am Ausgang des japanischen Mittelalters das Jinnoshotoki richtunggebend zusammenfaßte, dann als Ausklang der japanischen Renaissance das Dai-Nihon-Shi breitgemauert hinstellte, so daß die nationale Romantik zugleich Shinto und Gott-Kaiser-Herrschaft zu erneuern vermochte: gleichläufig mit dem dritten Italien und dem Dritten Reich der Deutschen.

Dante und sein japanisches Gegenstück stellen hohe Anforderungen an jeden, der, von ihnen ausgehend, das Wesen der auf ihrer Sprachschöpfung stehenden Reiche ergründen will. Ganz gewiß berührt uns Abendländer der erste Anblick des japanischen Staatsgedichts unendlich viel fremdartiger; er weist uns aus dem Gegensatz nach, wie verwandt die Ursprünge abendländischen Staatsdenkens

untereinander sind, wie leicht es ist, die Göttliche Komödie, wie schwer, das Jinnoshotoki zu verstehen.

Dennoch lohnt die Mühe, wie jedes Überschreiten von Paßschwellen in wichtige, bisher unzulänglich erschlossene Landschaften sich lohnt; das Überwinden der Paßhöhe ist dabei unvermeidlich.

Sie ist zwischen Mittelmeer und Japans Inlandsee hoch und steil, so sehr sich die Küsten beider zuweilen gleichen.

In der Entstehung und Wirkung des Jinnoshotoki sehen wir den geistigen Höhepunkt der mittelalterlichen Reichsidee, der mit dem Abklingen der Taikwa und ihrer Folgeerscheinung, der Heian-Hofkultur — unserer Romanik vergleichbar — erreicht wird und dem ein nationaler Rückschlag in der Kamakurazeit — verkörpert durch die großen Minamotokrieger — und die Reichsrenaissance des 16. Jahrhunderts folgen.

Leistungen von verwandter immanenter Strahlungskraft entstehen erst wieder, als sich das Leben des kommenden dritten Reiches unter der starren Brokatdecke der Yedokultur in dem Prinzen von Mito und seiner nationalen Schule, der Shinto-Erneuerungsromantik regt. Aber sie scheinen uns ohne die Glanzleistungen des japanischen Mittelalters, ohne die Idealformung des Reichs- und Gott-Kaiser-Gedankens so wenig möglich wie etwa die deutsche Kaiserromantik ohne die mittelhochdeutsche Reichskulturblüte.

Zwischendurch fegt ein Sturm über ganz Eurasien hinweg und stellt zwischen Ost und West, den bis dahin getrennt lebenden Welten des Abendlandes und des Fernen Ostens, die erste große geopolitische Verbindung her — der stellenweise zerstörende, stellenweise aber auch lebenweckende, fermentierende, viele kontinentale Tore aufstoßende Mongolenzug.

Es war das großräumigste Ereignis der Alten Welt und ist in seinen Wirkungen auf alle in ihr wurzelnden Reichsideen nicht mehr wegzudenken. Wie es zuerst empfunden und dann überwunden wurde, das ist für alle Reichsgedanken der Alten Welt von entscheidender Bedeutung. Im japanischen Reichswerden ist der Mongolensturm die erste große, gemeinsam durchlebte Einheitsgefahr.

Die Wirkung war in Japan vorwiegend positiv: stärkend für seine Abwehr und Verfestigung nach Westen, in Mitteleuropa dagegen negativ: auflösend für seine Abwehr und Verfestigung nach Osten, gegen die verbindende Strecke der skythosarmatischen Wanderstraße hin. Darum hat sie am Ostende zur Konsolidierung und Reichsverstärkung, am Westende zur Streusiedlung und Zersplitterung geführt, die erst die Flurbereinigung im Großdeutschen Reich zu beseitigen sucht.

VIII

神風

Kamikaze

Die Abwehr des Mongolensturms und ihre mittelbaren Folgen

Erst wieder zwischen 1904 und 1905 sollte eine ähnliche Lebensgefahr gegen das Sonnenaufgangsreich aus der ganzen Tiefe der eurasiatischen Steppen heranbrausen wie zur Zeit Kublai Khans, des Enkels von Dschingis Khan, der in der japanischen Volkssage selbst seltsam verknüpft mit dem persönlichen Los des japanischen Volkslieblings Yoshitsune erscheint, in jenem Zwielicht von Furcht und Bewunderung, das den großen Eroberer heute noch im Abendland wie im Fernen Osten umfließt.

Was sein Enkel Kublai über die Straße von Tsushima gegen Japan heranführte, das war eine sehr greifbare Gefahr: die Krieger der Steppe, die Mongolen, auf chinesischen Schiffen, die freilich beim dritten Aufgebot streikten. Das „Unruhegebiet" der Mongolensteppe hatte, vom Onon, dem einen Quellfluß des Amur her ausschwärmend, die ganze Schranke des chinesischen und koreanischen Ackerbauvolks überrannt. Die Räuber der Steppe suchten zum erstenmal in Japans Geschichte die Räuber des Meeres zu unterjochen, die bis dahin ungestört die weiten chinesischen Küsten bis an die Straße von Malakka und die „Nihonmachi", die Japanerviertel in den großen Emporien der Sundainseln, beunruhigt und gebrandschatzt hatten.

Sollte ein Erobervolk, das die gewaltige Naturschranke der meridionalen Stromfurchen zwischen Südchina und Birma überwunden hatte, den schmalen Meeresarm nicht bezwingen können, der das eroberte China von den Inselkränzen trennte, die als letztes begehrenswertes Land der Weite des damals noch nicht bewußt überschrittenen Großen Ozeans entragten?

Daß der „Okeanos" in grauen Zeiten, während der Entstehung der indianischen Rassen, an der Beringstraße und den Aljuten überwandert worden war, daß kühne Malaio-Polynesier, seinen Inselwolken folgend, nach Mittel- und Südamerika gelangt waren, das war den Steppenreitern nicht bewußt. Sie suchten nur das sichtbare Kulturreich gegen Sonnenaufgang, wenn auch nicht zu dem idealen Zweck jenes chinesischen Kaisers, der eine Schar von Kriegern und

Das frühjapanische Reich bis zum 6. Jahrhundert n. Chr.
(Nach Wedemeyer)

die über die Kräfte der Mongolen gehe. Es müssen ganz ähnliche Berichte gewesen sein wie die des klugen, alten Russengenerals Samoilow vor dem Russisch-Japanischen Kriege, die in Petersburg am Zarenhof so unangenehm auffielen, weil sie unvermeidliche Schlappen statt leichte Triumphe vorhersagten, während Kuropatkin als Kriegsziel die Gefangennahme des Tenno hingestellt hatte.

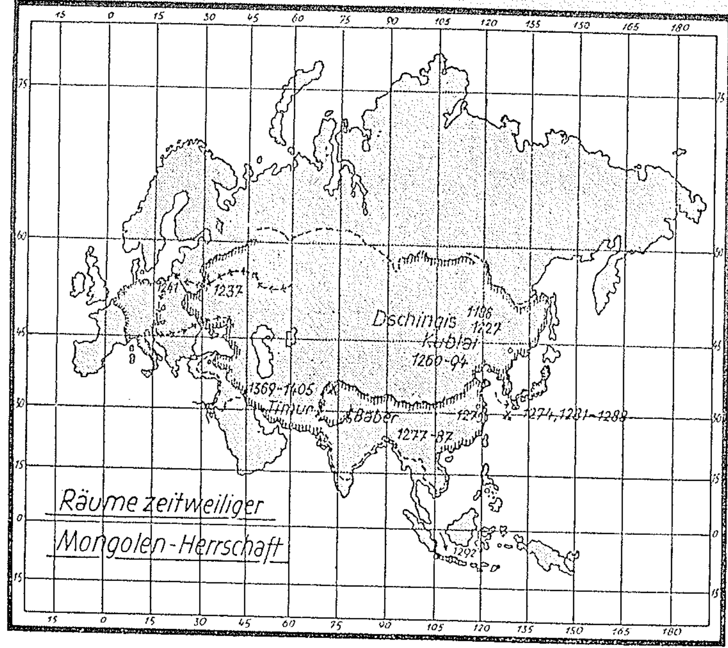
Der Chinese hatte schon von der ersten Expedition abgemahnt und auf die Schwierigkeit des Überwindens der See und des Landens auf den Inseln hingewiesen. Die Japaner seien ein kriegerisches und tapferes Volk und das arme Land werde den gewagten Versuch nicht lohnen. Aber alte Taoistenlegenden von fabelhaft reichen Goldschätzen auf den Inseln, die auf dem Wege über Marco Polo auch das Abendland erreichten, gaben den Ausschlag zugunsten des Abenteuers.

Marco Polos Erzählungen über das „goldene Haus" des Japanischen Kaisers, in Wirklichkeit den vergoldeten hölzernen Gartenpavillon Kinkakuji, der zu märchenhafter Größe und Pracht übersteigert ward, spornten die Phantasie des Kolumbus zum Suchen nach dem „Goldland Zipangu" an. Sie wurden niedergeschrieben zu einer Zeit, wo der Leichnam eines Japanischen Kaisers monatelang unbegraben stehen mußte, weil es am notwendigen Geld für eine standesgemäße Beerdigung fehlte. So entstand als Nebenwirkung des Mongolenansturms auf Japan als grimmige Ironie der Weltgeschichte die Sage vom Goldreichtum seiner Inseln, angesichts der tatsächlich kargen Ausstattung des japanischen Stamminselbogens an Edelmetallen, die sogar im Kunstgewerbe eine sparsame Anwendung — nur als Zierat, nie in massiven Stücken bedingte.

Wie wirkte sich nun die bisher objektiv größte Gefahr, die das Inselreich überhaupt seit seinem Bestehen bedroht hatte, auf den Reichsgedanken aus? Man darf wohl behaupten, daß ihre wirkliche Größe Japan zunächst so wenig zum Bewußtsein gekommen war wie dem Abendland die Bedeutung des Vorstoßes Batus, des Feldherrn Dschingis Khans. Dieser war ja nicht aus eigener Kraft des Abendlandes abgeschlagen worden, sondern weil der Tod des zweiten Großkhans den ehrgeizigen Batu, wie alle mongolischen Heerführer aus Dschingis Khans Blut, zum Reichstag, zum Kurultai, in das ferne Karakorum heimberief. Dorthin verschwand er nach der Zerschmetterung Rußlands, Polens und Ungarns längs der gebirgigen Nordwurzel der Balkanhalbinsel, nachdem er einstweilen ein neues Machtzentrum an der unteren Wolga in Serai hinterlassen hatte.

Zwar war in Japan wenigstens gegen den zweiten Stoß der Shikken Hojo Tokimune nach Abweisung der mongolischen Gesandten persönlich zu der Küste von Kyushu herbeigeeilt, hatte die Mongolen bei Takashima geschlagen und dann das Werk des Göttersturms vollendet. Aber erst nachträglich erkannte man den vollen Umfang der Gefahr, der man entgangen war. Heute weiß freilich jede Wehradelsfamilie den Namen des Vorfahren, der an der Mongolenabwehrschlacht beteiligt war, und nennt ihn mit Stolz.

Die Blicke waren, wie im Abendland, vielfach durch innere Wirren von Volksgefahren abgelenkt. Schon die ersten Nachfolger des gewaltigen Reichsmarschalls



Nr. 23 Die Mongolenreiche

Yoritomo Minamoto hatten nicht die Kraft gehabt, die 68 Länder, die sein eiserner Griff zusammenhielt, im gleichen Stil weiter zu beherrschen. Sie wurden bald am Herrschaftssitz, in Kamakura selbst, von den Hojo-Shikken abgelöst, und gegen diese erhoben sich sofort Gegenbewegungen, die 1333 während der Versuche des Kaisers Godaigo, die Zügel des Reichs wieder persönlich in die Hand zu nehmen, zum Sturz von Kamakura und sogar zur Spaltung der kaiserlichen Linie in einen nördlichen und südlichen Zweig führten. Fast hätte also die größte Reichsgefahr von außen den Reichsgedanken so unvorbereitet und unbehütet angetroffen, wie es etwa das Erste Deutsche Reich im Interregnum war oder Italien, als das einstige „Kind von Apulien" sich um sein sizilisches Königreich mühte und mit dem Papst stritt, während die vereinigte Kraft der Steppe auf das uneinige Land seiner Väter anritt.

Die Mongolenabwehr gehört zu den vielen Fällen in der japanischen Reichsgeschichte, wo sich Geschick und Glück verketten, so daß gefährliche innere Schwächezeiten noch nicht eingetreten oder gerade vorüber sind, wenn äußere Gefahren drohend heranziehen, die in einer nationalen Schwächeperiode schwer überwindbar wären. Hätte gleichzeitig mit dem Mongolensturm etwa Ashikaga Takeuchi (Takauji) Kamakura verbrannt oder Kusunoki Masashige Kyoto eingenommen, oder wäre er am Minatogawa gefallen, statt daß seinesgleichen unterm Zeichen des Göttersturms fochten, oder hätte der abgesetzte Kaiser Godaigo seine Flüche von Yoshino aus geschleudert, so wäre die Gefahr kaum abzuwenden gewesen.

Ähnlich war die Lage bei den ersten Randberührungen der europäischen Seemächte in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ein Menschenalter früher hätten diese ein von Feudalfehden zerrissenes Reich angetroffen, in ähnlichen Auflösungszuständen, wie sie das Deutsche Reich unter Friedrich III. zeigte. Damals aber stießen sie auf ein erstarkendes Gefüge unter den Reichseinigern Ota Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi und Jyeyasu Tokugawa, an dem jeder Versuch einer Machteinwirkung und Vergewaltigung scheitern mußte.

Etwa 600 Jahre nach dem Mongolensturm traf eine neue Gefahrenwelle das sich erneuernde Kaisertum in der ganzen Kraft des Status nascendi und vermochte deshalb nicht, wie in China, lebensgefährliche Keime der Entgliederung auszustreuen, sondern weckte im Gegenteil nur den lebhaften Wunsch, sich mit allen Errungenschaften der Fremden zu bepanzern und damit das Reich zum Widerstand gegen sie so stark wie möglich zu machen.

So kann man Anprall und Abwehr des Mongolensturms fast als ein Sinnbild der vom Glück begünstigten japanischen Reichsentwicklung ansehen; aus den geopolitischen Vorzügen der Abwehrküste ist das Möglichste gemacht; wachsame Kriegerketten säumen alle Hochwarten, und an entscheidender Stelle stürzt sich ein Ritterheer voll wilder Entschlossenheit auf den Eindringling, um nicht mehr Feinde entkommen zu lassen, als nötig sind, um den Verlauf des Unheils dem Urheber des Angriffs zu melden.

Wer einen unmittelbaren Eindruck davon haben will, wie sich das Aufziehen, der Losbruch und die Verflüchtigung des Gewittersturms der größten außenbürtigen Reichsgefahr Japans im Mittelalter im Schrifttum spiegelt, der mag ihn — wie so manche andere fein ausgemalte Züge — in der ebenso liebevollen wie wesenstreuen Wiedergabe von Junker von Langegg im 3. Band seiner „Segenbringenden Reisähren" (Leipzig 1880) in der Geschichte der Hojo nachlesen. Uns kommt es darauf an, an diesem besonders eindeutigen Fall eines der vielen Wunder der Reichserhaltung nachzuweisen. Eben noch bietet das Reich den Anblick einer fast hoffnungslos scheinenden Kräftezersplitterung und Zerfahrenheit. Da wirft eine Weltenstunde voll drohender Entscheidungsschwere ihren Schatten voraus; und mit Windeseile verwandelt sich die latente Energie in kinetische; Kräfte, die der Zusammenfassung zu trotzen schienen, fügen sich ins Ganze und vermehren seine Abwehrstärke; und aus einem scheinbaren Bündel Scharpie fährt eine stählerne Faust heraus, auf die der Gegenspieler in diesem Augenblick am allerwenigsten gefaßt gewesen war! An sich hätte er Japan ebenso überrennen können, wie ein ferner Enkel Kublais Indien mit den viel geringeren Kräften Ostirans überrannt und dieser selbst China übermannt hatte.

Was sich beim Abwehren der Mongolen gezeigt hatte, das kehrte in der Geschichte der Reichsidee wieder, als Hideyoshi das begonnene Reichseinigungswerk des Ota Nobunaga übernahm, die abfallustigen Satsuma und Tosa zur Unterwerfung zwang und so das Reich gegen die überseeische Gefahr zusammenschloß, die man in Kyushu und bei den Date bereits auszunutzen anfing; das Abwehrglück kehrte wieder von 1854 bis 1868, von den Verfassungskämpfen bis zum Chinesen- und Russenkrieg, und gehört zu den Wesenszügen Japans für

seine Haltung in großen Gefahren. Es ist jene erstaunliche Sammlungsfähigkeit aller völkischen Kräfte bei Sturmahnung ohne Unterbindung ihrer Vielfalt.

Wie bitter der partikularistische und separatistische Haß trotzdem unter der Decke weiterschwelte, beweist etwa die folgende Stelle aus dem den Hojo feindlichen „Nihonguaishi": „Der glorreiche Sieg des Shikken Hojo Tokimune über die tatarischen Barbaren und die Rettung des Reiches des Sohnes des Himmels (Tenshi) genügt, alle Verbrechen dieses verruchten Hauses zu sühnen." Das atmet einen noch durchaus ungebrochenen Haß! Aber er wendet sich praktisch nur gegen Personen und Geschlechter, niemals gegen die Reichsidee selbst.

Aus der Zeit zwischen der Abwehr des gefährlichsten Vergewaltigungsversuches durch äußere Machtentfaltung und des gefährlichsten Unterminierungsversuches der eigenständigen Weltanschauung und Reichsidee durch die Missionäre der großen Raubmächte über See ist durch einen der Zufälle, mit denen die Weltgeschichte Scheinwerferkegel oft gerade auf die dunkelsten und verworrensten Zeiten wirft und das so gewonnene Blitzlichtbild mit seltener Konturenschärfe festhält, ein Stoßgebet der Berufsverzweiflung eines Mönchs, des Urgroßvaters eben jenes Taiko Hideyoshi, erhalten, der das Reich zu seltener innerer und äußerer Schlagkraft einte und zusammenballte: „O weh! In welcher Zeit finde ich mich! Krieg hier und Krieg dort; niemands Leben sicher; niemands Eigentum wert, sein Eigen genannt zu werden. Das ist keine Gegenwart, um Gebete zu sprechen oder über heiligen Schriften zu brüten. Ehe die Religion Gehör erlangen kann, müssen erst der Menschen Leidenschaften rasten lernen. Solche Zeiten rufen nach Kriegern, nicht nach Priestern, nach Tat mehr als nach Gebet! Ich aber bin zu einem Beruf erzogen, der nicht zu dem Zeitalter paßt, in dem ich lebe. So will ich denn ein Laie und ein Soldat werden und sehen, was ich tun kann, um den ewigen Streit zu mildern, darin die Menschen ihr irdisches Dasein verbringen." Er zog also als echter Japaner den Schluß daraus, daß die Zahl der Krieger und nicht die der streitenden Seelenhirten zu vermehren sei.

Sein Urenkel befreite sich durch ein rauheres Mittel aus der Klosterschule, indem er ein Buddhabild zerstörte. Dafür aber setzte ihn seine stürmische Soldatenlaufbahn wirklich instand, der inneren Fehdewirtschaft ein Ende zu machen und die so zusammengeballte Kraft des Reiches in Gestalt von Hunderttausendmannheeren selbst nach außen zu senden. Es ist bemerkenswert, wie anders die japanische Reichsidee auf Gefahrenreiz von außen durch blitzschnellen Zusammenschluß antwortet, als z. B. das Abendland auf die nicht weniger bedrohliche Mongolengefahr und auf weltanschauliche Spaltpilze.

Angesichts des ihnen unleidlich scheinenden Verlustes ihrer religiösen Eigenbrötelei verschachern im Abendland 1552 die protestantischen deutschen Fürsten die Reichsbollwerke Metz — den Verkündigungsort der „Goldenen Bulle" —, Toul und Verdun an den König von Frankreich als „Reichsvikar", und die Reichsgewalt kann sie nicht zu Paaren treiben!

Fast zur gleichen Zeit ballt in Japan der Taiko eine Viertelmillion Reichskrieger zum Satsuma-Feldzug über Land und über See zusammen (1587) gegen



Abuto-Kwannon-Tempel
bei Tomo an der Inlandsee

ein ähnlich exponiertes Land, das lediglich im Verdacht steht, von der zentralen Reichsgewalt abfallen und gegen sie aufbocken zu wollen.

Von dem Gedanken: „Cuius regio, eius religio“ ist man in Japan — trotz aller Duldung gegenüber vaterlandstreuen Meinungen — so weit entfernt, daß man die Christen, deren Lehren man als staatsgefährlich ansieht, in Shimabara in Blut ertränkt und die Verdächtigen auf Trampelbrettern mit eingeschnitzten Symbolen ihrer heiligsten Vorstellungen herumtreten läßt, damit sie wenigstens, wenn sie schon dem Reich gegenüber lügen, den Zorn ihrer heimlich angebeteten Götter auf sich herabrufen.

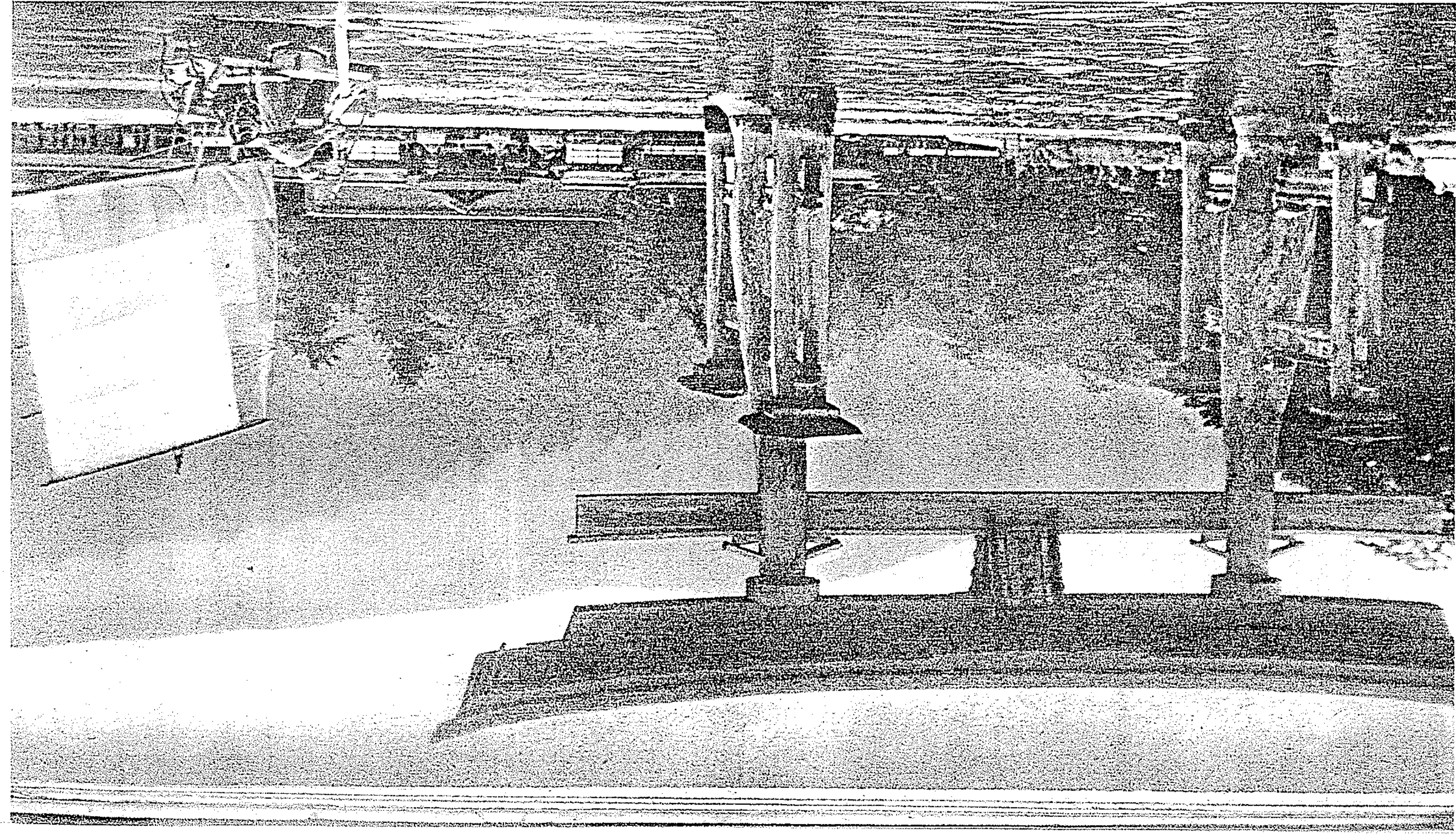
Den Feudalfürsten wurde durch die Hüter der Reichsgewalt die Neigung zum Zusammenspiel mit Auslandsmächten gründlich verleidet; aber auch die Mongolen und ihre Nachfolger in Eurasien kamen nicht wieder über die Japansee. Seither ließ meistens jeder für ein paar Geschlechtsfolgen vom Biß in die Igelstacheln des Inselreiches ab, der ihn auch nur an seiner Außenhaut versucht hatte, wie der große Kublai Khan. Nach außen folgten diese Igelstacheln einer einheitlichen Abwehrlosung.

Selbst die Nachfahren des Kommodore Perry dürften ein Haar in der Wiederholung des Versuchs mit den „Schwarzen Schiffen“ gefunden haben und mit den britischen Vettern denken: „Let sleeping dogs lie.“ Nur daß eben Ostasien nun einmal durch sie aufgeweckt worden ist und sich an das Muster der Monroelehre halten möchte.

Gelingt es aber, die Monsunländer als Ganzes mit diesem einmal aufgewachten Gedanken gemeinsamer Abwehr im Geiste der Selbstbestimmung vertraut zu machen, dann führen sie fast die Hälfte der Menschheit, eine Milliarde fleißiger Menschen, ins Feld, und darunter weitaus die größere Hälfte der Untertanen der Britenkrone.

„Kamikaze“, der Göttersturm, ist unvergessen und spukt nicht nur in Kriegsschiff- und Flugzeugnamen fort!

In der Tatsache, daß Japan die Abwehr des Mongolensturms gelang und China ihm erlag, zeigt sich ein heute noch nachwirkender Hauptunterschied im Charakter und Wesen beider Reiche; darin ist auch Japans mißtrauische Abwehrhaltung gegen Sowjetrußland, den Erben der „Räuber der Steppe“, begründet.



Torii des Shinto-Tempels auf Miyajima

IX

足利

Ashikaga

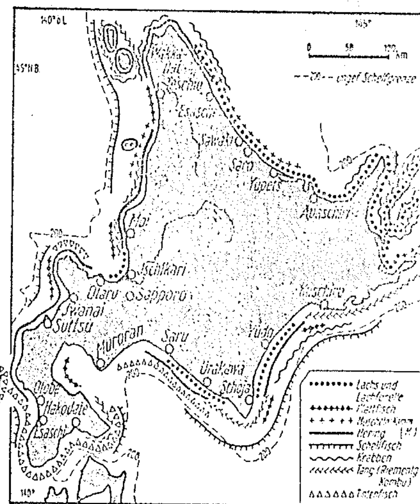
Die zweite innere Verschmelzung

Für eine bestimmte Richtung der japanischen Frühgeschichtschreibung (Kazan Kayahara) gilt das Jahr 1192 als entscheidender Einschnitt in der alten japanischen Geschichte: der Form nach durch die Ernennung von Yoritomo Minamoto zum Seitai-Shogun (Barbaren überwindenden Feldherrn), der Sache nach durch die Verlegung des Machtschwerpunkts nach Kamakura im Kwanto. Damit verbunden ist der Eintritt einer herberen Kunstperiode, das Aufkommen des Eisenschmucks, der „Unkei-Skulptur“ (die manche Züge mit unserer deutschen Gotik gemeinsam hat), ebenso ein verstärkter Einsatz der Nordostkolonisation, die Machterhöhung des Wehradels der Samurai gegenüber dem Hofadel der Kuge, den alten Geschlechterhäuptern, und das Hochkommen der Feudalherren (Daimyo).

Bis 1192 rechnet sie das Ringen zwischen Yamato- und Ainu-Rasse unter langsamem Einschmelzen der Frührasse. Von jenem Einschnitt ab verzeichnet sie den inneren Ausgleich der Yamato-Rasse, der eine Voraussetzung erweiterter Reichsbildung über die drei großen Südinseln hinaus war, wobei die Nordhälfte von Honshu erst in einem zähen Nordmarkenkampf eingegliedert werden mußte.

Erst zwischen 1648 und 1697 wurde die Feste Matsumai gegründet und die Nordostkolonisation über die Straße von Tsugaru hinweg mit Anläufen zur Sicherung von Yezo und Karafuto (Sachalin) ausgedehnt, während gleichzeitig die russische Annäherung an den Amur argwöhnisch verfolgt wurde. Bis dahin war der ganze Norden der Hauptinsel mehr als Puffermark behandelt worden; die Nordinseln schienen als unwirtliches Land des Besiedelns unwert; nur ihre Küstengewässer waren als Fischgründe genutzt worden.

Es war der ungeheure Vorteil der Russen bei ihrem Durchbruch vom Ural bis zum Pazifischen Ozean innerhalb von nur achtzig Jahren, daß für chinesische Anschauung das nordische Unland (Anökumene) schon am Amur begann, für japanische an der Straße von Tsugaru, bis die russische Annäherung in einem wild mäandernden Siedlungsstreifen weiter im Norden den Abwehrinstinkt der



Nr. 24 Fischereikarte des Hokkaido, zugleich Beispiel japanischer Fangkarten (nach Dr. Schepers)

menschenreichen Fernoststaaten weckte. Einmal wach und hellhörig geworden, ließen sie es freilich an Gegenschlägen nicht fehlen.

Aber zur Kamakura-Zeit (1185 bis 1333) legte sich noch breit zwischen das Inselreich des Fernen Ostens und die noch unter Mongolen- und Tatarenjoch gehaltenen späteren russischen Überland-Vorkämpfer der weißen Rasse das weite Puffergebiet der mongolischen Steppengroßreiche, die in ihrer ersten Blüte von 1206 bis 1259 eine Einheit bildeten, von 1259 bis 1294 immerhin unter der unbestrittenen Oberherrschaft des achtzigjährig gestorbenen, zum Chinesen gewordenen Kaisers Kublai, chinesisch Shitsu, standen und sich dann in das chinesische Großreich der Yüan-(Mongolen-) Dynastie umformten. Die eigentlichen Mongolenreiche, schnell zusammengeballt, fielen schon nach etwa 90 Jahren in Bruchstücke auseinander, wie sie aus Ländertrümmern erbaut und mit Blut und Pferdeschweiß zusammengekittet waren.

Noch einmal riß Timur (geboren 1336 in Westturkestan) die Westmongolen von Turkestan aus zu einer dämonischen Spätleistung empor; er kam zwar in seinen 35 Sturm- und Drangjahren ostasienwärts nicht weiter als bis zum Orchon und Lob Nor, traf dafür aber den Mittleren und Nahen Osten mit voller Gefechtschwere. Schließlich gab er seinen Nachfolgern die Richtung auf Indien, wo von 1526 bis 1530 Baber, der „Tiger“, seinen Thron in Delhi aufrichtete und das wilde Mongolenblut in Akbar, dem „Schatten Gottes auf Erden“, und seinem Enkel Schah Jehan, dem Schöpfer des Tadsch Mahal, Kulturträger höchsten Ranges erzeugte.

Inzwischen aber war in Japan die meist von 1333 bis 1573 gerechnete innere Verschmelzungszeit des Ashikaga-Shogunats und der gleichnamigen Kunst- und Stilperiode zu Ende gegangen. Trotz ihrem stürmischen Beginn in der von 1333 bis 1392 währenden Gegenkaiserzeit hatte sie, mit einem Höhepunkt von Kultur- und Machtentwicklung unter Yoshimitsu, ihre Schuldigkeit getan. Das Shogunat fühlte sich als Machtträger so sicher, daß es den Kulturverkehr mit China unter der erneuerten, nationalen Ming-Dynastie 1401 wieder aufnahm, der dann nicht mehr abriß bis zu den schlechten Erfahrungen des Taiko Hideyoshi mit den Anmaßungen des kaiserlich-chinesischen Papierimperialismus und seiner Wendung gegen Korea und China von 1592 bis 1596. Inzwischen war 1587 der Partikularis-

mus und Separatismus des kühnen Seeräuberstammes von Satsuma mit einer gewaltigen zusammenwirkenden Land- und Seeoperation überwunden worden. Erst Hideyoshis Nachfolger, Jyeyasu Tokugawa, schloß 1606 Friede mit China, 1615 auch mit Korea.

In einer Zeit ganz ähnlicher innerer Struktur hatte Deutschland verwandte rassenpolitische Aufgaben: das Eingliederungswerk einer fortschreitenden Nordostkolonisation. Auf der Spalte zwischen Altkulturlandschaft und Nordostkolonialgebiet erwuchsen hier wie dort die späteren Reichshauptstädte, Berlin und Tokyo, zu ihrer Geltung und Lagengunst aus ursprünglichen Gefahrlagen. Deutschland hat aber seine Mittellage Gefahren über Gefahren gebracht; eine heillose feudale Zersplitterung, gegenseitiges Aufreiben seines Wehradels in Fehden — die freilich auch in Japan nicht fehlten — und Erschöpfung seiner Zentralgewalt bis zur Ohnmacht.

Auch die Zentralgewalt Japans sank in dieser Zeit bis zu einem Scheindasein herab; aber seine Randlage bewahrte das Reich vor Eingriffen von außen her in diesen Schwebezuständen, wo im Grunde die besten Kräfte einer inneren Verschmelzung und Reichsverfestigung zustrebten. Davon gibt die großartige, von Hermann Bohner verdeutschte Staatsdichtung des Jinnoshotoki Zeugnis, die eine glanzvolle Wiederherstellung der Kaiserromantik vorbereiten half; sie wirkte so, wie bei uns etwa die Lebensarbeit des Kaisersängers Walther von der Vogelweide, Dantes und Ulrichs von Hutten am Kaisergedanken zusammengenommen gewirkt hätte, wenn man sie in ein einziges publizistisches Bett gießen könnte.

Unter den vielfachen Gleichläufigkeiten, die sich zwischen der deutschen und japanischen Reichs- und Volksgeschichte trotz vollkommenem Mangel an Berührungen und Fühlungen bis zur deutschen und japanischen Renaissance nachweisen lassen, ist diese eine der merkwürdigsten; es wäre eine Behandlung der Geschichte beider Länder, Mitteleuropas und des fernöstlichen Inselreichs, denkbar, die Erleben und Werdegang des andern aus dem allereigensten völkischen Erleben des einen begreiflich und nachfühlbar zu machen vermöchte und bis zum Vergleichen einzelner Persönlichkeiten gehen könnte.

Jedenfalls wird man mit mehr Recht, als man wohl in England und Japan die Kämpfe der Taira und Minamoto mit dem Krieg der Roten und Weißen Rose verglichen hat (sie führten auch rote und weiße Flaggen und Gefechtswimpel!), die japanische Gegenkaiserzeit ähnlichen Erlebnissen der deutschen Reichsgeschichte fast zur selben Zeit gegenüberstellen. Dabei hatte die japanische Kaisergewalt aber einen großen unwägbaren Vorteil vor der Krone des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation voraus. Beide wurden zwar als oberste und letzte Rechtsquelle nicht angetastet; aber auch sonst blieb das japanische Kaisertum dem Treiben der Parteien entrückt.

Gerade die im übrigen ein so starkes Mitgefühl weckenden Erlebnisse des letzten Japanischen Kaisers Godaigo, der versuchte, ein persönliches Regiment im westlichen Stile aufzurichten, trugen zum Aufbau der hieratischen Hintergrundstellung des Kaisertums bei. Es war das Hohelied kaisertreuen Heldentums, wie es die ritterlichen Gestalten der Masashige, vor allem des Kusunoki, verkörpern, das Vorbild des Kanzlers und Kronprinzenerziehers eines unglücklichen Kaisers, wie es Chikafusa Kitabatake hinstellte, die auf diese unpersönliche, sakrosankte, überparteiliche Stellung des Kaisertums in Japan vielleicht den letzten, erhabenen Stempel gedrückt haben. Von diesem Fall in den Abgrund, der sie zur tiefsten Verzweiflung hinabgesenkt hatte, vermochten sich Shintoglaube, Kaisertreue und Sendungsüberzeugung der Nation ein halbes Jahrtausend später wieder zu einem Gipfelpunkt zu erheben.

Zwar glaubt der deutsche Offizier und Gelehrte F. E. A. Krause in seiner bedeutenden, eigenwillig aufgefaßten „Geschichte Ostasiens" (Bd. I, S. 237) diese Stellung des Kaisertums schon auf die Taikwa-Zeit und die vierhundertjährige Machtstellung der Fujiwara als Inhaber fast aller hohen Hofwürden und Staatsämter, mit ihrem Höhepunkt zwischen 860 und 1050, zurückführen zu können. Er schreibt: „Die Fujiwara herrschten im Namen des Kaisers, der nur ihr Werkzeug war, um sie gegenüber der Volkstradition zu legitimieren, ohne doch selbst den Versuch zu machen, die Kaisergewalt an sich zu reißen" (wie es z. B. in der Geschichte des Frankenreichs als Vorstufe des Ersten Reichs der Deutschen die Karlinger mit dem ersten großen Bruch gegen die germanische Blutstreue getan haben. Ein solcher Bruch in der Entwicklung mit allen daraus folgenden Gewaltmaßregeln blieb der japanischen Reichsgeschichte immer erspart). Dieses Verhältnis sei auch in späteren Epochen bestehen geblieben bis auf die allerneuesten Tage, die erst mit dem Jahre 1868 eine Wiederherstellung der Kaisermacht brachten.

Das Land Japan habe seit der Taikwa-Reform als Staat einen hohen Aufschwung genommen. „Die Stellung des Kaisers aber sank zu völliger Bedeutungslosigkeit herab (?). Mit ganz wenigen Ausnahmen haben seit dem Emporkommen der Fujiwara die Kaiser keine politische Rolle mehr gespielt. Sie traten als Persönlichkeiten ganz zurück hinter Vertretern ihrer Regierung. In dieser Eigenschaft lösten sich dann verschiedene Adelshäuser ab." (Freilich, müssen wir hinzufügen, immer durch einen schwersten Auslesekampf erprobte Patrizier mit einer einzigen Ausnahme des Emporkömmlings Taiko Hideyoshi, der ja auch nie den Shogun-Titel erlangen konnte und immerhin aus einer scharfen Ausleselaufbahn des Wehradels der Samurai stammt, wenn er sich auch ganz von unten her durcharbeiten mußte.)

„Der Titel, unter dem diese Regenten ihre angemaßte" — aber immer vom Kaiser zu bestätigende, sonst einfach im öffentlichen Ansehen und vor der Reichsgeschichte ungültige! — „Stellung einnahmen und die tatsächliche höchste Macht des Landes ausübten, war ein mehrfach wechselnder (zuletzt Shogun), der Grundsatz aber blieb immer der gleiche."

„Das Kaisertum war fortan kein politischer Faktor mehr, sondern ein nationales Prinzip." — Aber ist das nicht eben gerade das Entscheidende? — „Das religiöse Primat des Herrscherhauses blieb anerkannt." (Man stelle sich vom Standpunkt des Westens der Alten Welt die ungeheure Reichsbedeutung eines erblichen Papsttums als Verkörperung einer bodenwüchsigen National-

religion vor!) „Von den wirklichen Machthabern ist dieses Moment sogar mit klugem Geschick für ihre politischen Absichten benützt worden."

Aber, wenn es geschah — beweist das nicht, daß das Kaisertum auch von seinen kühnsten Führernaturen als so unentbehrlich für den Staat angesehen wurde, wie es für ein Schiff Mast, Flagge, Galionbild, Anker, Sturmanker und der Ballast, der seine stetige Tiefenlage bedingt, sind?

In der Betrachtung Krauses scheint uns gerade die Bedeutung der Schwelle des Ashikaga-Zeitalters für die Fortentwicklung des Kaisertums als Reichskonstante, als hohenpriesterliche und kriegsherrliche Spitze zugleich, übersehen. Nicht etwa die schließlich erfolggekrönte Nordlinie, sondern der vom Unglück verfolgte, scheinbar verlassene Godaigo mit seinen Kaisertreuen gilt den Kaisertreuen von heute als Anker der Überlieferung. Immer wieder sprangen die Besten: Sugawara Michizane, Chikafusa Kitabatake, die Ahnen der Kikuchi, deren Urenkel Minobe verdrängte, der Prinz von Mito, die Erneuerer des Shinto für diese Richtung ein!

Gerade die kampfbewegte, aber rassenverschmelzende Ashikaga-Zeit verstützte das Ideal der Reichseinheit durch das Kaisertum ungefähr so, wie wenn wir von Walther von der Vogelweide über Sickingen und Hutten bis zu unserer Kaiserromantik eine einheitliche Traditionslinie im Schrifttum und Rassengefühl hätten halten können und nichts das weitere Entwicklungsbild getrübt hätte: wenn keine Gegenkaiserkriege, kein päpstliches Dazwischentreten, kein spanischer Karl und kein französischer oder britischer Thronkandidat, keine Wiedertäufer und keine Gegenreformation möglich gewesen wären, bis Reichsfeldherrn vom Range eines Franz von Sickingen, eines kaisertreuen Wallenstein, eines im Reichsgedanken fechtenden Großen Kurfürsten und eines deutschbürtigen Prinz Eugen alles wieder in Ordnung gebracht hätten.

Wer in der Ashikaga-Zeit nur eine Zeit mittelalterlicher Feudalkriegswirren sieht — in die deshalb z. B. das spätere Harakiri der 47 Ronin verlegt wurde —, der sieht sie genau so falsch, wie im Abendland das „dunkle" Mittelalter geraume Zeit falsch gesehen worden ist, das in Wirklichkeit auch eine Zeit des Keimens, des Wachsens, freilich manchmal unter schweren, harten Decken war. Nicht die glänzenden Gestalten, sondern die Bauernkaiser hielten die deutsche Reichskultur in wankenden Übergangszeiten aufrecht.

Genau die gleiche Rolle — nur ohne alle störenden Eingriffe von außen her — spielt in der Entwicklung des japanischen Reichsgedankens, in der Erhaltung seines Urbilds, seiner Idee, die Ashikaga-Zeit. In ihr wurzeln alle die Zukunftsträger aus dem höheren und niederen Wehradel, die in der nächsten Zeitfolge eine Erneuerung des Reiches an Haupt und Gliedern durchführen werden, bis zu jenen Vertretern alter, wissender Geschlechter, die diese Reichserneuerung, wie der Minamoto-Sprößling Tokugawa Jyeyasu, so verfestigen und vollenden, daß eine dritte innere Rastperiode die treibhausartige Entwicklung der Reichsidee im 19. Jahrhundert vorbereiten kann.

So geht freilich durch die ganze japanische Reichsgeschichte eine ruckartige, stoßweise Bewegung; ein Vorwärtsdrängen von vulkanischer Heftigkeit wech-

selt mit langen unberechenbaren Erstarrungszuständen, Stuporperioden, Trägheitsstauungen, bis sich die Lava wieder in Bewegung setzt, mit seismischen Kräften zwischen Meer und Gebirge verbündet, von innerer Glut bewegt und gespeist.

Die langen Zeiträume der Verflachung und Verwirrung, die wir aus den anderen Monsunländern kennen, die Perioden der Plattheit und Zersetzung fehlen in der immer stark, manchmal wild bewegten japanischen Reichsgeschichte. Selbst in solchen „Ruhelagen", als welche die zweieinhalb Jahrhunderte währende Zeit des Tokugawa-Shogunats wohl angeprangert wurde, kommen so aufregende Fälle vor wie die blutige Episode der 47 Ronin 1701 bis 1702, fallen die Köpfe nicht nur rechts und links von den Daimyo-Zügen, wird an der Blutrache, am Freitod der Männer durch Seppuku, der Samurai-Töchter durch den allen geläufigen Stich in die Halsschlagader festgehalten, werden gewaltige Agrarunruhen niedergeschlagen.

Zum Zeremonialattentat gehört es, daß dem zu Richtenden die Tat, wofür sein Kopf fallen muß, im Urteil vorgelesen wird und der Kopf dann in den Palasthof des auf solche Weise von der politischen Bühne entfernten Würdenträgers fliegt. So geschehen noch gegenüber dem weitsichtigsten Minister des Shogunats, Ji kamon no kami, und dem Reichskanzler Okubo, als Racheakt für seine Vernichtung des Feldmarschalls und Rebellen Saigo.

Von solcher Bewegung ist namentlich die Ashikaga-Zeit erfüllt; in ihr haben sich die Männer, die zwischen 1534 und 1600 als Wiedererneuerer des Reiches auftreten werden, erst die feste Unterlage zu verschaffen: Ota Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi, Tokugawa Jyeyasu. Sie haben noch mit dem Feudaltrotz, mit Stammesmächten zu rechnen, die auf der einen Seite durch den Grenzmarkenkampf im Nordosten großräumig und selbstherrlich geworden sind, wie die Date von Sendai und Mutsu, auf der andern Seite die chinesische Gegenküste im ungebrochenen Seeräubertrotz brandschatzen, von Formosa bis zu der Malakkastraße und den Sundainseln, wie die Satsuma. Dort wird sie der große Ostfahrer Portugals, Albuquerque, treffen und kennenlernen als „Männer von wenig Worten, die von den Angelegenheiten ihres Vaterlandes niemand Kunde geben", die aber schnell bereit sind, auch weit überlegene fremde Kriegsfahrzeuge zu entern und ihre Besatzungen, mit zwei Schwertern bewehrt und das Tanto (Kurzschwert) im Munde, über die Klinge springen zu lassen.

So große Herren werden sich nicht ohne Gegentrotz und mancherlei Gewalt in einen festeren, erweiterten Reichsrahmen spannen lassen, freilich aber — endlich doch eingegliedert — ebenso starke Markwächter wie ausdehnungslustige Grenzkämpfer sein. Als solche hat sie die Ashikaga-Zeit geschult und vorbereitet.

X

信長・太閤・徳川
Nobunaga-Taiko-Tokugawa

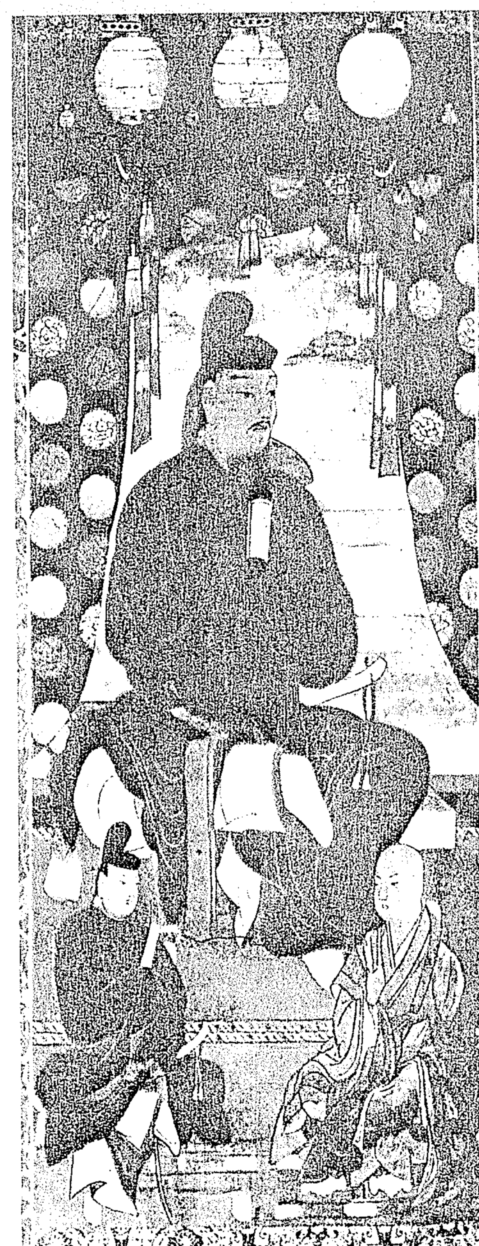
Der zweite große Festlandübergriff des Reichs und seine Liquidierung

Als ein wundervolles, naturbegünstigtes, aber brodelndes Gefäß voll von unvergleichlichem Reichsbildungsrohstoff, mit dem unberührten und unberührbaren Kaisergedanken darüber, aber zunächst ohne sichtbare gestaltende Kräfte lag das japanische Inselreich während unserer Renaissance und Reformation vor einer neuen Umbruchszeit, die nicht nur im Abendland eine solche der Entdeckungen, der Erweiterung alter, zum Sprengen reifer Formen, der Vorbereitung der Zustände von heute war.

Wäre Japan dem Ausdehnungsdrang der großen Überseemächte im Zustande der Ashikaga-Zeit gegenüber getreten: ein schweres Schicksal hätte sich vielleicht erfüllt, wie beim sinkenden Großmogulreich, bei den seegewaltigen Sultanaten von Ternate und Tidore, dem Reich der Azteken, dem Reich der Inka.

Aber als die iberischen Seemächte, dann die nordischen Kräfte Europas, auf der Küstenfahrt um die Alte Welt „via ports" sich herumtastend oder von Mittelamerika und um Kap Horn im Sonnenlauf durch die Wasserwüste des Großen Ozeans durchbrechend, zuerst von 1542 an Japan erreichten, als Franz Xaver 1549 in Kagoshima auf Kyushu an Land stieg und zunächst märchenhafte Erfolge des Christentums im „liebenswürdigsten der noch zu bekehrenden Völker" erzielte (wobei das uralte Zeichen des Buddhismus, das Hakenkreuz, mit dem christlichen verwechselt wurde, das man in Japan fünfzig Jahre später in die Trampelbretter schnitzte), da war die zentrale zusammenfassende Reichsgewalt bereits wieder in voller Erneuerung begriffen.

Freilich war der Kaiserritter Ota Nobunaga von Bichu aus Nagoya-Gifu, der dieser Erneuerung vorankämpfte, wie Franz von Sickingen es für Kaiser Max tun wollte, dem Christentum deshalb freundlich gesonnen, weil er selbst im heftigen Kampf mit dem Übermut der weltlichen Macht der buddhistischen Klöster lag, der seinen Höhepunkt 1571 durch seinen Sturm auf den Klosterberg Hieisan bei Kyoto fand. Noch im Todesjahr des gewaltigen Reichsritters und Kaiserverfechters Nobunaga 1582 schickte ein Teilfürst des Nordens, der Date von Sendai, eine Gesandtschaft an das Abendland und den Papst hinaus.



Fujiwara Kamatari



Taira Kiyomori

Die sonst so klugen und weltkundigen Missionare hatten aus der Form und Gestalt, wie das japanische Staatsrecht und die Träger der Reichsgewalt ihnen gegenüberstanden, beider Natur gründlich verkannt. So fest steckte in den Köpfen noch die abendländische Vorstellung vom geistlichen Schwert des Papstes und vom weltlichen Schwert des Kaisers — die notwendig widereinander fahren müßten —, daß man in Japan eine Wiederholung dieses volksverderbenden Zwiespalts in der geistlichen Oberherrschaft des Tenno und der weltlichen des Reichsmarschalls, Reichsfeldherrn oder Shogun wiederzuerkennen glaubte.

So wenig zutreffend wurde das gewiß nicht leicht durchschaubare, namentlich durch die verborgen gehaltene Stellung des Hofes von Kyoto in Halbdunkel gehüllte Machtgebilde des Reiches aufgefaßt, in dem man immerhin einen starken Partner witterte. Wie nebensächlich die in Amerika so entscheidende Rolle des Christentums und seiner Träger für die Gestaltung der Grundlagen der japanischen Reichsentwicklung war, das sollten die beiden Nachfolger Ota Nobunagas, je nach ihrem Temperament, gründlich, wenn auch höchst verschieden offenbaren.

Zunächst aber hatten sie zuviel mit sich selbst und ihrem Machtgefüge zu tun. Denn der Machtaufbau, den Nobunaga von seinen der Kernlandschaft um Kyoto naheliegenden Besitzungen an der Reichsstraße zwischen Kwanto und Ahnenland geschaffen hatte, war bei seinem gewaltsamen Tode noch alles eher als gefestigt. Er war aus einem ähnlichen Verhältnis zum Reichsgedanken erwachsen, wie es den besten Köpfen der Reichsritterschaft und der kleineren Lehensfürsten des Deutschen Reiches zur Zeit Friedrichs III. und Maximilians I. vorgeschwebt haben mag, und stand schon aus geopolitischen Notwendigkeiten heraus im Gegensatz zu den weltlichen Ansprüchen geistlicher Besitzungen und der Eigensucht der großen Dynastengeschlechter, namentlich in Randlagen des Reiches, deren Hauptaugenmerk, wie bei den Date, der Nordostkolonisation, oder, wie bei den großen Herren von Kyushu und an der Pfortenlandschaft von Tsushima und Shimonoseki, den Bewegungen der chinesischen Welt zugewendet und von denen des innersten Reichsraumes abgelenkt war. Für diese Aufgabe war Nobunagas Stammbesitz um Bichu günstig gelegen: unweit der schmalen Wespentaille des Reichs, wo Tokaido und Nakasendo griffweit beieinander lagen und leicht politisch zusammengefaßt werden konnten.

Es ist bezeichnend für die Eigenart des zähen ineinandergreifenden Geflechts aristokratischer, auswählerischer Leitgedanken (deren Träger den japanischen Kaiserhof umgaben wie eine Kombination von Goethes „Heiligen und Rittern"), daß die Lebensläufe der drei Renaissanceheroen des Japanischen Reiches sich teils in Feudalbeziehungen ihrer Blutlinien, teils in ihrer Jugend nahe berührten. Das ist für den Reichswerdegang eine ähnliche Erscheinung wie die Tatsache, daß — mit Ausnahme weniger Außenseiter — die sämtlichen Leiter der britischen Reichspolitik von einem halben Dutzend sorgfältig ausgearbeiteter Familienstammbäume erfaßt werden, sich fast alle bei Großfamilienempfängen treffen können und einander in ihren Vorzügen und Fehlern ziemlich genau etwa seit dem Ende der Rosenkriege bis in die Ahnenreihen hinein vertraut sind. Ähnlich ist ja auch Altrom in seinen guten Tagen und Venedig in seiner großen Zeit

von einer Verkettung wissender, herrschaftsgewohnter Geschlechter, und zwar im großen ganzen über dem Durchschnitt gut regiert worden.

Dabei sind in der Reihenfolge, in der sie sich die mehr und mehr verfestigte Macht unter genehmigenden kaiserlichen Auspizien übergaben, Ota Nobunaga, ein vorbildlicher kaisertreuer Reichsrittertyp, ein Taira-Sproß, also im Geschlechtererbe ein natürlicher Todfeind des Minamoto-Erben Tokugawa Jyeyasu, dann der aus herabgekommenem niederen Ministerialadel, wenn auch von Samuraiblut abstammende, jedem japanischen Schulkind als Mann eigener Kraft bekannte, grundhäßliche, aber ebenso grundgescheite, waghalsige und verwegene Emporkömmling Toyotomi Hideyoshi, und der Feudalprinz Tokugawa Jyeyasu ausgeprägte Extremgestalten an der obersten Leistungsgrenze ihrer Kasten. Deshalb fallen auch jeweils einige Monate oder Jahre wilder Diadochenkämpfe zwischen das Ende des einen und die Machtergreifung des anderen, wobei aber jeder von ihnen einen gewaltigen Ruck auf dem Wege der Reichswerdung und Reichsordnung nach vorwärts tat. So kann man sagen, Ota Nobunaga habe Japan gerade zeitgerecht zur Abwehr einer großen geistigen Fremdgefahr aus dem Chaos herausgerissen, Toyotomi Hideyoshi den eben gestalteten Reichskosmos fest in die Hand genommen und seine Kraft nach außen gewendet, der Tokugawa aber mit der ganzen Beharrungsgewalt alten Blutes das Reich wieder nach innen gelenkt und abgeschlossen.

Den inneren Umschichtungs- und Verfestigungsvorgang, den Altrom in mehr als 160 Jahren zwischen der sinkenden Optimaten-Herrschaft der Scipionen und dem Principat des Augustus unter furchtbaren Erschütterungen durchlebte, an dem Deutschland zur gleichen Zeit, in der die japanische Reichserneuerung sich vollzog, vollkommen scheiterte, den vollbrachte Japan in wenig mehr als einem Drittel der Zeit und erhielt dabei die kaiserlichen Prärogativen auf dem unangreifbaren Felde der Ahnenhohenpriesterwürde und obersten Staatsrechtsquelle vollkommen aufrecht. Freilich ging es nicht ohne einige heftige Erschütterungen ab, wie den Tempelbrand, in dem Ota Nobunaga zugrunde ging, den Satsuma- und Korea-Krieg Hideyoshis, die Schlacht von Sekigahara und die Erstürmung von Osaka durch den ersten Tokugawa-Shogun, aber doch ohne daß die Grundfesten des Reiches dabei irgendwie in wirkliche Gefahr geraten wären.

Im Gegenteil: das „Reich" ging fester aus der inneren Erneuerungskrise hervor, als es jemals bisher dem Ausland und den großen Teilfürsten des hohen Lehensadels im Innern gegenübergestanden hatte. Die von Jyeyasu endgültig geschaffene und von seinem Enkel Jyemitsu gefestigte und vertiefte Ordnung vermochte in zweieinhalb Jahrhunderten 1600 bis 1854 eine Reihe von schwächeren unter den fünfzehn Reichsmarschällen und eine Erschlaffungsperiode zu überleben. Sie löste sich angesichts einer Bedrohung von außen, der das komplizierte Machtgebilde nicht mehr gewachsen war, fast schmerzlos auf — in einer Wiederherstellung der alten Kaisermacht 1854 bis 1868 auf den Grundlinien einer Überlieferung von mehr als zweieinhalb Jahrtausenden.

Dieser Vorgang unter Einschmelzung und Erhaltung fast aller Erbwerte der Vergangenheit, ohne revolutionäre Entwicklung, auf dem Wege der reinen Evo-

lution ist in solcher Folgerichtigkeit einzig in der Weltgeschichte. Ihm allein verdankt Japan als Reich die Möglichkeit, die älteste Macht mit einer uralten Seele und durch Erneuerung zugleich die jüngste im gegenwärtigen Großmachtkreise der Erde zu sein, ohne daß jemals ein Bruch der Reichsgeschichte eingetreten wäre, ja nur eine wesentliche Gleichgewichtsstörung in seinen Kernräumen und Herzlandschaften stattgefunden hätte. Das ist das Verdienst einer Folge von drei großen Männern, die hintereinander in einer entscheidenden Weltenstunde die Reichsmacht erneuerten, steigerten, erhielten und bewahrten.

Darum erscheinen diese drei Männer neben den harten Gestalten der Taira- und Minamoto-Kämpfer und den auf der Schwelle vom Feudalpolizeistaat des Tokugawa-Shogunats zum Kaiserreich unserer Tage stehenden großen Gestalten der Paladine des Kaisers Meiji, seiner Genro, mit Recht im hellsten Lichte der japanischen Reichsgeschichte, wie zuletzt als dornen- und ruhmgekrönte Dulder Kaiser Godaigo und sein Hof von Yoshino mit ihrem Staatsdichter.

Die Reichsgeschichte wird der Jugend vor allem auf dem Wege über das Lebensbild beispielhaft handelnder vaterländischer Helden vermittelt; es verschlägt dabei durchaus nichts, ob sie bei einem rühmlichen Streben äußerlichen Erfolg oder frühen Tod auf einem Schlachtfeld des Bürgerkriegs gefunden haben wie die kaisertreuen Edelleute Kusunoki Masashige und ihre Sippen, oder der tapfere Kikuchi Taketoki, dessen Sohn Takeshige mit seinen kaisertreuen Brüdern dann der berühmte Jünger des Daichi Zenji wurde, der japanische Ahnenüberlieferung mit den stoischen Lehren der Zengläubigen verband.

So findet der junge Japaner fast in allen Lebenslagen für sein Verhältnis zum Reichsgedanken festgeprägte, national anerkannte Vorbilder und damit ein höchst lebendiges, persönliches Verhältnis zur Reichsgeschichte, auch für ihre bewegten Zeiten, Bauernbewegungen, Taten wie die der 47 Ronin, Vorstöße in Neuland wie die von Mogami Tokunai und Mamia Rinsô.

Schwerer ist es, dem Ausland klar zu machen, was die Dreierreihe Nobunaga—Hideyoshi—Jyeyasu Tokugawa dem Japanischen Reich an Schwankungen und Unfällen in einer tiefbewegten Umbruchszeit der Menschheit erspart hat. Die gleiche Zeit brachte für Deutschland und Italien bei allem Glanz der geistigen Leistungen Mitteleuropas in Renaissance und Reformation jene furchtbaren Erschütterungen ihrer Weltmachtlage, die sie gezwungen neben Japan in die Reihe der „Havenots" stellten. In ihr hat Japan freiwillig durch eine seltene raumpolitische Instinkthandlung verharrt, die ihm immerhin zweieinhalb Jahrhunderte der Sammlung und tiefen Friedens einbrachte, während Deutschland und Italien als Schlachtfelder Europas von seinen sämtlichen Raub- und Randmächten mißbraucht wurden.

Für den von außen her die Geschichte und die Krisen des japanischen Reichsgedankens erforschenden Abendländer ist die kurze Zeitspanne zwischen der Geburt und der Vollendung des Lebenswerkes seiner drei Renaissanceheroen wahrscheinlich der am knappsten geschürzte dramatische Knoten in einer wahrlich dramatisch bewegten Gesamtentwicklung.

Ihre Geburtsjahre liegen nahe beieinander: das des Ota Nobunaga 1534, des Toyotomi Hideyoshi 1536, des Tokugawa Jyeyasu 1543. Ihre Todesjahre sind 1582, 1598, 1616. Die Spanne Zeit, in der die nominelle Führung des obersten Reichsamts aus den Händen der Hochadelsfamilie der Ashikaga in die der Minamoto-Tokugawa überging, umfaßt formal nur die Lücke zwischen 1573 und 1603, praktisch 1600, während sie auf den Schultern zweier Männer von eigener Kraft ruhte, die aber auch beide ritterlichen Standes waren. Keinem fehlte dabei die kaiserliche Ermächtigung; denn keiner säumte, sie sich zu verschaffen. So fest ruhte doch die formale Reichsüberlieferung auch in dieser Hochspannungszeit in sich selbst. Sie blieb der ruhende Pol in einer Flucht von Erscheinungen, die sonst an Schwingungsweite den wildesten Umschwüngen der deutschen und italienischen verwandten Geschichtsperioden nichts nachgaben, auch nicht an Grausamkeiten, an denen jeder seinen reichlichen Anteil hat und die sich neben den Schilderungen von Machiavellis Principe, dem Leben Cesare Borgias und den Zerstörungsleistungen des Dreißigjährigen Krieges durchaus gleichwertig behaupten können.

Ota Nobunagas Spitzenleistung auf diesem Felde ist wohl die Ausmordung und Verbrennung der Klosterburgen des heiligen Berges Hieisan über Kyoto und ihrer dreitausend wehrhaften und streitbaren Insassen, ohne die eine Befriedung der zu ihren Füßen liegenden und oft von ihnen gebrandschatzten Kaiserstadt nicht möglich war. Sie war das nächste Ziel des als Sohn eines kleinen Feudalherrn, Ota Nobuhige, in Bichu nahe der Reichszentrale an strategisch wichtiger Stelle geborenen Nobunaga, dem sein geopolitisches Schicksal als erste Aufgabe die Herstellung einer großräumigen Ordnung im Stammgebiete des Reichs zuwies, die er von 1557 bis zu seinem Tode zu erfüllen trachtete.

Seine Hauptgegner waren eine übermütige, verweltlichte Kirche und ganze Gruppen von ähnlichen, nach Erblichkeit und möglichster Souveränität strebenden Feudalfürsten; am gefährlichsten wirkte sich der latente Widerstand der alten großen Feudalfamilien des Nordostens und Südwestens aus. Immerhin überwand Nobunaga 1573 den größten Teil dieser Widerstände und auch den des Hofadels und der kaiserlichen Kanzleien, beseitigte das Ashikaga-Shogunat, das zuletzt nur noch eine örtliche Scheinherrschaft gefristet hatte, erbte seinen Titel, stellte wenigstens dem Namen nach die Kaiserhoheit wieder her und brachte weiten Teilen des gequälten Reiches eine Art Landfrieden.

Nobunaga war dabei als Taira-Nachfahre sozusagen in den Gegensatz zu dem von den Minamoto herstammenden Tokugawa-Prinzen Takechiyo, dem späteren Jyeyasu, dem „Gongen Sama", hineingeboren. Diesem war seinerseits auch Hideyoshi während seines Strolch- und Räuberlebens in den Jugendtagen unliebsam begegnet, an einer Brücke, auf der der häßliche, affenähnliche, aber bei aller Unbändigkeit hochbegabte Junge schlief. Damals wurde er von dem Gefolge des jungen Prinzen beiseite gestoßen, was in ihm den Wunsch aufsteigen ließ, „mit jenem den Platz zu tauschen, damit er ihm später die Schuhe binde". Dieser Wunsch erfüllte sich beinahe; der Pendelgegenschlag aber war, daß der Minamoto-Sprosse das Geschlecht Hideyoshis vernichtete.



Minamoto Yoritomo



Minamoto Yoshitsune
Farbenholzschnitt von Koriusai
Staatliche Kunstbibliothek, Berlin

Toyotomi Hideyoshi, der erfolgreiche Fortsetzer von Ota Nobunagas Lebenswerk, das ohne ihn wahrscheinlich schnell dem Zusammenbruch anheimgefallen wäre, war zwar ursprünglich Sohn eines Dienstmanns von Nobunagas Vater, hielt es aber nirgends lange aus, befreite sich aus der Klosterschule durch Zerstörung eines Buddhabildes und wechselte dann freiheitslüstern rasch unter 38 Dienstherren durch, bis er in der Räuberbande des Strauchritters Masakatsu als kongenialer Entwicklungslehrstätte landete. Von dort gelangte er auf Umwegen in das Gefolge Nobunagas und stieg darin rasch empor, so daß er nach dem Untergang seines Führers durch Freitod in einem brennenden Tempel nach kurzen Nachfolgekämpfen sein Erbe übernahm.

Die sechzehn Jahre, in denen Hideyoshi praktisch die Geschicke des Reichs lenkte, gehören zu den eindrucksvollsten, an Dauerwirkungen reichsten der Geschichte Japans. Nach seinem durch ein zügelloses und ebenso gefährliches wie leidenschaftliches Leben beschleunigten Tod (15. 9. 1598), mitten in großen Plänen, während ein Krieg über See gegen Korea und China schwebte, bekam mit gewaltigen militärischen Anstrengungen im Laufe eines zweijährigen Bürgerkrieges sein großer Gegenspieler, der Tokugawa Jyeyasu, einer der von Hideyoshi ernannten Reichsregenten, das Heft in die Hand. Das geschah dadurch, daß er seine Gegner trotz doppelter Überlegenheit in der Schlacht bei Sekigahara 1600 besiegte, sich 1603 vom Kaiser wieder zum Shogun ernennen ließ und als solcher das Werk seiner beiden Vorgänger vollendete, abschloß und in die Bahnen ruhiger und steter Entwicklung lenkte, wie es seinem wunderlich aus milden und harten Zügen zusammengesetzten Charakter entsprach.

Weder Hideyoshi noch Jyeyasu brauchen sich dabei vorzuwerfen, daß sie sich nötiger und unnötiger Grausamkeiten enthalten hätten. Blutvergießen größten Stiles, Trug und Verrat, Bruch feierlicher Schwüre und beeideter Familienbande spielen bei ihrer Laufbahn — neben Handlungen von höchster Geistesgegenwart und Jahrhunderte überschauender Blickschärfe — eine ähnliche Rolle wie bei den berühmtesten Condottieri des Abendlandes. So hat sich ja auch Hideyoshi den Beinamen „Napoleon Japans" verdient — auch mit einem eigenartigen Kunststil (Momoyama — nach einer seiner Residenzen, die er nebenher erbauen ließ).

Für den „Ohrenhügel" (Mimizuka) des Taiko Hideyoshi, unter dem bei Kyoto glaubhaft die als Zeugnis von Korea herübergeschickten Ohren von mehr als 39000 Chinesen- und Koreanerköpfen aus der Schlacht bei So-Chon — 32 km westlich von Fusan — liegen, gibt es in der Lebensgeschichte seines heimlichen Gegners und Nachfolgers als Gegenstück den Doppelhügel Kubi-Dzuka (Kopfhöhe) auf dem Schlachtfeld von Sekigahara, unter dem mindestens 40000 der Gegner und früheren Kameraden des Shoguns an der Stelle liegen, wo sich die beiden Hauptführer Japans in Korea, der sogenannte Christengeneral Yukinaga und sein Kamerad Kato Kiyomasa, aufs Blut bekämpft hatten.

Beim Hobeln und Zimmern des neuen Japan also flogen die Späne; wobei man bedenken muß, daß Jyeyasu eigentlich den Ruf hatte, unnötige Grausamkeiten eher zu vermeiden oder auf andere abzuwälzen, als zu vollbringen, und

zuletzt ein beinahe heiligenmäßiges beschauliches Leben zu Shizuoka in einem hoch über der Küste des Großen Ozeans gelegenen Tempel beschloß, dessen steile Freitreppe unmittelbar in die Schaumkronen der Brecher abzusinken scheint. Züge edelster Lebensreife werden von ihm überliefert. Heute noch steht an seinem prunkvollen Grabtempel in Nikko eine Riesenkryptomerie, die aus einem Lieblingszwergbäumchen nachträglich erwachsen ist, das der Schlachtgewohnte immer in seiner Reisesänfte zärtlich mit sich führte.

Jyeyasu war, wie die meisten anderen Erben der alten Herrengeschlechter, die Mori, Satsuma, Date, ein natürlicher Gegner der Emporkömmlingswirtschaft in Mitteljapan und brachte es dennoch fertig, sich unter den Augen des mißtrauischen Taiko ein Sondermachtgebiet in der einstigen Grenzmark an der „Fossa magna" zu errichten. Den Kern bildete seine Stammherrschaft Mikawa, die 1565 vollständig erobert wurde und zu der 1570 Totomi und 1582 Suruga kamen. Dort hat er auch später bei Shizuoka (Ruhehügel) einen wundervollen, weit ins Meer hinausragenden Rastsitz für seine „Inkyo"-Zeit als Austrägler (1605 bis 1616) erbaut. 1584 wurde, mit größten Vorsichtsmaßregeln beiderseits, eine Interessengemeinschaft mit Hideyoshi geschlossen, worauf beide zusammen 1590 die Hojo von Odawara vernichtend niederwarfen und beraubten.

Dabei vermochte der Tokugawa sich sechs Länder im Kwanto zu sichern und gab ihnen als Machtmittelpunkt auf Rat von Hideyoshi, der einen ausgezeichneten wehrgeopolitischen Scharfblick besaß, die damalige Burg Yedo (Flußpforte), das heutige Tokyo, dessen Lagengunst beide erkannten. Von dieser verhältnismäßig späten Reichsstunde an erwächst die Bedeutung von Tokyo für den japanischen Reichsgedanken.

Zwischen 1600 (Sekigahara) und 1615 (Eroberung von Osaka) spielt sich dann jenes erbarmungslose Ringen zwischen Vormund und Mündel, zwischen Jyeyasu und seinem Schwiegersohn Hideyori, dem Sohn Hideyoshis, zugleich zwischen zwei Reichsschwerpunkten ab, das mit der Vernichtung von Hideyoshis Geschlecht endet und Osaka dauernd auf ein Reichsbankierdasein verweist.

Die alte Ainu-Grenzmark, der Kampfstützpunkt der Minamoto, war inzwischen unter den Händen des Ostmarkengeschlechts in eine Vermittlerlage großen Stils hineingewachsen. Drei mächtige Vorstöße im 15. und 16. Jahrhundert hatten die weiträumige nördliche Hälfte des Bogens der Hauptinsel durchdrungen und es der Yamatorasse ermöglicht, festen Fuß auf der großen Nordinsel zu fassen. Neue Durchblicke in weite Räume taten sich auf; allerdings auch in eine nicht allzu ferne Zeit, wo sich zu den sieben alten Straßengroßlandschaften als achte zu verteidigende der Nordmeerweg (Hokkaido) gesellen würde. Schon der Enkel des alternden ersten Tokugawa-Shoguns sollte erleben, daß Pojarkows Kosaken ihre Rosse im Amur tränkten, daß ein anderer Kosak, Deschnew, seine Blicke über die Beringstraße nach dem Inselzug der Aljuten richtete, der nach Amerika hinüberschwingt.

Die Reichsgeschichte schien nach neuer Gleichgewichtslage, nach Sammlung und Sichtung, nach Rasten und Reifenlassen zu rufen. Der dritte der drei Baumeister am erneuerten Reich hörte alternd den Ruf.

So wurde der Ausspruch am schweren Schlachtabend von Sekigahara kennzeichnend für ihn, mit dem er seine Getreuen mahnte, statt ihnen Glückwünsche und Siegesfeiern zu bescheren: „Nach dem Siege binde den Helm fester!" Dazu gehörte, daß man den Helm in die richtige Schwerpunktlage rückte, die dem Erfolg der Nordostkolonisation, der Raumerweiterung dort entsprach, während man die Ansprüche auf die Landbrücke in Korea vorerst aufgab, die Heere Hideyoshis aus dem blutgetränkten Boden Koreas zurückzog und 1607 und 1615 Frieden mit den Mächten des Festlands machte. Die beiden Südinseln Kyushu und Shikoku hatte schon Hideyoshi wieder in ein festes Reichsgefüge zurückgezwungen; die Ryukyu beschäftigten 1606 bis 1609 den Ehrgeiz des Hauses Shimazu in Satsuma. So war im Süden vorerst nichts mehr zu tun. Die Reichsmacht pendelte endgültig nach dem Versuch von Ota Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi, sie wieder an das Dreieck Gifu-Osaka-Kyoto um Akichiyama und Momoyama zu binden, ostwärts in das raumweitere Fruchtland der Kwanto-Ebene. Kyoto blieb Sitz der Ahnengeister und Kaiser hinter den goldenen Gitterstäben der Nijo-Palastburg, die das Kaiserkloster bewachte.

Ahnengeister und ihre Hohenpriester wechseln ihren Standort in der Weltgeschichte langsam und vorsichtig, und sie pflegen einen Fuß noch lange am alten Platz zu belassen, wenn sie den anderen schon geraume Zeit auf neuen Grund gesetzt haben. So ging es auch in Japan; und noch 1923 ist nach dem großen Erdbeben die Frage erwogen worden, ob die Schwerpunktlage in einem der Hauptschüttergebiete des Reichs endgültig würde verantwortet werden können. „Brand ist die Blume von Yedo" (Kwaji Yedo no hana) hieß es in Japan, wo sich zu Erdbeben und politischen Katastrophen in den dichtgedrängten Holzreihen der Städte riesige Brände häufig gesellen; über Tokyo sind vor dem September 1923 schon viele Flammenmeere hinweggerast, und Kamakura ist in drei Bränden nacheinander als Großstadt untergegangen und nur eine märchenhaft schöne Erinnerungsstätte geblieben. Fest darin stand nur die Shogun-Burg, der heutige Kaiserpalast hinter seinen Wällen.

Diese Stelle wählte sich der erste Tokugawa-Reichsmarschall-Shogun, um den Sitz eines kunstvoll durch Riegelstellungen von Vasallen und Sippen gesicherten Machtbaues dort zu errichten.

Wer versucht, sich aus erhaltenen Meditationen des alternden Kriegs- und Staatsmannes die schönsten Stellen zu übersetzen, der vermag schwer zu glauben, daß es derselbe Mann ist, der einerseits ein Jahr vor seinem Tod die Familie seines einstigen „Taiko", seines Mündels und Enkels, mit dem Schloß in Osaka in Blut und Flammen ausrotten konnte, und andererseits in den Erinnerungen von Will Adams als ein Seitenstück zu Peter dem Großen in Zaandamm auftritt, harmlos mit ihm über das Abendland plaudert und milde Altersweisheit in folgende Worte faßt:

„Das Leben ist wie eine lange Reise,
das Haupt von einer schweren Last gebückt:
Lenk deine Schritte langsam, stet' und weise,

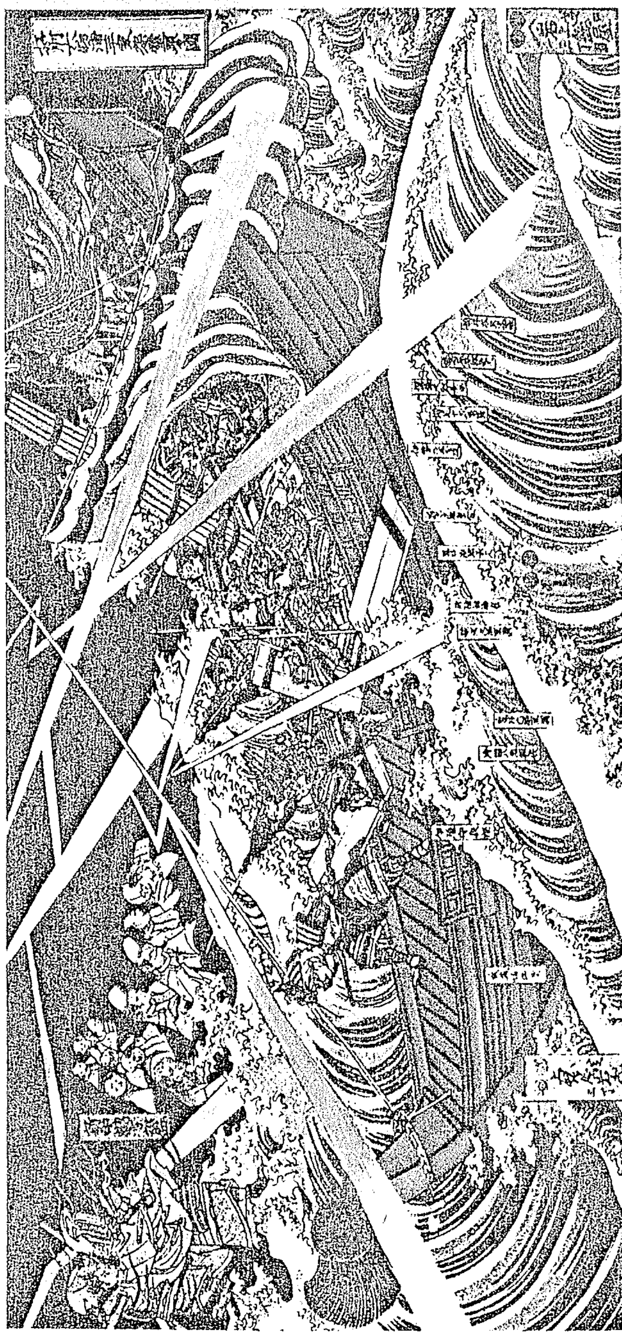
7*

so wirst du minder straucheln, wenn sie drückt.
Glaub, daß Entbehren, Scheiden sehn und Büßen
den Sterblichen ein unabwendbar Los:
Du wirst kein Unzufriedner werden müssen
und fallen nicht in der Verzweiflung Schoß.
Will heißer Ehrgeiz dir das Herz verbrennen,
denk an die Zeiten kaum bestandner Not!
Der Seelenruhe Wurzeln lern erkennen
im Dulden, als dem führenden Gebot.
Vor Groll und Grimm sollst du die Seele wahren!
Weh! — Wer nicht weiß, was heißt, besiegt zu sein!
Zu einem bösen Ende wird er fahren,
der nur des Siegers Hochflug kennt allein.
Schuld suche bei dir selbst, mehr, als bei andern —
je mehr, um desto sichrer wirst du wandern..."

Das war der Mann, der zusammen mit seinem noch härteren Enkel Jyemitsu (1623 bis 1651) das noch vor einem Menschenalter beinahe aus den Fugen gegangene Reich auf zweieinhalb Jahrhunderte einrenkte. Sein Sohn Hidetada regierte als Shogun von 1605 bis 1623, dann dankte er ab, 1632 starb er. Aber noch bis 1616 stand richtunggebend der eiserne Alte hinter ihm, dessen Abdankung doch nur formal gewesen ist. Die Herrschaft der Alten, der Ahnengeister, der Toten, in Japan war eindeutig, tief gegründet und nachhaltig — aber sie wirkte auch als unverrückbarer Ballast im Raume des Staatsschiffes, selbst wenn eine Überfülle von Leinwand die Masten bog und Götterwind in die Reichssegel fiel.

Die ethische Höhe der von den Tokugawa begründeten Staatsordnung bezeugt zu deren Beginn Will Adams, der nach Japan verschlagene britische Schiffer; auf ihrer Höhe, noch ehe Tsunayoshi das Werk von vier tüchtigen Vorfahren gefährden konnte, Engelbert Kämpfer, der deutsche Weltfahrer; gegen ihr Ende der britische Staatsmann Lord Elgin: „. . . Gutartig von Natur; höflich über jedes Maß, tapfer im Krieg; regiert mit großer Verbindlichkeit und höchst ergeben ihren Regierenden und Vorgesetzten" sagt Adams 1600. „Sie sind kühn, heroisch und rachsüchtig, ehr- und ruhmgierig und eifrig, an Härte gegen sich und von außen gewöhnt; große Verehrer von Höflichkeit und guten Sitten, von ausgezeichneter Haltung und Selbstkontrolle; bestrebt, sich selbst, ihre Kleidung und Wohnung sauber und reinlich zu halten. In praktischer Tugend, in Reinheit des Lebens und äußerer Frömmigkeit übertreffen sie die Christen weit; bedacht auf Rettung ihrer Seelen, peinlich in der Tilgung jeder Schuld, bei schweren Strafen auf der leisesten Gesetzesübertretung ..." So Kämpfer gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

150 Jahre nach Engelbert Kämpfer schreibt Lord Elgin, die Japaner seien „... überall voll von einer bezaubernden Gutartigkeit und Höflichkeit, in einem sozialen und moralischen Zustand, der ebensoviel Bewun-



Die Geisterseeschlacht von Dannoura
Gemälde von Hokui



Fuji-San mit der Welle
Farbenholzschnitt von Hokusai

derung verdient wie die große natürliche Schönheit ihres Landes. Japan war 1858 ein Land mit einer vollkommen patriarchalischen Herrschaftsform, einem vollkommen kindlich gehorsamen Volke, einer sich durchaus selbsterhaltenden und selbstgenügenden Volksgemeinschaft, mit Frieden innen und außen, ohne jede Begehrlichkeit, ohne jedes Übelwollen zwischen den Klassen."

Als diese durch zweieinhalb Jahrhunderte gehaltene Richtung eingeschlagen wurde, da sagten ihre Gegner, die von den Tokugawa endgültig vertriebenen Missionäre, über den Volkscharakter aus: „Die Japaner sind im allgemeinen stark, robust und eingeführt in die Anforderungen des Krieges. Sie ertragen Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Wachen und alle anderen Härten mit einer fast unglaublichen Geduld; sie sind zumeist überhöflich und artig, witzig, feinfühlig, neugierig, von heller Auffassungsgabe, willig, auf Vernunftgründe zu hören. Ihre Sprache ist ernst, elegant und reich, ohne Zweifel das Griechische und Lateinische an Wortreichtum und Ausdruckswendigkeit, Vielseitigkeit übertreffend. Ihre Hauptleidenschaft ist Ehre. Kein Volk unter dem Himmel kann ruhmgieriger und empfindlicher für Beleidigungen sein. Sie regieren und beherrschen sich durch Ehrgefühl als Menschen, die Geltung erwerben und sich durch ihr Verdienst hervortun wollen. Sie geben sich hauptsächlich kriegerischen Übungen hin, tragen Waffen vom zwölften Jahr an und tun sie nicht ab, ehe sie zu Bett gehen; und selbst dann hängen sie ihr Rüstzeug unmittelbar auf Griffweite ans Lager, um sich sogar im Schlaf als Krieger zu zeigen. Der große Fehler der Vornehmen ist, daß sie alle mit geringerem Glücksstand verachten und zurücksetzen. Sie schauen auf Bürger und Händler als zum Dienst bestimmtes Volk — der Freiheit und des Rechtes auf sie nicht wert.

Nur ein Wunder der Gnade kann einen Japaner dazu bringen, sich selbst im christlichen Sinn zu demütigen; aber sie sind auf der anderen Seite so sehr Herr ihrer Leidenschaften, daß sie darin nur in den Stoikern ihresgleichen haben. Es ist sehr selten, daß man sie im Streit oder Fechten oder selbst beim Gebrauch beleidigender Worte antrifft. Ihr Mut im Unglück ist wundervoll. Sie sehen den größten Gefahren kühn ins Gesicht und zeigen selten Zeichen von Furcht in Taten oder Worten."

So wird uns der Rohstoff zum Reichsbau in seinen Grund- und Wesenszügen von denen geschildert, die auszogen, um sie zu verändern, oder doch im Dienste derer standen, die sie verändern wollten.

Sie vermißten nur das Talent zur wahrhaften Zerknirschung, was ja auch mehr zur Zerstörung von Reichen als zu ihrer Erhaltung und Vermehrung nötig ist, und gerade für ein Reich, das im Zeitalter der Entdeckungen und überseeischen Ausdehnung und Eroberung am Leben bleiben wollte und sich deshalb gegen die Sendboten der Eroberer neu verpanzern mußte, völlig entbehrlich war.

Die vielgerühmte japanische Höflichkeit genügte durchaus für die „Räuber des Meeres und der Steppe", die kurz hintereinander vor den wohlbehüteten Toren des Sonnenaufgangsreiches erschienen und alsbald lernten, ebenfalls höflich, mit dem Hute in der Hand und den Kanonen Schweigen gebietend, hinter

den Stückpforten an diese Tore zu pochen, an denen man sie zunächst als „Namban“, als „südliche Barbaren“ bezeichnete.

Dabei war dieses Wort gar nicht so schlimm gemeint; denn Marschall Nogi mahnte noch kurz vor seinem freigewählten Gefolgschaftstod für den Kaiser seiner Wahl seine Landsleute, daß der Körper ein „Barbar“, ein Wilder bleiben müsse: „karada ga banshin“, und sich nicht von der Kultur verweichlichen lassen dürfe; er stand also einer Auffassung nahe, aus der heraus Tacitus seine „Germania“ schrieb, die mithin dem Japanischen Reich eine vertraute Vorstellung und Warnung war.

XI

南蠻 Namban

Randberührungen von Fremdmächten über See während der dritten inneren Verschmelzung

Die Zeit der Reichserneuerung unter den drei Renaissancehelden hatte neben dem Ergebnis innerer Verfestigung zu einem Kunstwerk des Gleichgewichts im Tokugawa-Shogunat auch ein Umsichgreifen des Reichs auf allen seinen geographischen Grundrichtungen gebracht: nach Korea, nach dem Ryukyu-Inselbogen auf Formosa zu, in der Richtung auf die Bonin- und Vulkaninseln, in der Verlängerung des Fuji-Bogens durch die Verbanntenkolonien auf den Munin-To, die dann später wieder aufgegeben und vergessen wurden, und gegen die großen Nordinseln, wo nach regelmäßigen Kolonialvorstößen in Nordhonshu 1443, 1594 und 1670 die Tsugaru-Straße fest in die Hand genommen und durch die Feste Matsumai gesichert worden war.

Fast gleichzeitig, nach einer ersten Zeit der Landöffnung von 1542/1549 bis 1636 und dem ihr folgenden beinahe völligen Abschluß des Reiches, begann eine Zeit episodenhafter Randberührungen der großen Seemächte, wie der sich von Norden herantastenden russischen Landmacht, die beunruhigend auf die Reichsbildung einwirkte.

Einige, mehr zufällige Strandungen hatten Japan in den Besitz der ersten Handfeuerwaffen gebracht, die es nach der Insel Tanegashima nannte, wo der erste, fragwürdige Europäer an die Küste geworfen wurde, der Portugiese Mendez Pinto. Bald folgten geistliche Sendboten mit weitgehenden Hoffnungen auf eine Christianisierung Japans, denen aber schon 1637 das blutige Gemetzel von Shimabara ein Ende machte. Nur tief verborgen unter der Decke des Feudal- und Polizeistaates lebte die „gefährliche“ Sekte fort, so daß bei der Aufhebung der Verbote eine Christengemeinde in seltsam japanisierter Form wieder ans Licht trat; immerhin lieferte auch sie einen Beweis für die Zähigkeit, mit der die Japaner einmal Erfaßtes festzuhalten pflegen, nachdem sie geprüft, ob es nicht vielleicht doch für sie passen könnte. Als aber der Taiko Toyotomi Hideyoshi die Überzeugung gewann, daß die neue Lehre Gefahr für den Reichsgedanken bergen könnte, zögerte er nicht, sie in der schärfsten Weise anzugreifen und auszurotten, und was die Zugriffe seiner stählernen Faust überlebte, das zertraten

bedachtsam der buddhafreundliche Tokugawa und sein Enkel bis auf solche verborgenen Überreste. Als Machtäußerung gegenüber dem Reichsgedanken war das Christentum in Japan 1637 praktisch ausgerottet.

Bildeten nun die Christen und ihre Sendboten und was an weltlicher Macht hinter ihnen stand in den Tagen der ersten Reichsöffnung während der japanischen Renaissance tatsächlich eine Reichsgefahr oder nicht? Das wird von den Missionären und einer gewissen Schule abendländischer Geschichtsschreibung ebenso bestimmt verneint, wie von Japan aus bejaht. Jedenfalls hielten die Träger der Staatsgewalt die Lehre für politisch so gefährlich, daß sie sich zu ihrer Vernichtung entschlossen und diese von 1587 bis 1638 mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit durchführten.

Wir wissen heute, daß Japan im Entdeckungszeitalter die so plötzlich an seinen Küsten aufgetauchten, untereinander uneinigen und sich gegenseitig verleumdenden südlichen Barbaren (Namban), ihr Vorgehen auf den Marianen und Philippinen, in China, in der Sundawelt (über die man einen recht guten Nachrichtendienst, wenn auch vielfach durch Seeräuber, besaß) mißtrauisch und vorsichtig beobachtete.

Daß große pazifische Reiche von den Fremden, namentlich den Spaniern, zerstört und unterjocht worden waren, wußte man; ebenso hatte man frühzeitig den Grad der Bedrohung durch eine fremde Macht nach ihren Schiffen abzuschätzen versucht und war sich klar darüber, daß Portugiesen und Holländer für die verhältnismäßig Ungefährlichsten zu halten seien. Gewalttätig und hochfahrend traten für japanische Begriffe die Spanier, plumpvertraulich später die Russen auf; die Hinterhältigkeit der Briten fühlte man durch; aber die Gefahr der „pénétration pacifique" erkannte das Shogunat nicht in gleichem Maße.

Auch von den Spaniern meinte schon der erste Tokugawa-Shogun: Warum solle er den König von Spanien fürchten; er besitze Krieger genug, um ihn abwehren zu können. Tatsächlich hätte ein Reichsaufgebot wie das von Toyotomi Hideyoshi gegen Satsuma zusammengebrachte vollkommen genügt, um jeden Angriff mit den damaligen überseeischen Kampfmitteln der großen Raubmächte zu vereiteln. In diesem Bewußtsein sandte der Shogun sogar 1610 und 1613 Schiffe auf große Fahrt nach Mexiko. Erst sein Enkel verbot den Bau zweimastiger Fahrzeuge; er unterband damit dem vielleicht stärksten Gegner der Conquista zur See die Möglichkeit überseeischer Ausdehnung zu einer Zeit, in der ihm der Pazifik offengestanden hätte und die „Terra Australis" schutzlos vor ihm lag.

Der Erforscher des japanischen Reichsgedankens wird von jeder metaphysischen Wertung bei der Untersuchung des Zusammenstoßes der einheimischen bodenwüchsigen mit einer dem indopazifischen Raum entsprungenen und mit einer semitisch-romanischen Weltanschauung absehen müssen.

Doch kann er — etwa von der japanischen Geschichte von Pater Luis Frois S. J., einer gewiß dem Eindringen des Christentums in Japan freundlichen Quelle, ausgehend — von vornherein anerkennen, daß die neue Lehre durch Franz Xaver und Frois aus edelsten Beweggründen und mit feinstem

Fingerspitzengefühl vorwärtsgetragen worden ist und angesichts der Stärke des japanischen Staatsgefühls und Kulturgefüges fast märchenhafte Anfangserfolge erzielte. Das Christentum erzielte in der Zeit zwischen 1549 — während Franz Xaver sich von Goa nach Japan einschiffte — und 1587, als Hideyoshi seine Gefahr für den Reichsbestand erkannte und die ersten einschneidenden Maßregeln zu seiner Unschädlichmachung traf, Bekennerzahlen, die wahrscheinlich höher sind als die heute erreichten.

Dennoch wird man sagen müssen, daß die Missionäre des 16. Jahrhunderts, auch die höchstgebildeten unter ihnen, bewußt oder unbewußt die Hände an die Wurzeln des japanischen Reichsgefühls und aller der Einrichtungen legten, die es in zwei Jahrtausenden aufgebaut hatte, und zielsicher mit den auflösenden Kräften, so dem Eigentrotz der beiden Südinseln Kyushu, z. B. in Bungo, und Shikoku, z. B. in Tosa, also den zersetzenden Feudalzügen statt den aufbauenden zusammenspielten, wie sie denn auch den Lehensträgern den Rang und Titel von Königen gaben. So Frois gegenüber Bungo und Tosa, das in Raubfehden noch um Awa und Sanuki vergrößert worden war und mit Mühe von Hideyoshi, ebenso wie später Satsuma, wieder zum Reich herangezwungen werden mußte.

Ota Nobunaga, dem die neue Lehre zur Bekämpfung der übermütigen Festungsklöster auf dem Hieisan und ihrer mehr als 3000 wehrhaften Insassen zeitweilig paßte, und der sich auf die Zentrallandschaften stützte, verkannte die drohende Gefahr einer Absprengung der zwei großen Südinseln vom Reiche; er scheiterte zwar auf dem richtigen, aber doch auf halbem Wege zur Reichseinigung, die auf seine Art, also durch Feudalfehden in vergrößertem Stil, zwar anzubahnen, aber nicht zu vollenden war. Das blieb dem stärkeren Hideyoshi vorbehalten.

Gerade Hideyoshis größere und weitere Auffassung des Reichsgedankens zeigte ihm die Folgewirkungen der Anläufe zur Christianisierung in den großen Südinseln und den Nordostprovinzen (Date), vielleicht warnten ihn auch die Zwistigkeiten über den Kirchenbau in Kyoto unter seinen Augen oder die Drohungen des Piloten der gescheiterten spanischen Bark San Felipe mit der hinter den Missionären als ersten Erregern von innerem Hader stehenden spanischen Königsmacht. Aus diesen und anderen Anzeichen schloß er auf die Gefahr, die mit dem zunehmenden Einfluß der Patres dem Reich drohte.

Einmal als solche erkannte Gegner aber bildeten für das wilde Temperament des Taiko Hideyoshi einen willkommenen Anlaß, sich auf sie zu stürzen; dafür reichten die Reichsmittel um so mehr aus, als der kalte, willensklare Tokugawa Jyeyasu den von seinem Vorgänger beschrittenen Weg zur Abwehr der gefährlichen Gedanken nach zwei Jahren der Nachfolgewirren und seinem Sieg von Sekigahara folgerichtig zu Ende ging.

Er konnte das um so mehr, als er selbst in einem japanisierten, esoterischen Buddhismus, der sich mit den Vorstellungen des Shinto und dem Ahnenglauben vereinigen ließ, für das eigene Weltbild Genüge fand. Die Reichskirche, in die er und seine Nachfolger den durch seine beiden Vorgänger politisch völlig gebändigten Buddhismus verwandelten, entsprach für den japanischen Reichsge-

danken etwa jener Art bischöflicher deutscher aristokratischer Kirche, welche die großen deutschen Reformbischöfe des 18. Jahrhunderts dem josephinischen Zentralismus vergeblich nahezubringen versuchten, oder dem Machtinstrument, das Heinrich VIII. und Elisabeth von England, einem normännisch-angelsächsischen Reichsinstinkt gemäß, aus der anglikanischen Hochkirche zu machen wußten.

Doch hielt sich Japan vom Shinto wie vom ursprünglichen Buddhismus her Möglichkeiten der Erneuerung offen, die namentlich der nationalen Romantik und der Verjüngung des Kaisertums reiche Frucht bringen sollten.

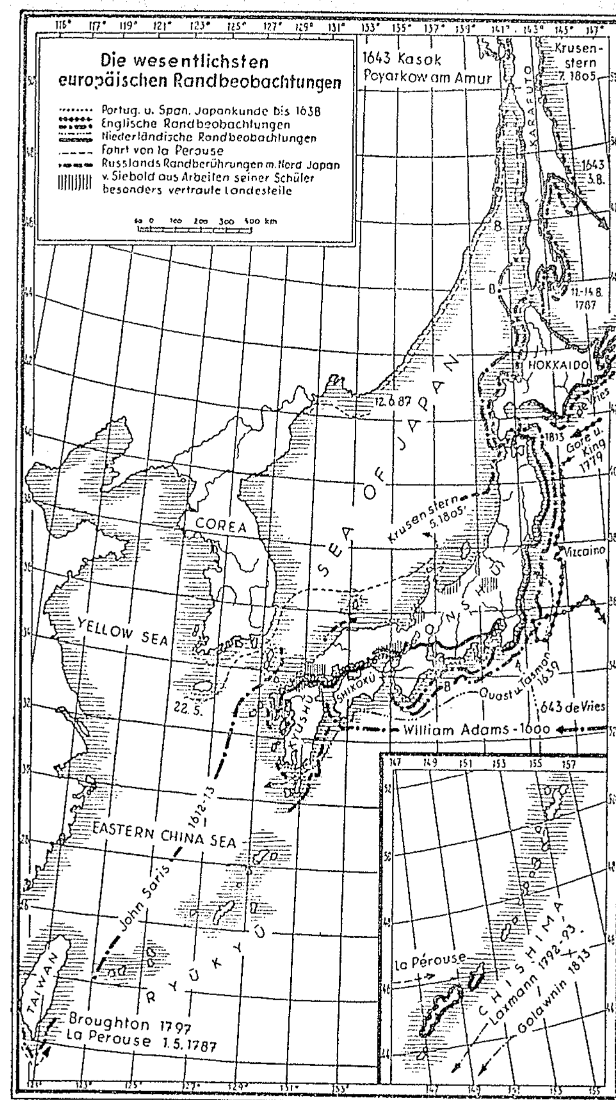
Zunächst aber zahlte die mit den ausländischen Kolonialmächten alten Stils verbundene katholische wie protestantische Mission die Zeche; und beide ernteten ziemlich gleichmäßig die Früchte ihrer Uneinigkeit und Verbindung mit höchst irdischen Zielen auswärtiger Mächte.

Bezeichnend für die Unvereinbarkeit der Vorstellungen und des Bekehrungseifers so reiner opferfreudiger Idealisten wie des Paters Frois mit den fast kanonisch gewordenen Grundsätzen der japanischen Reichsidee sind zwei seiner Schilderungen, die völlig bona fide niedergeschrieben worden sind.

Die eine bezieht sich darauf, daß ihm der durchaus natürliche Widerstand der umliegenden japanischen Grundbesitzer gegen Landverkauf zum Kirchenbau und zu Klosteranlagen in der kaiserlichen Residenzstadt Kyoto (Miyako) und ihre Petitionen an Ota Nobunaga, nicht durch einen stilfremden hochstrebigen Kirchenbau die ganze wunderschöne Silhouette von Kyoto zu zerstören und den Fremden Einblick in die Intimitäten ihrer Gärten und Höfe und ihres Familienlebens zu gewähren, kurzweg als Werk des Teufels erscheint und so auch durch ihn in der Weltgeschichte angeprangert wurde.

Nun ist es aber schon seit der Taikwa (645!) eine Grundsäule des japanischen Staatsrechts, daß kein Stück Heimatboden an eine fremde Macht verkauft werden kann, da der Volksboden der höheren Gemeinschaft gehört. Diese lebendige Vorstellung war in der Meiji-Zeit das Rettungsmittel gegen einen Auskauf des armen Landes durch die wohlhabenden fremden Hafenkolonien, also eine reichserhaltende Idee ersten Ranges, indem sie jede Rechtshandlung eines Japaners von vornherein ungültig machte, die dazu führen konnte, ein Stück Boden in den Besitz einer fremden Macht oder in internationale Kapitalistenhand zu bringen. Als solche erschien auch die römisch-katholische Kirche, deren Orden sich als Großgrundbesitzer deutlich genug in den Philippinen offenbarten.

Ebenso aber mußte es von vernichtenden Folgen für die Reichseinheit sein, wenn fremde Mächte die einzelnen Feudalherren, deren Familien nach japanischem Recht durchaus durch die zentrale Reichsgewalt von einem Feudalgebiet in ein anderes versetzt oder ihrer Macht enthoben werden konnten — mochte man es auch aus Achtung vor den Blutlinien und der Überlieferung vermeiden —, als vertragschließende Herrscher, als souverän, als Könige anerkannten. Das taten aber die fremden Sendboten, wenn sie z. B. die Abordnung von Botschaften dieser sogenannten Landesherren, die sie nach japanischer Reichsauffassung nicht waren, an den Papst erlangen konnten.



Nr. 25 Die wesentlichsten europäischen Randbeobachtungen (nach Teleki)

Mehr als zwei Jahrhunderte nach der Austreibung des Christentums und seiner Sendboten als staatsgefährlich zeigte der Prozeß gegen Ph. F. von Siebold, wie sehr eine andere, von jenen für selbstverständlich gehaltene Gewohnheit gegen japanische Reichsgrundsätze ging: der Anspruch, den Ertrag ihrer Tätigkeit in fremden Ländern auf landes- und volkskundlichem Gebiet, vor allem

kartographische Ergebnisse, an ihre geistlichen Vorgesetzten in ihrer Heimat, und auf diesem Wege an fremde Regierungen und die Weltwissenschaft zu übermitteln.

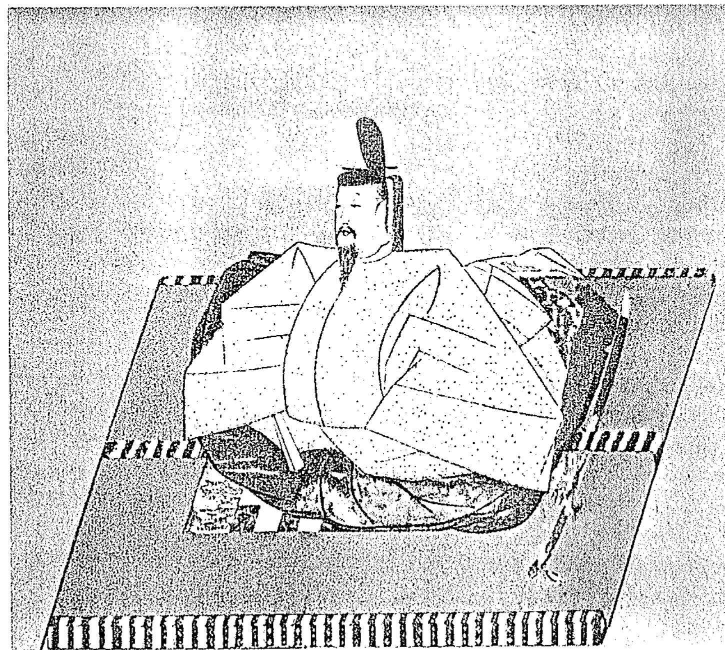
Durch diese Tätigkeit haben sich die fremden Glaubensboten ein großes Verdienst um die Japankunde in Europa und Amerika erworben, das Graf Teleki in seinem Atlas zur Entstehung des Umrißbildes der japanischen Inseln im Weltbewußtsein bildlich ergänzt hat. Aber gerade das Verborgenhalten der Reichseinteilung, ihres Wehrwertes und ihrer Angreifbarkeit bildete einen wesentlichen Teil des von berechtigtem Mißtrauen gegen seine Umwelt geleiteten japanischen Staatsrechts. Wenn wir uns klarmachen, mit welchen Schwierigkeiten es nach der Austreibung der fremden kulturpolitischen Agenten und Werber für die auswärtigen Mächte und ihre Seefahrer verbunden war, sich an die Umrißlinien und Schlagadern des abgeschlossenen Inselreiches heranzutasten, erkennen wir, welchen Dienst die Austreibung der Fremden der Erhaltung und dem Fortleben der japanischen Reichsidee in ihrer Eigenart geleistet hat.

Denn überall sonst rings um den Pazifischen Ozean hat der Ausdehnungstrieb der weißen Mächte und des mit ihnen verbündeten, von ihnen vorangetragenen Christentums die einheimischen Ordnungen gestört, zumeist zerstört und an vielen Stellen so gründlich vernichtet, daß nicht einmal ihre Überlieferung rechtzeitig aufgenommen und erhalten werden konnte. Nur in Japan überlebte eine bodenwüchsige, einheimische Lebensform zugleich mit einer arteigenen Weltanschauung den Einbruch der weißen Rasse. Selbst in dem großen China hatte Prinz Kung vergeblich davor gewarnt, das Opium und die Missionäre aufzunehmen; es hat diese Gäste mit seinem heutigen Glückszustand bezahlt.

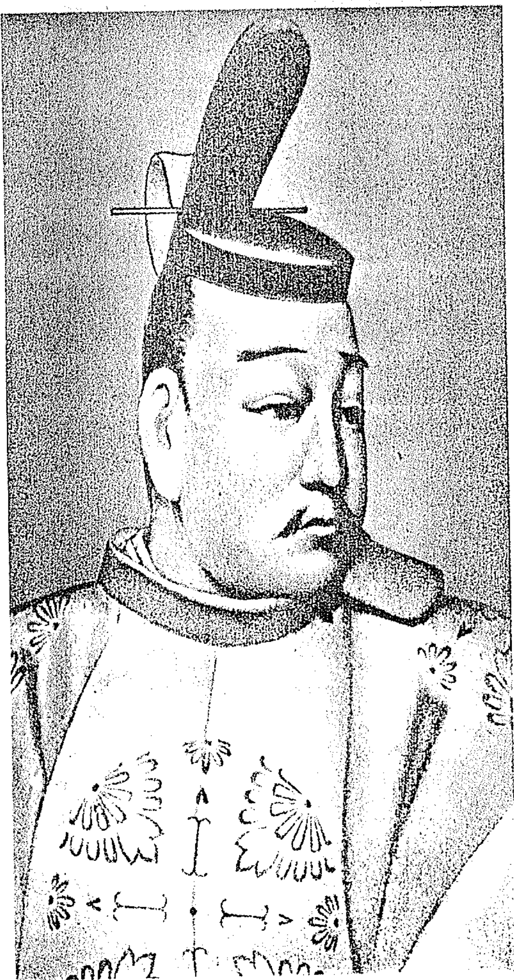
Eine echt geopolitische Grundursache für diesen verschiedenen Entwicklungsgang des Reichsbaues in Japan und China bildet die häufig übersehene klug genutzte Naturgunst der japanischen Gaueinteilung. Ihre reichsgeschichtliche Beständigkeit rührt daher, daß sich die einzelnen Gaue fast alle aus kleinen Flußeinzugsgebieten zusammensetzen, die durch waldige Wasserscheiden getrennt werden; sie sind binnenwärts nur durch Paßlandschaften zugänglich, aber an einer Küstenstraße echt litoral aufgereiht und im Westen durch ein verkehrsfreundliches Inlandmeer verbunden.

Ein solches natürliches Vorbild für eine wehrhafte, schwer politisch zu verändernde Gaueinheit und Gaugemeinschaft durch das ganze Stammreich fehlt in China, so fest sich die großen Länder, früh nach geographischen Gesichtspunkten benannt, in der wechselvollen Reichsgeschichte gehalten haben, die in China zu etwa zwei Fünfteln getrennt, nur zu etwa drei Fünfteln straff zusammengehalten verbracht wurde. — „Lang getrennt gehen wir zusammen, lang beisammen trennen wir uns leicht" — hieß es in China; während in Japan das Zusammengehörigkeitsgefühl des Ganzen bei allem Stammestrotz nie aus der Volksseele wich und verloren ging.

Die erste Kenntnis von diesem Gaugefüge und seiner Eigenart und Stärke erhielt das Abendland nun zweifellos durch die Beobachtungsschärfe seiner Missionäre, ebenso wie Missionäre und Seefahrer zusammenwirkten, um das Umriß-



Kaiser Godaigo Tenno



Chikafusa Kitabatake
Verfasser des Jinnoshotoki

bild des so seltsam verschlossenen Landes in seiner Wabenstruktur langsam zu entschleiern.

Um zu zeigen, wie mühevoll diese Entschleierung durch den Abschluß Japans geworden war, habe ich versucht, ihren Fortgang in einer Übersicht anschaulich zusammenzufügen. Was in dieser Skizze nicht hervortritt, war bis zum Beginn der Meiji-Ära (Mitte des 19. Jahrhunderts) für die deutsche Wissenschaft terra incognita, von der sie keinen Augenschein, nur Nachrichten vom Hörensagen, kaum bessere als Ptolemäus vom Quellgebiet des Nils besaß.

Bis 1477 n. d. Ztwde. existierte für sie „Chipangu" nur im Manuskript Marco Polos, mit einem weißen, wohlgebildeten Volk von guten Sitten, niemand untertan. Es galt als Goldreich; auf dem Gold lag ein Ausfuhrverbot. Der goldbedeckte Palast des „Herrn der Inseln" wird erwähnt, dann das Begraben und Verbrennen der Toten, das Scheitern der Expedition Kublai Khans. Erst 1550 tritt durch Descelliers die Kenntnis der Inselgruppe und der Teilfürsten (6), durch Gastaldi der Begriff des stark gegliederten „Giapan" mit ostwestlicher Hauptachse (westlicher Teil von Honshu) hinzu, nachdem die chinesische Form Dschi-pen (Jipönn) von den portugiesischen Entdeckern (1542) in Europa eingeführt worden war.

So lange lebte die europäische Japanographie von dem Nachrichtenmaterial einer einzigen verunglückten militärischen Expedition!

Die portugiesische Entdeckung, frühestens 1563 ans Licht getreten, zwischen 1530 und 1548, wahrscheinlich 1542 durch Zufall herbeigeführt, brachte Tanegashima, Yamagawa südlich Kagoshima, Tonoura in Hiuga, Usuki (Bungo) unter europäische Augen; dann folgten Funai (Bungo, das Oita von heute), Hirado, Omura, Arima, sämtlich auf Kyushu, und Tosa in Shikoku. Die Jesuiten erschlossen außer Oita noch Hakata, dann auf Honshu Yamaguchi, Miyako-Kyoto, Sakai, Osaka, Nara, Toba, Gifu, nur gerüchtweise das Kwantogebiet, Koyasan und Hieisan; dann die meisten der großen westlichen Feudalherrschaften. 1565 kam die erste Nachricht über Yezo. Für Mercator und Ortelius sind die Hauptquelle Briefe des Petrus Maffeius; drei Inseln, auf der ersten und größten 54 „Satrapien", auf Kyushu 9, auf Shikoku 4, im ganzen 67; dann die portugiesischen Seekarten.

Für die Ergebnisse der iberischen Japankunde nach ihrem gewaltsamen Abschluß sind maßgebend: Luis Teixeiras Karte von 1595 (bei Ortelius 1595); Japoniae insulae nova descriptio; dann die spanische Küstenvermessung durch Vizcaino 1611, Karte X aus Antonio Sanchez' Atlas von 1641 (bisher bestes Bild mit „iezo"). 1636 beendet die Ausweisung der Spanier, 1638 die der Portugiesen einstweilen die Periode der iberischen Erschließung Japans. Die holländisch-englische Randbeobachtung beginnt. 1636 F. Carons Buch und Karte. 1639 Mathys Quast und Abel Janszoen Tasman. In 1643 fällt der Höhepunkt der niederländischen Randbeobachtungen. Die Fahrt von de Vries längs der Nordostküste gleitet im Nebel des 14. und 15. April an der La-Pérouse-Straße vorbei, ohne daß er sie als die Scheide zwischen den Inseln Honshu und Yezo erkennt. Gleichzeitig treffen die Kosaken am Amur ein.

Die Zeit des Verfalls der europäischen Kunde von Japan während der langen Periode friedlichen, aber engbegrenzten Güteraustausches zwischen Japan und den Niederlanden prägt sich aus in den immer schlechter werdenden Seekarten des allein noch von Europäern betretbaren Südwestteiles von Kyushu (das übrigens lange Zeit wegen seiner „zierlich gegliederten Westküste“ [Richthofen] für einen Archipel gehalten wurde), — vgl. Teleki S. 102, und Siebold, Nippon, I. Ausg., Entd.-Geschichte 13, 14, 104; in der Beschränkung auf den „Hofweg“ (im allgemeinen dem Lauf des Tokaido entsprechend); dem Zurückgehen der Randberührungen seit de Vries und seinen Entdeckungen, die wie auch Quasts Auffindung der Boningruppe im wesentlichen in Archiven vergraben und lange Zeit ohne Einfluß auf die Kartographie bleiben. Kämpfers und auch Siebolds erster Japanaufenthalt fallen in diese Zeit.

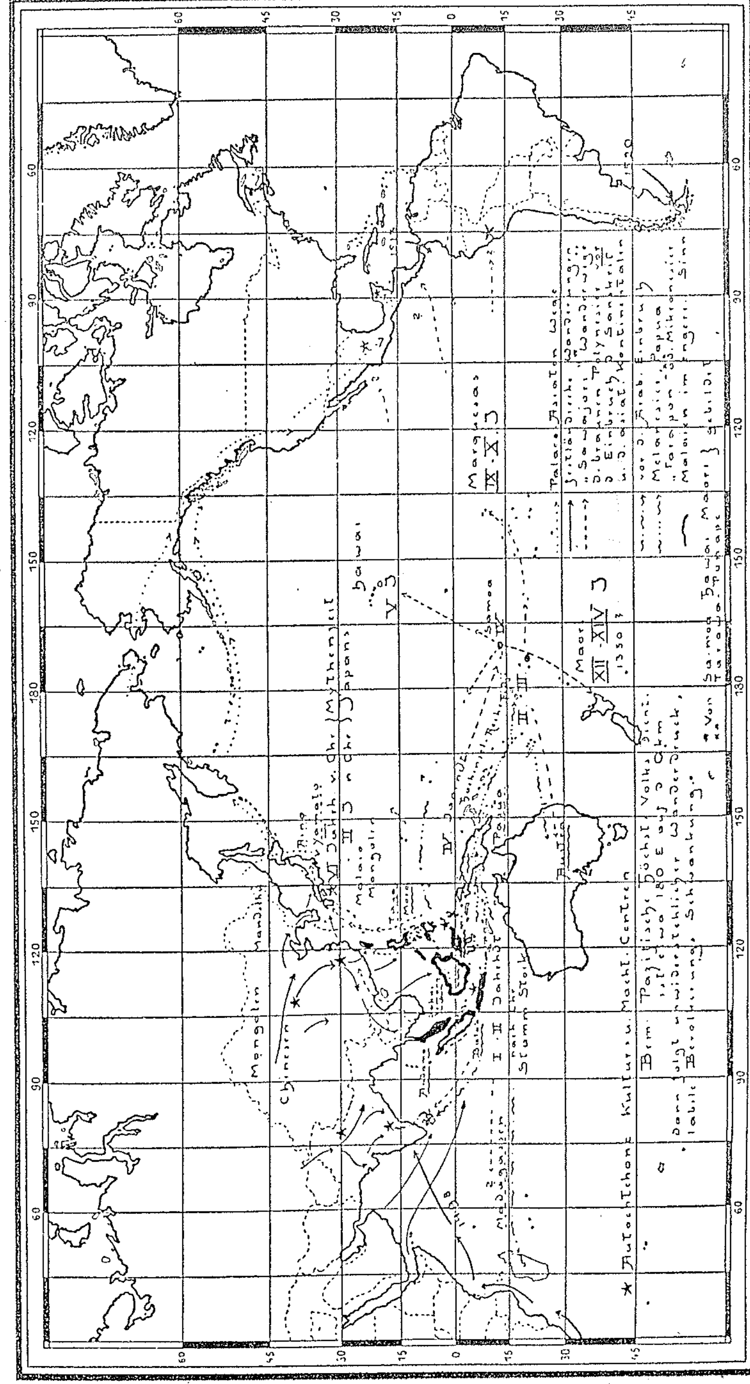
Leider verboten Raumgründe, in Skizze Nr. 25 die japanischen Provinz- und Ortsnamen nach Kämpfer in der alten Transkription „ex ipsorum Japonensium mappis et observationibus Kaempferianis“ der Lemgo-Ausgabe von 1777 aufzunehmen, um zu veranschaulichen, wie weit Kämpfer japanisches Material vorlag. Die sehr eingehende Statistik verzeichnete:

7	Gokisitzido	viae, Seitenstück unserer alten Reichskreise
68	Koku	provinciae, Land, Staat: Gebiete der Territorialherren
604	Kori	districtus, etwa Grafschaft, heute: Kuni
13000	Kio? chihô	urbes
909858	Mura	paguli, Dorfgemeinden
146	Shiro	castella, Reichs- und Feudalburgen
27700	Miya	Shinto-Tempel
22580	Tera	Buddha-Tempel
239	Hashi	Große Brücken, dann den Postlauf, der z. B. von der Postzentrale Osaka 7 Posttage nach Nagasaki erforderte, und die lichttelegraphischen Stationen (Hô-kwa-dai), wörtlich Feuerherde, des Reichs.

Dagegen ließen sich Gebiete, über welche Siebold außer den Informationen des Hofastronomen Sokusajemon Takahashi und des Sachalinforschers Mogami Tokunai auch das Journal und die Karten des Mamia Rinsô, besondere Quellen in Doktorarbeiten seiner Schüler u. a. zu Gebot standen, besonders hervorheben.

Für die englischen Randberührungen mit Japan während der Kriege zur Begründung des Kolonialreiches ist für die schwer darstellbare Fahrt von Gore und King (1779) zu erwähnen, daß sie außer den Kurilen an der Ostküste von Japan die Bucht von Miyako, Kinkazan und Iwaki berührte und mit den Ergebnissen der Fahrt von Broughton nicht verglichen werden kann.

La Pérouses Instruktion ging noch weit über das Geleistete hinaus und forderte eigentlich Abfahren der Küste von Korea, der ganzen West- und Nordwestküste der Japansee, Durchfahrt zwischen Hokkaido und Honshu, Abkreuzen der Kurilen (Chishima), dann Rückkehr längs der ganzen Südostküste des heutigen Japanischen Reiches längs der Ryukyu und Taiwans: hier war zum erstenmal das ganze Problem bewußt gestellt.



Nr. 26 Das pazifische Wanderfeld vor dem Auftreten der weißen Rasse

Von Rußlands Randberührungen mit Nordjapan ist, abgesehen von den dargestellten Fahrten von Laxmann (1792/93), Krusenstern (1805), Golownin (1813) zu erwähnen: das erste Eintreffen der Kosaken (Pojarkof) 1643 an der Amurmündung (Sachalin), die Kosakenrevolte in Kamtschatka 1711, die zur russischen Entdeckung der Kurilen 1713 und zur Fahrt nach Paramuschir Anlaß gibt; 1738 Spangberg und Walton im Kurilenbogen und Nordjapan (30. Grad), und 1734 und 1752 d'Anvilles erste, nahezu richtige Darstellungen von Yezo aus den Quellen.

Trotz der Eile, mit der um die Wende zum 19. Jahrhundert eine geheime Umrißkarte des Reiches hergestellt wurde, und trotz den sondierenden Reisen von Mamia Rinsô und Mogami Tokunai um die Nordinseln ist den Japanern doch die Größe und Nähe der Gefährdung durch die Russen vom Festland her lange Zeit entgangen. So stark war immerhin die Nachwirkung der 1587 von Hideyoshi überwundenen, mit dem Eindringen der „südlichen Barbaren" (Namban) verbundenen Schrecksekunde gewesen, daß die ozeanische Gefahr von Süden her dauernd überschätzt, die festländische bis zur Krise von 1894 bis 1905 unterschätzt wurde.

Noch 1874/75 schien dem ozeanisch denkenden und empfindenden Inselreich zur Lösung des lästigen und verdächtigen Kondominiums mit Rußland auf den Nordinseln der Besitz der Kurilen mit ihren auf 36 fast nicht entwicklungsfähige Inseln verteilten 15600 Quadratkilometern bei 2322 Kilometern Küstenentwicklung und ihren 6000 Ainu wichtiger als die große Nordinsel Sachalin mit ihren 76000 Quadratkilometern und ihren beträchtlichen, freilich damals im vollen Umfang (Öl, Kohle von Dui) noch nicht geahnten Bodenschätzen, wenn sie auch nur unter starkem russischem Druck und stillschweigendem Widerspruch aufgegeben wurde. Erst 1905 wurde die Südhälfte bis zum 50. Breitengrad, 1918 bis 1925 das Ganze besetzt und dann die Nordhälfte zögernd wieder aufgegeben. Der Siedelungsinstinkt beider Rassen aber fühlt sich von diesem für die Meerernährung so wichtigen Inselbereich abgestoßen, bei dem immer nur die wehrgeopolitische Bedeutung als Raumpuffer im Vordergrund bleiben wird.

So langfristig wirken sich in Reichsbildungsfragen geopolitische Grundrichtungen, Anstöße und Rassenerfahrungen aus! Trotz den Vorwarnungen durch „Namban" und „Rôjin", die reichlich genug erfolgten, traf der transpazifische und US.-amerikanische Vorstoß zur Reichserschließung nach einer überlangen Rastperiode das Inselreich so gut wie unvorbereitet und zwar aus einer Richtung, nach der es keine Fühler ausgestreckt hatte. Der einzige naturgegebene Vorposten nach Osten zu, das nach seiner Landesnatur, Rassenzugehörigkeit und Wirtschaftsweise unzweifelhaft Ostasien und der Südsee zugehörige Reich der Hawaii-Inseln, erinnerte sich zu spät für seine Rettung an die verwandten Ostasiaten, als es schon von der Missionspolitik so vollkommen eingegarnt war, wie Japan zweifellos eingegarnt worden wäre, wenn es nicht die Netze der „Namban" mit einem entschlossenen Ruck rechtzeitig zerrissen und sich durch Zurückziehen auf sich selbst so stark gemacht hätte, daß es nicht mehr, wie China noch 1911, durch wesensfremde Lehren umgeworfen werden konnte.

In diesem Lichte gesehen war die Verkapselung von 1636 bis 1854 kein Verzicht auf eine große Ausbreitungsaussicht, sondern für Japan als Reich eine rettende Tat.



Kusunoki Masashige
Bronzestandbild in Tokyo



Kopf des Kusunoki Masashige

XII

德川將軍職及明治時代
Tokugawa-Shogunat und Meiji-Zeit

„Jyeyasu's mistake" oder die feinfühligste Instinkthandlung eines Reiches im Zeitalter der Entdeckungen — Polizeistaat und Bevölkerungsstillstand — Shinto-Wiederauftrieb der Reichsidee

Der Schlachttag von Sekigahara im Jahre 1600 hat eine große Tragweite in der japanischen Reichsgeschichte. Der Sieg des Tokugawa Jyeyasu über die doppelte Übermacht der anderen Kämpfer um die Nachfolge des Taiko Toyotomi Hideyoshi hat das Reichsmarschallamt (Shogunat) der Tokugawa-Familie für 269 Jahre praktisch aufgerichtet, obwohl der Sieger seinem Glück am Schlachtabend so wenig traute, daß er den berühmten Spruch prägte: „Nach dem Siege binde den Helm fester."

Dieser Inlandsieg hat auf 253 Jahre jede andere als die rein kulturpolitisch einsickernde Einwirkung des Abendlandes wie der Neuen Welt zurückgestaut. Dadurch wurde eine für die Entwicklung des Reichsgedankens entscheidend wichtige, heute noch vielfach umstrittene Frage aufgeworfen. War die von Jyeyasu begonnene, von seinem Enkel Hidetada 1638 vollendete Abschließung des Inselreichs gegen jeden unkontrollierten Außenverkehr und das Verbot des Baues von ozeangängigen Schiffen für große Fahrt, endlich die Ausrottung des Christentums ein entscheidender Fehlgriff des großen Shoguns („Jyeyasu's mistake" — wie es ein australischer Forscher nannte), oder ist es die weitsichtigste, vom feinsten Ferngefühl, geradezu von einer Witterung reichsgefährdender Möglichkeiten geleitete Handlung des Reichsinstinkts im ganzen Zeitalter der Entdeckungen gewesen?

Der Australier rechnet dem fast unumschränkten Herren über die Machtmittel des von ihm geeinigten Kaiserreichs zu Land und zur See vor, daß ihm und seinem dichtbevölkerten Reich die Inselwelt und die weiten Gestade des Pazifischen Ozeans im 17. Jahrhundert auf Griff- und Reichweite unter der Hand gelegen hätten und keine Macht ihn von ihrer Besitznahme und Besiedelung, namentlich Australiens, hätte abhalten können. Daß der Tokugawa den König von Spanien nicht fürchtete, der damals versuchte, aus dem Pazifik ein „mare clausum" zu machen, wissen wir aus seinem eigenen Munde. Daß er überseeischen Instinkt besaß, beweisen die Schiffe, die er 1610 und 1613 nach Mexiko aussandte. Die Ryukyu waren 1606 Lehensstaat der Satsumafürsten; Formosa-Taiwan hat in

seiner Geschichte gezeigt, daß der japanische Seeräuber Koxinga stark genug war, die Insel zu gewinnen; die Gewürzinseln, Neuguinea, Australien, die ganze Südsee hätte japanisches Reichsgebiet werden können, so rechnet man von Australien selbst aus dem heute meistgefürchteten Gegner von „White Australia" vor.

Wie unsicher sich Portugiesen und Niederländer gegenüber den großen Menschendruckgebieten des Fernen Ostens fühlten, verriet die demütige Haltung beider Völker in Makao, in Formosa, in Firado und in Deshima bei Nagasaki. Welche Mühe die spanische Macht hatte, das von ihren kühnen Konquistadoren in der Südsee gewonnene Herrschaftsmaß in seinem Rahmen auch nur zu behaupten, bezeugt die Leidensgeschichte ihres ewigen Kampfes um die Philippinen, das Gemetzel der Chamorrokriege auf den Ladronen (von 1668 bis 1698), durch das die Einwohnerzahl der Inseln von 200000 auf ein Zehntel verringert wurde.

Auch Briten, Franzosen und Russen beschränkten sich dem wehrhaften Inselreich gegenüber auf vorsichtige Randberührungen, die erst nach 1800 plumperen Vertraulichkeiten wichen, bis endlich 1853/54 die verschlossenen Tore des „letzten Paradieses auf Erden" von den Vereinigten Staaten aus aufgestoßen wurden. Das geschah also nicht von Europas Westmächten her. Ihnen hatte sich erst im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Schwäche der Mandschuherrschaft in China enthüllt, dessen langlebigem Kaiser Kienlung die Niederländer noch am Ende des 18. Jahrhunderts demütige Entschuldigungen für den ersten größeren Chinesenpogrom in Batavia gesandt hatten, wie sie auch noch zu Siebolds Zeit das herabwürdigende Zeremoniell der Hofreisen von Deshima nach Tokyo und der Abschließung auf dem Inselchen vor Nagasaki über sich ergehen ließen.

Was bewog den Nachfolger eines Mannes, der noch Kriegsstärken wie die deutschen und französischen von 1870 zu kombinierten Land- und Seeoperationen gegen die aufständische Landschaft Satsuma der Shimazu, gegen Korea in Bewegung gesetzt hatte, seine Außenfühler so einzuziehen, daß Japan den Eindruck eines in eine Muschel zurückgezogenen Krebses machte? Nur seine Scheren wies Nippon kampflustig nach außen, ohne vor der Meiji-Zeit (1869) überhaupt mit ihnen zuzupacken, während das Reich selbst scheinbar so sichere Außenbestände wie die Bonininseln, wie Sachalin-Karafuto, wie um ein Haar die Kurilen aus dem Griff entließ und seine Hafenkolonien in Korea ein fast vergessenes Dasein führten. Auf dem Ryukyubogen — abgesehen von Amami-Oshima und Tanegashima — wurde eine lässige Gemeinherrschaft mit China geduldet, die erst 1877 beendigt wurde.

Bei einem so jähen Herumwerfen des Bewegungsapparates des ganzen Reiches nach innen, einem solchen Einziehen der eben noch unter Hideyoshi so tätigen Außenfühler war es eine der wichtigsten Erwägungen, wie es gelingen würde, den unruhigen, an beständige Bewegung und starken Umtrieb gewöhnten feudalen Wehrkörper der einzelnen Gauhäupter und der Shogunarmee der neuen Ruhelage anzupassen und ihm dennoch seine Beweglichkeit, Wehrhaftigkeit und seinen Auftrieb zu erhalten.

Das konnte leichter im Augenblick des Sieges der konservativen Kräfte bewerkstelligt werden, in dem das Land nach fast hundertjährigen wilden Erschütterungen ruhebedürftig war, als auf die Dauer, namentlich wenn die Gefahr des Absinkens der Leistung in einer nicht beständig erprobten Erbfolgelinie der erblichen Amtsträger akut würde, die zugleich Reichskanzler und Reichsmarschälle in einer Art von Hausmeierstellung waren, der gegenüber die andern großen Daimyo des Südwestens und Nordostens ihr Mißtrauen und ihre Neigung zu latentem Widerstand nie ganz verwunden hatten.

Wohl waren sie durch das System der Residenzpflicht und des dauernden Aufenthalts von Geiseln in Tokyo für einen bestimmten Teil des Jahres an ihre Paläste in der Hauptstadt gebunden und fühlten das Netz der besonderen Tokugawagaue so geschickt über das weite Reich gelegt, daß nirgends unbeobachtete Zusammenrottungen entstehen konnten, um so mehr als das besondere Lehenstruppenkorps der Hatamoto jederzeit zum Einschreiten bereit war. Aber der Polizeiapparat, der unentbehrlich war, verzehrte auch einen großen Teil der Wehrkraft für reine innere Ordnungszwecke. Dabei fühlten sich gerade die lebendigsten Kreise der Nation unbefriedigt und es war beinahe unvermeidlich, daß sie ihr Heil in einer unaufhaltsam anhebenden Woge von Kaiser- und Shintoromantik suchten, der das Shogunat keine gleichartigen seelischen Werte entgegenzustellen hatte. So lüpften die Vorboten eines Erneuerungssturmes aus den heiligsten Tiefen der Volksseele die Zeremonialdecke, die über Japan lag, und das Dach der Gesetze des Jyeyasu, die es so lange geschützt hatten.

Die Trägheitsstauung, die den Volkskörper in seiner Entwicklung hemmte und bewirkte, daß er an Kopfzahl in einem ganzen Jahrhundert kaum um so viel zunahm, als er vor den Chinawirren 1937 bis 1940 in einem einzigen Jahre anwuchs, wurde von den besten Herzen und Köpfen auch als eine Gefahr für die Volksseele und den Reichsgedanken empfunden. Die Kritik wurde laut, sobald man die von den vier ersten tüchtigen Tokugawa-Shogunen Jyeyasu (1603—1606, gestorben 1616), Hidetada (1605—1623, gestorben 1632), Jyemitsu (1623—1651, gestorben 1652) und Jyetsuna (1651—1680) eingerichtete Ordnung als Selbstverständlichkeit anzusehen begann und des Genusses eines zum erstenmal nach 200 Fehdejahren erlebten Landfriedens überdrüssig geworden war.

Ein Herabsinken der Leistung und der von ihr bei dem Gleichgewichtszustand der Herrschaftsform unzertrennlichen Macht begann erst mit dem begabten, aber launenhaften, wetterwendischen und verschrobenen fünften Shogun Tsunayoshi (1681—1709), der den Tod durch die Hand seiner Frau fand, was dem Regime seiner Familie in dem ausgesprochenen Männerstaat einen furchtbaren Stoß versetzte. Aber die Doppelarbeit der vier ersten Shogune hatte das künstliche Herrschaftssystem so fest in den Sattel gesetzt, daß es diesen Schlag überdauerte, zumal bei Yoshimune (1714—1744) und später Jyenari (1787—1836, gestorben 1841) wieder das ursprüngliche Herrschertalent der Familie zum Vorschein kam.

Tsunayoshi ist dadurch weltbekannt geworden, daß in seinem Namen das Urteil gefällt wurde, das eine der meistgefeierten Taten der Gefolgschaftstreue und Tapferkeit nach sich zog: den Freitod durch Harakiri (Seppuku) der

47 Ronin, der einstigen Samurai des Fürsten Asano, die vielleicht den glänzendsten Beweis für das Fortleben der reichsgründenden und reichswahrenden Mannestugenden auch während des Polizeistaates der Tokugawa vor dem strengen Antlitz der japanischen Geschichte abgelegt haben.

„Stein bleibt Stein, auch wenn er in einen Beutel von Geduld eingewickelt ist", so hat die japanische Volksweisheit diese Eigenschaft ihres Reiches auf den kürzesten Nenner gebracht.

Junker von Langegg in seinen „Segenbringenden Reisähren" und Rolf Italiander in einer sinntreuen Übersetzung haben für uns Deutsche das denkwürdigste Anzeichen der Tokugawa-Zeit für die unter der Brokatdecke der Yedokultur lebendigen Kräfte bewahrt.

Seiner Geschichte der 47 Ronin habe ich ein Geleitwort mitgegeben, das mit einer klugen Bemerkung des englischen Berichterstatters im Russisch-Japanischen Krieg, Sir Jan Hamilton, beginnt: „Nach meiner Meinung sind die Japaner genau so zivilisiert, als der Schwarze Prinz und sein Heer es wären, könnten sie durch ein Wunder jetzt wieder auferweckt werden und eine vollendete deutsche Wehrerziehung auf ihre unverbogenen mittelalterlichen Gemüter aufgeprägt erhalten. Äußerlich haben sie soviel Kultur wie wir, nur — da sie ihr Ziel durch einen Kurzschluß erreichten — hatten sie nicht Zeit, auch die Üppigkeit, die Sinnenreize und Nervenkomplexe zu erwerben, die bei uns unmerklich im gleichen Schritt mit den Verfeinerungen und mechanischen Erleichterungen des Lebens gewachsen sind. Es ist, als ob die Japaner ein jungfräuliches Feld besessen hätten, und auf ihm für die erste Ernte imstand gewesen wären, all das schädliche und parasitische Unkraut auszuschließen, das in den ausgewirtschafteten Böden der älteren Kulturen die Oberhand zu gewinnen droht."

Mit diesem unvollkommenen Trost versuchte einer der klügsten wehrpolitischen Beobachter der Westmächte 1904 seine Schrecksekunde zu übertäuben, als er sich der moralischen Überlegenheit eines hochgezüchteten fernöstlichen Volksheeres als Reichswaffe über das Ethos der Söldner der eigenen Plutokratie bewußt wurde.

In der ältesten und zugleich jüngsten Großmacht der Erde mit ihrer uralten, und doch so erfolgreich verjüngten Seele ist der Gefolgschaftstod aus höchster Mannentreue (Junshi) — und ein solcher war doch nebenbei das Seppuku der 47 Ronin — nun seit mehr als zwei Jahrtausenden gesetzlich verboten: und doch steht heute noch ein Hundertmillionenreich in Ehrfurcht vor jedem Grabstein, der ein solches heroisches Seelenopfer verkündet, wie noch 1912 das des Marschalls Nogi und seiner Frau. Das bedeutet dem Japaner der Aufblick zu dem Wappen mit den zwei gekreuzten Falkenfedern der Asano, das ihm das stolze Geschlecht ehrwürdiger gemacht hat als alle die vielen hervorragenden Krieger und Fürsten, die es Japan stellte. Im gleichen Licht sieht er den Gefolgschaftstod des alten Marschalls Nogi und seiner Gattin von 1912 in der Stunde, als der Geist des Meiji-Kaisers zum Kami wurde.

Erst einige Jahre nach der Wiederherstellung des Kaisertums in seiner ganzen ehrwürdigen Machtfülle, in der es nach dem japanischen Reichsmythos vor

2600 Jahren durch ein geopolitisches Genie ins Leben trat, konnte ein Mann von der persönlichen Überzeugungskraft des Meiji-Kaisers mit einer tiefen Verbeugung vor dem ehrwürdigen Brauch der Blutrache für beleidigte Väter und Daimyo diese Pflicht als Recht des Staates übernehmen und pflichtgetreue Söhne und Gefolgsmannen davon entbinden. Das war nach 1870! —

So treu steht ein starkes männliches Volk zu den strengen Bräuchen, die es groß gemacht haben; und längst nicht mehr würde Jan Hamilton wagen, der zweieinhalb Jahrtausende alten, durch keinen Bruch in der Überlieferung entstellten japanischen ethischen Kultur ihr Altersrecht zu bezweifeln.

Ihr Heroismus, ihr „gefährliches Leben" ist immer zugleich ihr Jungbrunnen gewesen, der sie befähigt hat, Leib und Seele zu erneuern, wenn es nottat.

Darum segnet, wer das heute so gute Verhältnis zwischen Deutschland und Japan als ein Glück für beide begrüßt und längst dafür gearbeitet hat, ehe es viel zu spät zur Wirklichkeit wurde, jeden Anlauf, der dazu beiträgt, daß zwei so verhaltene, schwer begreifliche und durchschaubare Volksseelen einander besser kennenlernen und verstehen, was der anderen eigenstes Wesen, ihr „Kokoro", ist und wie man es schont, wo man es noch nicht ganz versteht. Aus solchem Geiste sammelt der Verfasser von „Banzai", Rolf Italiander, mit Recht die heroischen Züge des Fernen Ostens im Schrifttum, die auch bei uns verwandte Saiten zum Klingen bringen. Darunter ist gewiß — aus den Jahren 1701 und 1702 — die Geschichte der 47 Ronin eines der wirkungsstärksten Volkserlebnisse, und das tiefe Volksverständnis, dem ihre Opfertat der Gefolgschaftstreue begegnet, ist auch für uns durchaus begreiflich. Die Art, wie die Kronjuristen durch ihre Ehrung der morituri dem Volksbewußtsein Rechnung tragen, erinnert fast an den Geist des Nibelungenliedes, wenn seine Sänger schreiben: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Sigfriden totschlugen, so wäre sie des unbescholten!" Das Grab der Ronin umgibt heute die Ehrerbietung eines großen Kaiserreichs, den Verderber ihres Herren, des Trägers ihrer Mannentreue, trifft der Volkszorn und die Volksverachtung. Die 47 Ronin sind wahrlich in der Reichsüberlieferung auferstanden und unsterblich.

Welcher Ansporn liegt in solcher Wertung!

Diese Tatsache bewahrten Erbgutes bringt uns zu einer Frage, die für den Reichszusammenhalt der Gegenwart von entscheidender Bedeutung ist:

In welcher Form überlebten die Eck- und Grundsteine der Meiji-Reichserneuerung wie des vorhergehenden Feudal- und Polizeistaates, die Samurai, die fehdenlose Zeit von zwei Jahrhunderten eines machtpolitischen Zauberschlafs?

„Shi mon yori irite sei mon ni iru" — „Durch das Tor des Todes geht's in das Tor des wahren Lebens!" — das enthüllte mir während einer langwierigen Pionierübung auf den Stufen eines schlichten Teehauses in den Bergen bei Kyoto, auf moosbewachsenen Steinen zwischen leuchtenden Azaleenbüschen sitzend, ein junger Samuraierbe als den Leitspruch seines Standes. Es war der Dank dafür, daß der japanische Offizier in den klingenden Strophen des ersten Kürassiers in Wallensteins Lager einen Herzenston aus dem Wesen (Kokoro) des deutschen Kriegers empfing, das er zu kennen begehrte, nachdem es in allen deutschen

Reglements, die er gewissenhaft gelesen hatte, für sein Gefühl nicht zu finden gewesen war.

Wieviel war damals, zwischen Russenkrieg und Weltkrieg — 1909 — noch lebendig von dem japanischen Wehradelsstand der Samurai, der Zwei-Schwerter-Männer, der sich zu Beginn der Meiji-Ära für die Reichserneuerung geopfert hatte? Wieviel ist es heute? Ist es zu einer vollen Verjüngung, zu einer Wiederauferstehung in weiten Volkskreisen gekommen — wie das schwingende Verständnis mitfühlender Einzelner weltüber glaubt? Oder laufen nur viele Gespenster einer seit etwa 1200 n. d. Ztwde. Geschichte gewordenen glänzenden Vergangenheit herum, ihren Schatten auf eine so viel bessere Fortschrittsgegenwart werfend, wie es die Vertreter landfremder Glaubensgemeinschaften behaupten, auch wohl Globetrotter und euramerikanische Fortschrittsapostel, die nach vierzehn Tagen in Hotels Bücher über Japan schreiben, und wie ihre Gegner es wünschen möchten?

Wahr ist, daß der alte Wehradel als Stand, mit seinen Reisrenten, wie er zwischen die Blüte der hohen Adelsgeschlechter (Kwazoku) und die Bauern und Bürger (Heimin) im alten japanischen Feudalgefüge und Ständestaat eingereiht war, mit diesem Staat von der gewaltsamen Erschließung im Jahre 1854 ab bis zum Regierungsantritt des Meiji-Kaisers 1868 und zur Verfassungsverkündigung (Ersatz des Wortes Samurai durch Shizoku 1878) durch einen Todeskampf ging, der viele blutige Opfer unter den Zwei-Schwerter-Männern kostete.

Wahr ist aber auch, daß der Geist dieses Wehradels wieder auferstand, in dem Hakenkreuz in der Rangliste fortlebte, das den Samurai bezeichnet, und daß er über glänzende Führergestalten hinweg vielleicht die stärkste politische Kraft in dem Hundertmillionenreich von heute ist.

So ist das Wort „Samurai“ tatsächlich ein viel umstrittenes, aber ein weltpolitisches Schlüsselwort unserer Zeit. Denn „Bushido“ (der Weg des Ritters) und „Kôdô“ (Königsweg) sind ja im Grunde nur Ausstrahlungen des Samuraigeistes. Wer dieses Schlüsselwort anzuwenden versteht, der weiß, warum es neben der amtlichen Außenpolitik in Japan immer noch eine besondere der Wehrstände gegeben hat und noch gibt, deren Träger die Saigo, Kido, Kawakami, Kodama, Yamagata, Katsura, Tanaka, Araki und viele andere gewesen sind, die sich immer nur als Vorkämpfer der Samurai empfanden; der weiß, warum so viele Ministerpräsidenten nicht in ihren Betten starben und warum Industriekapitäne und Wirtschaftsführer, die nicht unterm Schwert leben wollen, gelegentlich auf einmal 30 Millionen Yen für Ziele hinlegen, die ihnen von armen Offizieren gezeigt werden und die den Ausgleichsmethoden unseres Nationalsozialismus verwandt sind.

Hätte China etwas Ähnliches gehabt wie diese Samurai, so würde es um das Riesenopfer des betreffenden Standes herum — bei einer ähnlichen Aufopferungsfähigkeit — seine Erneuerung mit viel mehr Aussicht auf Erfolg haben durchführen können. Denn wer die Reichserneuerung Japans tatsächlich durchgeführt hat, das sind, einschließlich der klugen aus ihren Reihen stammenden „Karo“ (Haushofmeister, Hausminister) der südwestlichen Stämme, der Bärenführer

ihrer Stammfürsten, der Daimyo von Choshu, Tosa, Satsuma u. a., im wesentlichen doch die Samurai, die Vertreter seines Wehradels, gewesen.

Von 278 Feudalherrschaften Japans mußten bei der Meiji-Reichserneuerung nur etwa 16 mit rauher oder sanfter Gewalt gezwungen werden, ihre Lehen dem Kaiser zurückzugeben. Heroisch war namentlich der Widerstand der Feudalherrschaft von Aizu und ihrer Krieger, wo sich die halbreifen Buben waffnen ließen und sich wehrten wie die Wildkatzen, und schließlich Harakiri machten, als die Stammfeste fiel, und wo ein überlebender, ganz kleiner Bursch, Samuraisohn, später Staatsmann von Rang, von seiner Mutter harte Worte bekam, weil er bei einem Granateinschlag und dem Anblick des Massenselbstmords weinte.

Nach ihrem Tod aber zogen auch die Rebellen in die heroische Landeslegende ein; Feldmarschall Saigo — der Urheber der Satsumarebellion von 1877 — hat heute sein Denkmal, obwohl ihm Samuraifreunde in der letzten Schlacht gegen die Kaisertruppen als Todwundem das Haupt abschlugen, damit die kostbare Trophäe nicht in die Hände der siegreichen kaiserlichen Truppen falle. Aber Gefolgschaftstod (Junshi) oder Harakiri (Seppuku) und ritterliches Fallen sühnt jede Schuld im Ehrenkodex der Samurai — auch jetzt noch — wie zur Zeit der 47 Ronin. Beide Gebräuche — wenn auch selten geworden — sind durchaus nicht tot. Der berühmteste Gefolgschaftstod der neueren japanischen Geschichte war der des Marschalls Nogi und seiner treuen Frau während der Beisetzung des Meiji-Kaisers, dem sie ins ewig fortlebende Totenreich der „Kami“ (Schutzgeister) folgen wollten. Dem heute noch hochbetagt lebenden letzten der alten Staatsmänner (Genro) dieses Kaisers Meiji, dem Fürsten Sayonji, sann seine eigene Familie das Seppuku am Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts an, weil er als Führer der Seyukaipartei (einer sehr zahmen Spielart japanischer Nationalliberaler) kaiserliche Rechte preisgegeben oder eingeschränkt habe. Harakiri machte vor kurzer Zeit ein japanischer Marineattaché in Moskau, weil er sich von den Sowjets hatte überlisten lassen; ein Stationsvorstand, weil er sich die Schuld beimaß, daß ein kaiserlicher Manöverzug auf ein falsches Geleise geraten war und in einer kleinen Station hatte umkehren müssen; ein anderer junger Mann protestierte durch Harakiri vor der US.-amerikanischen Botschaft gegen die Flottenungleichheit. Freitod spielt ja überhaupt eine andere Rolle in Japan als anderwärts; mit Vorliebe dazu ausgesuchte Wasserfälle und Vulkankrater müssen vielfach bewacht werden, um die Lebensüberdrüssigen zurückzuhalten.

Gleichen Schrittes mit diesen Samuraibräuchen durchmaß die neujapanische Geschichte das politische Attentat wegen angeblich oder wirklich unzulänglicher Vaterlandstreue; zuerst noch spielte es, wie bei dem gewaltigen Shogunminister Ji Kamon no Kami, in den strengen Ritualformen des altjapanischen Attentats, bei denen u. a. dem ins Jenseits zu Befördernden seine Sünden vorgehalten werden und nachher der Kopf über das Tor in die Einfriedigung seines Palastes geworfen werden muß, wie noch bei der Rache für Saigo an Okubo „dem Stützpfeiler Japans“, am 14. März 1878; später wurden die Formen denen Westeuropas und Südamerikas mehr angeglichen. Die Zahl der Opfer aber blieb

beträchtlich: Ministerpräsidenten, Finanzminister, Wirtschaftsführer, Personalreferenten im Kriegsministerium, auch Heimin waren darunter (Ministerpräsident Hara z. B.), wie es sich gerade traf. Fast immer waren von Samuraiabkunft mindestens die Leiter der Politik des Landheeres (zumeist vom Choshustamm) und der Flotte (zumeist vom Satsumastamm).

Lang noch sind die erfolgreichsten Träger vaterlandstreuer Außen- und Innenpolitik die großen, aus Heer und Marine hervorgegangenen Samuraierben gewesen, wie in den siebziger Jahren Saigo Takamori und Kido, später Kawakami, Kodama, Togo, Yamagata, Terauchi, Yamamoto, Katsura, Tanaka, Araki. Sie alle waren freilich auch Männer stahlharter, scharfer Entschlüsse neben aller höfischen Sitte. Vom Marschall Yamagata wurde gerühmt, er werfe niemals Steine in Glashäuser, wenn er nicht sicher sei, sie damit gründlich zu zerschmettern.

Überschauen wir etwa die Lage der Bünde und vaterlandstreuen Parteigründungen, so scheinen nicht nur uns, sondern auch z. B. dem Verfasser von „Japan's patriot leadership" im „Transpacific" vom 21. 11. 1935 die vom reinen Samuraiboden her entstandenen Schöpfungen, wie etwa Baron Hiranumas und Takeo Kikuchis „Kokuhonsha", ungleich lebensfähiger als alle aus fremden parlamentarischen Vorstellungen hervorgegangenen faschistischen oder nationalsozialistischen Parteibildungen in Japan. Von Kenzo Adachis und Seigo Nakanos Nationalbund wurde behauptet, daß er schwer zusammenzuhalten sei, von Akamatsus Nationalsozialisten, daß ihr Führer „einsame Furchen pflüge". Seit 1931 bildeten sich viele ähnliche Gruppen, wie etwa Yosuke Matsuokas Jungvolk, die Shôwaerneuerer u. a. Bei allen ist freilich ein blitzschneller Zusammenschluß zu millionenstarker Wirkung möglich.

Alle Ideologie aber steht auf der echten Samurai-Grundlehre, daß freies Kräftespiel einer kapitalistischen Demokratie Japan verderblich sei, daß ein noch schärferes, empfindlicheres nationales Gewissen und Volksbewußtsein erweckt und entwickelt werden müsse, mit einer zu allererst durch und durch vaterländischen Führerschicht. Die natürlichen Grundlagen dafür aber stellen die Wehrdienste dar, die Macht, Gliederung und Gewöhnung im erforderlichen Maß mitbringen und die Hilfe oder gar Führung bürgerlicher Napoleons dabei weder brauchen noch wünschen. Wenn auch General Araki in seinen Schriften diese Grundsätze am schärfsten verfocht, so ist es doch der Körper der Samuraierben als Ganzes, nicht ein einzelner Führer, der die Richtung hält.

Das „Japan Year Book 1935" prägt den kühnen Satz: „Die Klassenbezeichnung ‚Samurai' ist im Begriff, schnellstens in die Vergessenheit zu gleiten." Wer tiefer in japanisches Leben taucht, der wird aber bald erfahren, daß jede Familie genau weiß, ob sie den alten Wehradelsfamilien angehört, geschweige den Kuge- (Hofadels-) oder Daimyo- (Feudal-) Geschlechtern, obwohl diese beiden schon vor den Samurai im Jahre 1869 abgeschafft wurden, um in der „Blüte der Geschlechter" (Kwazoku) aufzugehen.

Im Gegenteil: die Zahl dieser Familien hat weit eher die Neigung, sich so unbegrenzt zu vermehren wie die heute in Amerika legendären Insassen der

„Mayflower", die als Schiff Abmessungen vom Stil der „Queen Mary" hätte haben müssen, um alle die Ahnen aufzunehmen, die nun Stammväter der Pilgerväter des heutigen Neu-England-Amerikaners gewesen sein sollen. Dabei ist die Kenntnis der eigenen Urgroßeltern und Urahnen in USA. immer noch Ausnahme, in Japan aber Regel.

Von den Maiwahlen 1924 in Japan hieß es: „Dies war der Todesstreich für die japanische Bürokratie; Klanhäuptlinge und Bürokraten verloren ihre Macht als politische Klasse, und die bürgerlichen Parteien nahmen vollständig ihren Platz ein, zumal als letzter Schlag das Gesetz über das Allgemeine Wahlrecht in der 50. Reichstagssitzung durchging."

Aber am 15. Mai 1932 erschossen ein Dutzend junge Land- und Seeoffiziere den Ministerpräsidenten Inukai in seinem Ministerbüro; 1935 kam der angesehenste Staatsrechtslehrer Japans mit seinen Büchern auf den Index, weil er das Kaisertum eine konstitutionelle Einrichtung genannt hatte. Das und vieles andere seither Erlebte sieht nicht gerade nach Vorherrschaft des bürgerlichen Parteiensystems über die Samuaraierben aus! Noch weniger stimmt dazu das Auftreten des Blutsbrüderschaftsbundes des Priesters Nissho Inouyé, der „Jimmu Kai" des am 5. 2. 1932 vor Shanghai gefallenen Leutnants Hitoshi Fuji und seiner Fliegerfreunde und des auf Lebenszeit ins Gefängnis gesteckten Komplotturhebers Tachibana. Der größte Teil der an allen diesen Bünden Beteiligten führt seine geistige Haltung zu Staat und Volk auf die Überlieferung der Samurai zurück. Zur Zeit der vorletzten großen nationalen Kraftanstrengung (1904/05) waren listenmäßig 439194 Familienhäupter und 1728864 Familienangehörige der „Shizoku" verzeichnet, die mit 4,94 Köpfen auf den Haushalt — in Nordhonshu, Kyushu und Hokkaido weit überschritten, in Mittel- und West-Honshu, auch Shikoku unterschritten — etwas hinter dem Durchschnitt auf den Haushalt der rund 36 Millionen Heimin und 4271 Hochadelsmitglieder mit rund $8^1/_2$ Millionen und 784 Haushaltsvorständen bei 5,24 Wohnungskopfzahl zurückblieb.

Der Zahlenstand war wesentlich höher als zur Zeit der Reichserneuerung, bis zu der namentlich Eijiro Honjo (Kyoto University) Zahlenschwankungen und wirtschaftliche Schicksale der Samurai verfolgt hat.

Schätzen wir die heute wahrscheinlich von der geistigen und seelischen Haltung der Samuraiüberlieferung erfaßten und beherrschten Volksteile sehr zurückhaltend ab, so kommen wir auf mindestens $3^1/_2$ Millionen unter rund 70; in Wirklichkeit sind es sicher weit mehr. Das wären höhere Zahlen als die der Köpfe, von denen die Sowjetherrschaft im ehedem Russischen Reich, oder in ihren kraftvollsten Anfängen die faschistische und die nationalsozialistische Bewegung getragen wurden.

Vergegenwärtigen wir uns, was in Italien und in Deutschland vor ihrem Aufstieg zur Macht über die heute herrschenden und alles durchdringenden Bewegungen gesagt wurde, dann kommt uns das im letzten Japan-Jahrbuch über den Samurai-Begriff niedergelegte geringschätzige Urteil weniger befremdlich vor. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Mindestens haben die Samurai jenen japanischen Reichskörper vom 12. bis zum 19. Jahrhundert gebaut und auf-

rechterhalten, der sich ohne grundstürzende Erschütterung zu der neuen Gestalt der Meiji-Zeit verjüngen konnte.

Schon das würde für einen Wehrstand eine weltgeschichtliche Dauerleistung sein, trotz allen dazwischenliegenden Entartungserscheinungen, Trägheitsstauungen der Volksbewegung, Effeminierungsvorgängen und den wilden Ausschreitungen der „Ronin".

Von furchtbaren Zuckungen war die Überführung der Samurai als Stand in den verjüngten Staat begleitet. Bei den Mordanfällen auf Ausländer in der Übergangszeit waren allerdings diese selbst durch ihre freilich unbegreiflichen Taktverstöße vielfach mitschuldig, so z. B. die Fremden, die als Sport in heiligen Hainen die dort gehegten Tiere schossen, aber gewiß auch die etikettebesessenen Begleitkrieger der Daimyo-Züge auf der Tokkaido-Straße dicht an den fremden, erzwungenen Hafenniederlassungen. Solche Zwischenfälle haben dem Todeskampf des japanischen Feudalkriegertums einen internationalen Leumund gemacht, den ein unheimlicher Glanz umstrahlt. Fast jeder Weltbummler hat mindestens am Grabe der 47 Ronin gestanden und mit leichtem Gruseln ihre Geschichte gelesen; mit dem bekannten vorderwichtigen Schwert abgeschlagene Staatsmännerarme und -beine wurden in der sensationsfrohen amerikanischen Presse mit Greuellegenden umwoben, welche die an sich schon krassen Begleitumstände in Riesenmaße übersteigerten (so die Fälle Ji Kamon no Kami, Okuma, Inouyé, Okubo, später Hara, Inukai, Saito und die Februarereignisse von 1937).

Die nächtliche Bestrafung der Urheber des Attentats auf das französische Kriegsschiffboot, das auf eigene Faust im Hafen von Sakai lotete — was man eben nach guter Völkerrechtssitte in fremden Gewässern nicht tun sollte —, mit dem Ohnmachtsanfall des als Zeugen beteiligten Kapitäns Vaillant angesichts des Seppuku eines jungen Satsuma-Offiziers in dem Märtyrertempel zu Osaka hat uns ein einwandfreier diplomatischer Augenzeuge, der mit der Sendung des Grafen Eulenburg nach Japan kam, „Chinesen"-Brandt, — in glänzender Schilderung erhalten.

Aber gerade um dieser Opfer willen ist der alte Geist heute wieder lebendig. Wenige Stände im Laufe der Geschichte besaßen, ohne jemals davon gehört zu haben, so sehr das Geheimnis des „Stirb und werde!". Darum vielleicht ist der Samuraigeist wieder von den Toten aufgestanden und wird noch länger in der Geschichte Ostasiens und des Pazifischen Ozeans rumoren, als denen lieb ist, die ihn voreilig tot gesagt hatten.

Mindestens ist er höchst kraftvoll aus dem Tokugawa-Zeitalter und dem Stil der Yedo-Kultur über die Schwelle der Meiji-Reichserneuerung in das verjüngte Reich von heute eingetreten.

Seinen äußeren Wuchs, seine Verkörperung als Reich im Raume hat Japan in der Zeit seines Dornröschenschlafes von 1636 bis 1854 kaum verändert. Desto mehr lebendige Umschichtungen vollzogen sich innerhalb des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen inneren Aufbaus, wenn auch der Grundzug der Selbstgenügsamkeit erhalten blieb.

Die Rückwirkung des Gegensatzes zwischen der sich verändernden Umwelt, von der doch beständig Proben bei aller sorgfältigen Dosierung einsickerten, und der starren Maske der Yedo-Kultur auf die Volksseelenstimmung konnte nur einer Erneuerung an Haupt und Gliedern vorarbeiten.

Es war Japans Glück, daß in den Kreisen, die eine solche Erneuerung tragen mußten, die Erbwerte der Vergangenheit, die treibenden Kräfte der Verjüngung, durch die Periode erzwungener Konzentration im wesentlichen erhalten blieben und äußerliche Entartungserscheinungen schnell abgestreift wurden. Sie hatten sich nur als Edelrost am ruhenden Kunstwerk erwiesen.

So konnten wir in unserm ersten wehrgeopolitischen Buch über Japan (Dai Nihon, S. 23—47, Erbwerte der Feudalzeit), in dem wir 1913 versuchten, das Ergebnis der eigenen Beobachtungen in Japan im Zusammenarbeiten mit dem Japanischen Heer zusammenzufassen, als Haupturteil schreiben:

Als Japan vor etwa 40 Jahren ebensosehr gegen seinen Willen erschlossen wurde, wie es sich heute gegen den Willen seiner Erschließer entfaltet hat, stand es ethisch und sozial in vielen Richtungen etwa so hoch über seinen Erschließern, wie technisch hinter ihnen zurück. Für die erste, brennendste Aufgabe: durch schnelle Umgestaltung seiner Abwehrmittel sein selbständiges nationales Leben zu erhalten, besaß das Inselreich fast nichts von dem, was sich auf dem Gebiete der Wehrkraft für Geld, Opferwilligkeit und Fleiß in einer Generation erwerben läßt, von dem, was an der Kriegstat technisch ist und mit dem Tage technisch veralten muß. Aber Japan besaß zu seinem Glück alles, was an Kräften des Willens und Gemüts in Jahrhunderten erwachsen muß, um ein starkes Volk in Waffen zu erziehen, was am Tun im Kriege persönlich, ewig bleibt und darum vorbildlich.

Das Reich war gewöhnt, einen einheitlichen Heerbefehl im Namen einer mehr als zweitausendjährigen Kaiserdynastie geübt zu sehen: keiner der mächtigen Reichsmarschälle, keine der Hausmeierdynastien, aber auch keine der Territorialgewalten hatte jemals gewagt, die heilige Überlieferung zu brechen, die in der Herrscherfamilie, den Abkömmlingen der strahlenden Sonnengöttin, die oberste Quelle des Rechts und der Kommandogewalt sah. Was jeder Familienverband im einzelnen war, das war seine Kaiserfamilie für das ganze Land: die sichtbare Darstellung des geheimnisvollen Bandes, das die flüchtige Gegenwart mit den vergötterten Ahnen, den immer noch wirkenden Geistern der Vergangenheit, verknüpfte. Das Reich besaß ferner eine starke Führerkaste, zahlreich genug, um selbst für einen so jähen Übergang außer den leitenden Zivilbeamten, den politischen und wissenschaftlichen Führern auch die Offiziere und Unteroffiziere zu stellen, jene Samurai, die seit einem Jahrtausend dafür lebten und starben, daß man Vaterlandsliebe, Familienehre und persönlichen Nachruhm über alle anderen Werte zu stellen, im Opfertod für sie das höchste Ziel des Lebens zu sehen habe. „Shi mon yori irite, sei mon ni iru", war einer ihrer Wahlsprüche: Wer durch das Tor des Todes geht, geht in das Tor des wahren Lebens ein. Zu diesen Führern sah ein Volk vertrauend empor, kräftig, geduldig und lernfreudig, von der Erkenntnis durchdrungen, daß das Leben des Einzelnen nichts bedeutet gegenüber dem des Volkes und der Familie.

Alle aber: Kriegsherr, Führer und Volk in Waffen waren gewöhnt, mehr ihrer Verantwortlichkeit gegen die anderen als ihrer eigenen Sonderstellung zu gedenken, ihre eigenen Pflichten mehr zu betonen als die eigenen Rechte und die Pflichten der andern. Noch vor einem Menschenalter wirkten Züge von wilder Großartigkeit in den Volkssitten mit, solche Auffassungen lebendig zu erhalten, z. B. der häufige Selbstmord aus verletzter Ehre, der den freiwilligen Tod des Beleidigers nach sich zog: eine strenge Schranke für den Übermut derer, die an befehlender Stelle im Besitz der Macht standen. Wo solche Grundlagen in einem starken und wehrkräftigen Volkstum vorhanden waren, da war es leicht, aus einem feudalen Staatsgefüge, das dem oberflächlichen Beobachter nach außen fast wehrlos erschien, in einem Menschenalter eine Land- und Seemacht zu gestalten, die heute in vielem moderner ist als ihre Vorbilder.

Die Eigenschaften, die Japans Volk zu dieser verblüffenden Umgestaltung befähigten, sind in erster Linie einer sehr glücklichen Blutmischung zwischen dem malaiischen, dem mongolischen und dem Ainu-Element zu danken. Der so entstandene Rassenwert prägt sich vor allem in der Volksleistung aus, und die schärfste Probe der Volksleistung ist und bleibt eben doch der Krieg. Aber Volksleistung und Volksgewohnheit stehen in unlöslichem Zusammenhang: Volksgewohnheit entsteht aber meist unter dem starken Einfluß der Landschaft, der von ihr gegebenen Lebensbedingungen, in denen das Volk erwächst. Wir hatten also zunächst die Eigenart der landschaftlichen Bühne zu prüfen, um zu erkennen, wie stark die geographischen Grundlagen, die Landesnatur, schaffend und wirkend an dem geschichtlichen Auftreten der Rasse beteiligt sind, die auf diesem Stück Erde handelt und leidet.

Diese kostbaren Grundlagen und Eigenschaften hatte das Tokugawa-Zeitalter zum mindesten noch einmal abschließend zusammengefaßt und verwahrt, wie ja auch Japan während dieser Zeit gewiß gut verwaltet, wenn auch nicht immer gut regiert worden ist. Dann wurden sie unzerstört dem rechtmäßigen Wahrer der Reichsüberlieferung, dem jungen Kaiser Meiji, übergeben, als das Feudalgefüge des Polizeistaates sich außerstande sah, mit den überkommenen Mitteln das Reichsschiff weiterhin zu steuern, das aus einer Art von Altwasser und Randlage in das sich voll erschließende, riesige Kraftfeld des pazifischen Zeitalters hineinfahren mußte, ob es wollte oder nicht, aber doch mit allen Mitteln an Bord, um darin eine der stärksten, zukunftsträchtigsten Einheiten zu werden.

In diesen Schicksalswirbel wurde das Reich von 1854 bis 1869 gerissen. Nach wilden Schwankungen errang es sich in regelmäßigen Vorstößen je um die Mitte der Jahrzehnte seinen heutigen Platz unter den bestimmenden Mächten zuerst Ostasiens, dann des Pazifischen Ozeans und heute der Welt.

Dritter Teil

Das verjüngte Reich von heute

XIII

明治及日本海

Meiji und Nihonkai

Zweite ozeanische Reichswerdungsstufe — Vorbereitung der Weltmeer- und Festlandsstellung

Bis zum äußersten Grad der Zusammendrückbarkeit hatte sich das federnde Stahlgefüge des japanischen Inselbogenreichs von 1855, vom Erscheinen der Schwarzen Schiffe des US.-amerikanischen Kommodore Perry, bis zur Abdankung des unfähigen 15. und letzten Tokugawashoguns Keiki 1868 zusammengeduckt. Das innenpolitische Barometer stand — in einem Kraftfeld, das, innen aufgelockert, ortsfremde Luftmassen anzog — auf Sturm, der sich zunächst in der blutigen Schlacht von Fushimi nach innen entlud und mit einem Schlag vor der Wiederherstellung der Kaisergewalt das Shogunat der die Barbaren nicht vertreibenden Feldherrn hinwegfegte. Denn sein „Meisterwerk von Gleichgewicht" eines Polizeistaates hatte die „fremden Teufel" nicht fernzuhalten vermocht, und so verlor es, zusammen mit seinem Feudalgefüge, seinen innersten Sinn als Nebenregierung (Bakufu).

Denn die fremden Seemächte saßen auf allen Zäunen des Reiches: auf den Nordinseln, in Hakodate, in Tsushima, in Nagasaki die Russen; vor Kagoshima, Shimonoseki, Sakai bei Osaka, am Hals zur Bucht von Yedo Amerikaner, Briten, Franzosen (die mit einer sogenannten „friedlichen Durchdringung" des ganzen Shogunates liebäugelten). Nach Korea, nach Formosa, nach den Bonin- und Vulkaninseln griffen sogar kleinere Seemächte. So galt es, die notwendigen Fühler des eigentlichen Reichsgesichts nicht nur mehr zu bewahren — denn sie waren schon fast verloren —, sondern wiederzugewinnen und sich dazu mit den wichtigsten, so lange vernachlässigten Wehrgeräten und Waffen und dem Wissen der Fremden zu bepanzern.

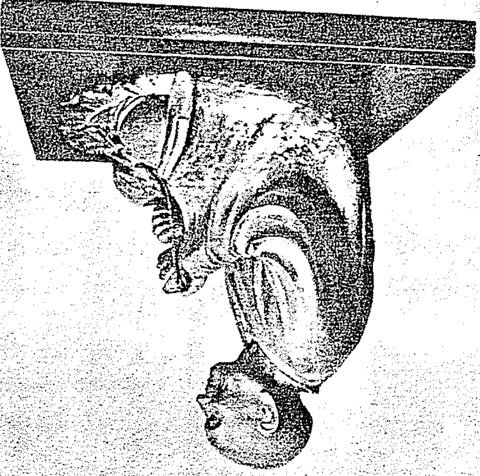
Als Voraussetzung dafür aber waren zunächst die inneren, aus den Fugen gegangenen Ordnungen wieder so weit herzustellen, daß nicht länger siebzehn Feudalherren der Wiedereinsetzung des Kaisers und Ahnenhohenpriesters in seine nie formal aufgegebene weltliche Macht bewaffneten Widerstand entgegenstellen konnten, daß nicht sogar die Shogunflotte — völlig außer Rand und Band geraten —, eine Republik Yezo auf der Nordinsel Hokkaido auszurufen, wenn auch nicht lange zu behaupten vermochte.

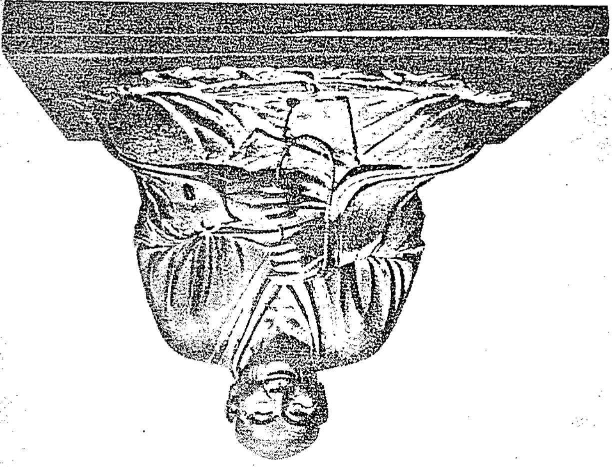
So sehr schwankte der Reichsgedanke im wilden Gewoge der Reichserneuerung zwischen 1869 und 1889, daß der Kaiser selbst — nicht nur Staatsmann, Erb-Ahnenhohenpriester und oberster Kriegsherr, sondern auch ein Dichter von Rang — im Jahre 1904 diese erinnerungsreiche Uta (Kurzgedicht) niederschreiben konnte.

In solchem Geiste hat der Meiji-Kaiser den ihm anvertrauten Reichsgedanken als sein 122. Wahrer in derselben Dynastie im echten Sinne des Wortes hochgehalten und dabei vollkommen jene vielgeschäftige, das Rampenlicht der Tagesgeschichte suchende Art des Hervortretens vermieden, die man geraume Zeit im Abendland unter „persönlichem Regime“ verstand. Dennoch war seine Art zu herrschen höchster Ausdruck eines unscheidbaren Ineinanderfließens von Persönlichkeit und Reichsidee. Nicht eine schwache, sondern eine starke Persönlichkeit ging vollkommen in der Reichsidee auf und verewigte sich deshalb zugleich mit ihr.

Unverwischbar blieben dabei ihre Spuren im Raume. Als der Meiji Tenno den Thron seiner Väter bestieg und die Reichskleinodien übernahm, war der Kernbestand des Inselbogenreiches so sehr bedroht, daß der Gedanke seiner Ägyptisierung in verwegenen Köpfen des Westens auftauchte. Als er ihn verließ, vererbte er seinem Sohne die drittstärkste Landmacht und Seemacht der Erde, unbezweifelten Weltmachtrang, die raumpolitische Sicherung der nächsten Umwelt mit der Landbrücke von Korea zur Mandschurei, mit Inselbrücken in die Südsee und mit dem Ansatz einer meerumspannenden Reichsbildung um „Nihonkai“, die Japansee, in der Wladiwostok eingekapselt lag, die Trutzfeste, die einst als „Bezwingerin des Ostens“ von den Russen angelegt war. Das Rußland verbündete Frankreich, das noch in den Vormeiji-Tagen im Vorhafen von Osaka gelotet und wichtige Sechäfen des Reichs beschossen hatte, wagte nicht, schützend in den Zusammenbruch der pazifischen Stellung seines russischen Freundes einzugreifen; und die andere Westmacht, Großbritannien, hatte als erste die Bündnisfähigkeit ihres fernöstlichen Widerspiels anerkannt und die Folgen daraus gezogen.

Die Nordinseln, Kurilen und Süd-Sachalin (Karafuto), von 1869 bis 1873 beinahe schon in russische Gemeinherrschaft verloren, waren wieder unbestrittene Reichsteile und trennten die gegnerische Überlandmacht von zweifelhaften transpazifischen Freunden. Darüber hinaus griffen Fischerei- und Fahrtrechte weit in die benachbarten Nordmeere. Hokkaido-Yezo war in langsamer Kolonisation begriffen. Im Nordwesten war Korea fest in Reichshand und einverleibt, wenn auch noch unruhig. Darüber hinaus überzog ein Netz von Servituten und besonderen Rechten die Mandschurei festlandwärts, wo im Westen und Südwesten ein zusehends sich entgliederndes China mehr Sorgen um die künftige Führung Ostasiens als Gefahren bedeutete. Im Süden verliefen auf die Südsee zu zwei Fühlerketten: die eine über die dichtbevölkerten Okinawa-, früher Ryukyu-Inseln zu dem festen südlichen Eckstein des Reiches, der Tropenübergangsstation Formosa; die andere verlor sich im Verlaufe der Kettungen der Inselbögen zu Bonin- und Vulkaninseln gegen das deutsche Südsee-Inselreich, den ozeanischen Raumpuffer zwischen dem vor Volksdruck bebenden japanischen Kern-





Bildhauer Unkei

land und den weiten, leeren und reichen, nach Kolonisten rufenden Hochlohngebieten um Australien und Indonesien.

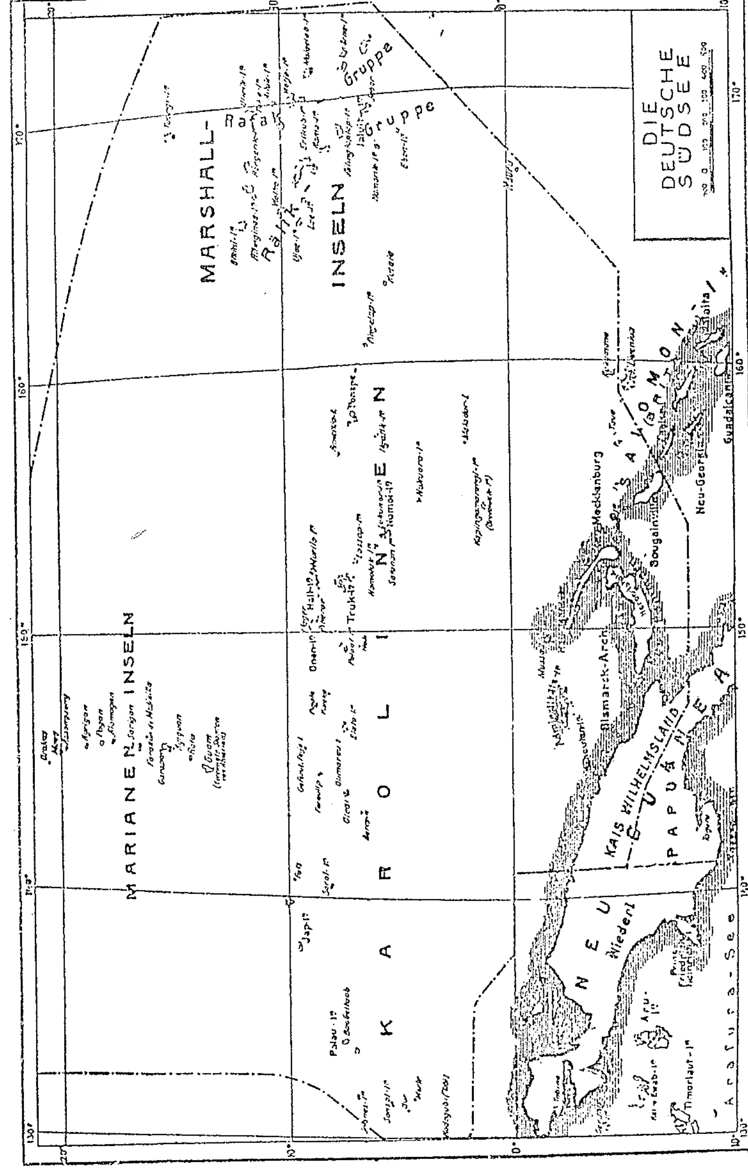
Grell trat der Doppelzug im Antlitz des Inselreichs, der Gegensatz zwischen seiner Festland- und Hochseepolitik, zwischen seinen kontinentalen und ozeanischen Grundlinien hervor; aber es zeigte sich auch bereits der verbindende Gedanke eines Führungsanspruchs in jenem gewaltigen Vorraum zu Ostasien, den die Gesamtheit der Küstengewässer und Randmeere zwischen Inselbögen und Festland erkennen ließ, den „Goldfransen des asiatischen Bettelmantels", in den große ortsfremde Land- und Seemächte mit kostbarsten Besitzungen eingedrungen waren, der aber, von Erinnerungen an großartige eigenständige Schöpfungen der Kultur, Macht und Wirtschaft erfüllt, zur Selbstbestimmung zurückstrebte und dabei des Beispiels und der Führung bedurfte. Im Bekennen zu dieser Sendung lag für Japan und seinen Tenno eine ungeheure Erweiterung des „göttlichen Auftrags". Wie waren die Grundlagen dazu in der Meiji-Ära geschaffen worden? Was hatte die Natur, der Boden dazu gegeben? Was das Blut, das Rassentemperament und seine Lenkung aus dem Vorhandenen gemacht? Wie war die innere Verfestigung der äußeren Aufgabenerweiterung gefolgt?

Die letzte Verantwortung für die Lösung aller dieser Fragen liegt im Lebensgang des Meiji-Kaisers und seines Vertrauten-Beraterkreises, der Genro, beschlossen, deren letzter, Fürst Sayonji, als mehr als neunzigjähriger Greis noch das Jahr 1940 erlebt hat. So groß ist die Verehrung des Alters in Japan, so selbstverständlich die Auswertung seiner Erfahrung für die Staatslenkung, für die Reichspolitik, daß dieser Mann nur kraft der Überlieferung derer, die er überlebte, beim stürmischen Gang des Reichsschiffes in den letzten Jahren und beim häufigen und raschen Wechsel der ministeriellen Bekleidungsstücke des Herrschers mehr als einmal maßgebenden Einfluß übte und ihn dem starken Willen der jungen Armee und dem weniger starken von Reichstagsmehrheiten mit der kühlen Ruhe der Reife und ihrer selbstverständlichen Todesverachtung entgegenstellte.

Denn sein Leben setzt heute noch ein, wer sich jenseits der ewigen Stete des Kaiserthrones, „der steht wie Himmel und Erde", mit dem von so gewaltiger Bewegungswucht erfüllten Kraftfeld der inneren und äußeren Reichspolitik beschäftigt.

Dafür hat das unter einer würdevollen Zeremonialdecke leidenschaftlich bewegte Südvolk seit der Reichserneuerung so viele Proben gegeben, daß ihre Aufzählung langatmig würde: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." So dachten alle, die seit 1869 nach dem Staatsruder griffen; viele starben auf dem Wege dazu.

Ehe sich aber der Vorhang über dem dritten großen Akt des Reichsaufbaues hob, glich das Reichsfahrzeug allerdings jenen Schiffen im nächtlichen Hafen, über die bei einer Kaiserpreis-Ausschreibung während meiner Zeit in Japan die Kaiserin Haruko das folgende, für den immer nach verborgenem Sinn hinter jedem Wortgefüge suchenden Japaner bedeutungsvolle Kurzgedicht verfaßte:



Nr. 27 Die deutsche Südsee

Schiffe im nächtigen Hafen (dem Sinne nach)

Minato bune	Schiffen im Hafen
ikari wo aguru	liegend vor Anker
koe no uchi ni	raunt eine Stimme:
Namiji shiramite:	Im Wogen wißt ihr erst
Yo wa ake ni keri!	Nacht wird vom Frührot geschlagen.

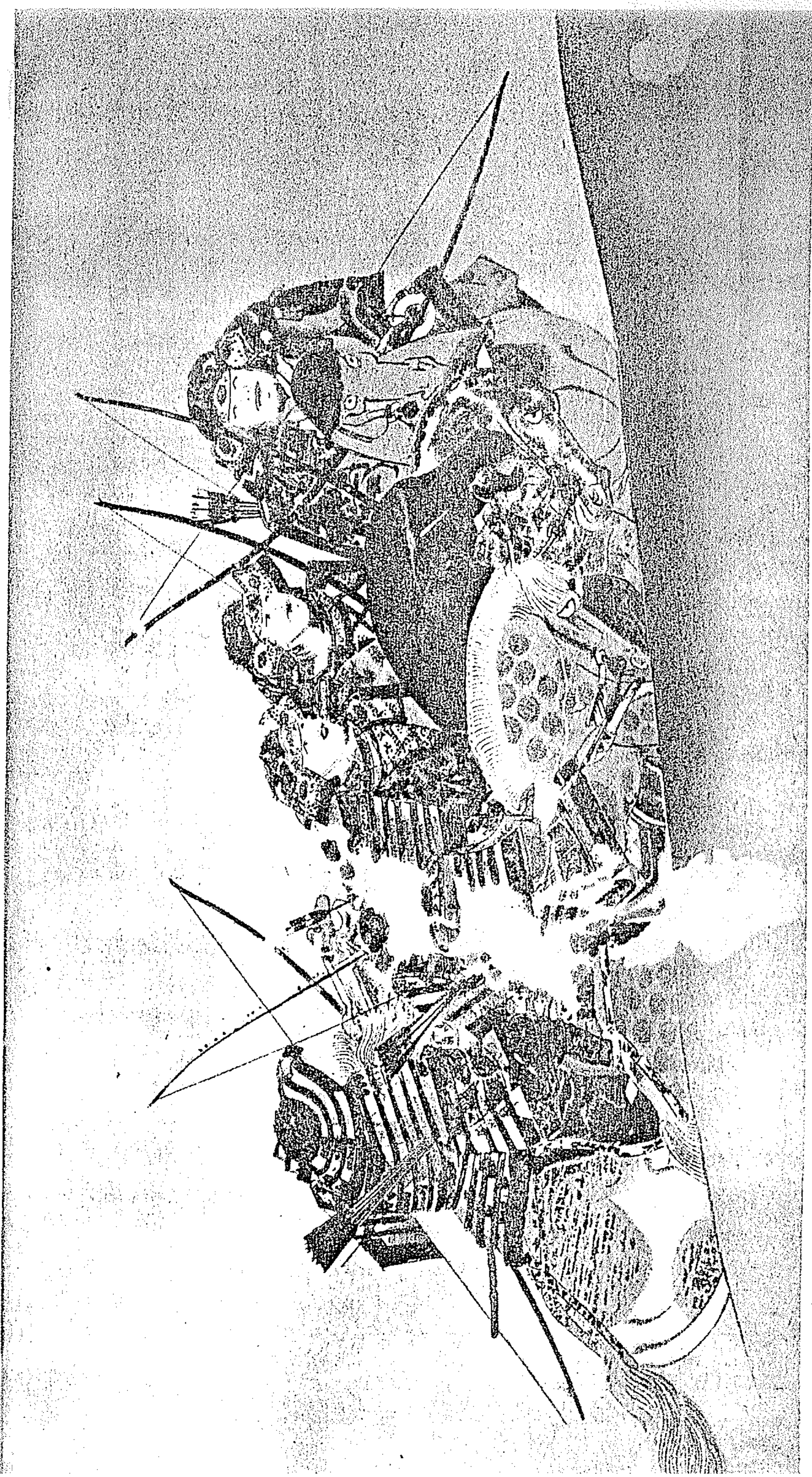
Jedem Japaner, der es las, trat dabei der von ihm erlebte Aufbruch des Sonnenaufgangsreiches gegen „Yo" — die Anfangssilbe von Yoroppa (Europa) — und seine Notwendigkeit für das im Hafen liegende Reichsschiff vor die Seele.

Noch mehr als die Gestalt des Meiji-Kaisers selbst trat die seiner Lebensgefährtin, der Kaiserin Haruko (Frühlingskind), scheinbar im öffentlichen Leben zurück. Aber sie hat den Werdegang des Reiches mit solcher inneren Leidenschaft und so starkem Anteil mitgemacht, daß sie in den Tagen der Hochspannung vor der Seeschlacht von Tsushima 1905 die berühmt gewordene, gleich anderntags mit leitenden Staatsmännern besprochene und deshalb unbedingt unter die weltgeschichtlich beglaubigten Beispiele von Hellsehen einzureihende Vision erlebte: zwei Krieger der Übergangszeit, die sie nicht kannte, traten tröstend auf sie zu und versicherten ihr, daß der Kampf gut ausgehen werde, weil sie alle zu seiner Unterstützung aufgeboten seien. Erst aus der Beschreibung der Traumpersönlichkeiten erkannten am anderen Tage die befragten Berater des Kaisers die beiden Persönlichkeiten und nannten ihre Namen. Es ist sehr selten, daß solche Zeichen für geheime, aus letzten Hintergründen wirkende Kräfte die Weltöffentlichkeit erreichen; aber für japanisches Reichsdenken und das Gegenwartsgefühl der gefallenen Krieger z. B. am Shokonsha-Tage ist es durchaus bezeichnend, daß dieser alsbald als Wahrtraum erwiesene Vorgang in den leitenden Kreisen in einer Zeit fiebernder Spannung eine im hohen Grad beruhigende Wirkung übte.

Heute erscheint dem Reich, dem der Seesieg von Tsushima erst die Herrschaft über das nach ihm benannte Reichsmeer Nihonkai bekräftigte, und der Mitwelt — der inzwischen die Tagebücher Klados über die Fahrt des Admirals Roschdestwensky u. a. bekannt wurden — dieser entscheidende Sieg als eine Selbstverständlichkeit. Dem Japan von 1905 war er nur eine Hoffnung, eine Gewißheit noch nicht.

Wir haben darum das erste Stück unserer Schilderung des erneuerten Reiches mit den Zeichen: Meiji und Nihonkai überschrieben. Denn wir sehen in dem von 1854 über 1874, 1894 bis 1905 und 1909 währenden Ringen um die Verriegelung des Nihonkai als Reichsmeer gegen die Westmächte, China, Korea und Rußland die für die Befestigung des jungjapanischen Reiches entscheidende Tatsache. Sie ist so entscheidend für Großjapan, wie die Überwindung eines reichsfeindlichen böhmischen Kernlandes entscheidend für das Bestehen eines großdeutschen Reiches ist.

Über dem südlichen Eingangstor zur Japansee, das so viele schwer durchkämpfte Seeschlachten von entscheidender Bedeutung für die japanische Reichs-



Japanische Ritter auf Küstenwacht während des Mongoleneinfalls 1281



Dschingis Khan
Großvater Kublai Khans, des Anregers dreier Landungsversuche in Japan

geschichte geschen hat, das die ersten Panzerschiffe beim Abwehrkampf Koreas gegen die Heere Hideyoshis erlebte, standen unsichtbar, aber für Wissende deutlich genug zwei harte geopolitische Lehren geschrieben: für Japan die, daß es keine Weltmacht sei, solange die Landbrücke von Korea in starken, japanfeindlichen Händen war; und für Korea die, daß seine Selbständigkeitsträume sich ohne einen Krieg auf Tod und Leben nur in einer Symbiose mit Japan in einer ähnlichen Form, wie sie heute die Mandschurei fand, verwirklichen ließen. Eine Ahnung davon spiegelt sich in koreanischen Sagen, in denen das unbehagliche Gefühl einer Zerrungslage zwischen dem ozeanischen Reich Japan, der festländischen Agrarmacht China und den Hochsteppenvorstößen gegen sie schon in frühen Zeiten deutlich zum Ausdruck kam.

Zwei Mächte mengten sich an dieser Stelle in das ostasiatische Würfelspiel um größeres Schicksal: der sehr sichtbare Raumkoloß Zarenrußland mit den berüchtigten tönernen Füßen, die sich am pazifischen Ufer als doppelt gebrechlich erwiesen, den ostasiatischen Kulturmächten wie dem anderen transpazifischen Angreifer, U S A., gegenüber, dessen Methoden in Ostasien Colin Roß mit der treffenden Bemerkung: „Amerikas unsichtbares Reich" kennzeichnet.

Vertreter dieses unsichtbaren Reiches veranstalteten in Korea ein warnendes Vorspiel für das weit größere Unheil, das sie China bereiteten.

Das geschah durch Aufpfropfen von Ideen, für die das Volk des „Landes der Morgenruhe" (Chosen) noch weniger reif war als der Teil der chinesischen Intelligenz, der sich durch drittklassige amerikanische Universitätsweisheit und ihre Apostel, die Missionäre für China, von den heimischen Überlieferungslinien lossprengen ließ. Das koreanische Trauerspiel währte, mit einer Unabhängigkeitskomödie von 1894 bis 1904 (deren Problematik dem Lande so wenig zum Bewußtsein kam, daß es Geld für einen Unabhängigkeitsbogen vergeudete und von 1897 bis 1907 einen Kaisertitel führte), von 1874 bis 1876 und 1907 bis 1910, mit einem Nachspiel von 1919 bis 1921 (Unabhängigkeitsbewegung).

Korea lag von Anbeginn unter dem Schatten eines starken, auch rassisch bedingten Gegensatzes zwischen Nord und Süd. Die ersten Reichsansätze hatten sich, wohl von China aus angeregt, 1100 Jahre v. d. Ztwde. um Pióngyang gebildet, waren dann mehrfach von China und von der Mandschurei aus überrannt worden und hatten unter beständigen inneren Kämpfen auf eine Reihe von Teilreichen im Süden übergegriffen, für deren Unruhe der japanische Nachbar 526 bis 562 n. d. Ztwde. sorgte. Als er dann bis 1592 anderweitig tätig war, folgten chinesische Einbrüche, diesen zwischen der ersten Jahrtausendschwelle und dem Mongolensturm von 1231 eine Zeit der Anlehnung an China, in der konfuzianisches Kleinbeamtentum (Yangban), eine ränkevolle buddhistische Klerisei und das Heer um das Staatssteuer rangen. 1274 und 1281 leistete Korea gezwungen den Mongolen Heeresfolge gegen Japan und wurde dabei schwer mitgenommen. Dann folgte mehr und mehr, durch den japanischen Einfall von 1592 bis 1598 unterbrochen, eine Zeit der Abschließung und des zunehmenden Dämmerschlafes, aus der die zweite große Hochsteppenwelle von Eroberern, die Mandschu, 1627 bis 1637 das Land aufschreckte und zuerst unter scharfe, dann lässige Lehensherrschaft zwang.

Die Erschlaffung unterbrach das Eindringen französischer Missionäre 1794 und 1835, mit blutigen Rückschlägen von 1839 und 1866, und endlich dämmerte der chinesisch-japanische Wettbewerb, verbunden mit amerikanischer und russischer Einmischung, um das zur Selbständigkeit in einer umkämpften Zerrungslage völlig unfähige, verrottete Land herauf.

Schon zu Beginn der siebziger Jahre wollte Feldmarschall Saigo einen Vorstoß auf Korea ertrotzen, wofür Japans Kräfte damals in keiner Weise ausreichten; immerhin wurde dadurch die Wiedereröffnung der alten Japanerkolonien in Fusan, Gensan und Jinsen erzwungen. Nun begann das Ränkespiel um weitere Landöffnung und erreichte sein Ziel 1882. Zugleich strömte eine Reihe von Abenteurern als Berater ins Land, und vorerst schien es, als ob der nordchinesische Satrap Lihungtschang, ein erstklassiger Kenner einheimischer ostasiatischer wie euramerikanischer und russischer Methoden des diplomatischen Ränkespiels, auf eine starke Panzerflotte gestützt die Japaner ausmanövrieren würde. Aber vor dieses Ziel und die Schwierigkeiten, die für Li erst durch seine Stellung zwischen den fremden Seemächten und seinen russischen Freunden begonnen hätten, stellte sich der japanische Entschluß zum Kriege mit Nordchina um die Vorherrschaft am Eingang zur Japansee.

Japans Einsatz dabei war die rastlos aufgebaute, kleine, aber von ausgezeichnetem Geist durchdrungene Landarmee, ein homogenes Panzergeschwader von acht schnellen Kreuzern und das Zusammenwirken beider in der Feldzugsanlage, die der Deutsche Meckel dem japanischen Generalstab vorgeschlagen hatte. Sie war ein so gutes Pferd, daß sie in Korea zweimal zog, fast nach demselben Klischee, 1894 gegen die Chinesen und ihr buntes Panzerschiff-Exportmusterlager, und 1904 gegen die Russen, die nach Japans Sieg an Stelle der verdrängten Chinesen Korea zu „befreien" und einzustecken gedachten.

Es wäre müßig, die Einzelheiten des Ränkespiels zu verfolgen, in dem nacheinander unter den sich kreuzenden Einflüssen der überseeischen Wirtschaftsmächte und der erdrückend heranwuchtenden russischen Landmacht zwischen 1894 und 1907 und zwischen 1900 und 1911 die Höfe von Korea und von China versanken. Die Reformparteien fanden nicht, wie in Japan, den rettenden Weg des Zusammenbaues aller irgendwie zu erhaltenden Erbwerte der Vergangenheit mit dem nach vorsichtigster auswählerischer Prüfung von außen hereinzunehmenden, unentbehrlichen Fremdgut, sondern sie warfen sich blind bald überseeischen Abenteurern mit ihren für den Fernen Osten nicht passenden Heilrezepten, bald aus einer gewissen seelischen Verwandtschaft chinesischer und russischer Satrapen den Bärentatzen und dem Gold Zarenrußlands in die Arme. Dynastische Werte, wie sie Japan besaß, hatten weder die verrottende Dynastie in Korea, noch die Komödiantenwirtschaft und Eunuchenherrschaft der chinesischen Kaiserinwitwe Tsushi aufzuweisen — so interessant sie persönlich gewesen sein mag —, und das persönliche Heldentum der letzten Kaiserin von Korea führte nur ein blutiges, unheimliches Ende der an sich achtenswerten Frau herbei.

Denn die japanische Reichspolitik ist von dem ersten Versuch eines gegenseitigen Neutralisierungsabkommens mit Lihungtschang an, das beide mit

Vorbehalten schlossen, in Korea blutige, vielleicht unvermeidliche Wege gegangen, namentlich unter der harten Hand des Grafen Miura; inmitten eines Kartenspiels, an dem Leute wie der Amerikaner Steffens, der Russe Pawlow und später, Alexejew in Korea, Doppelverräter wie Yüanshikai in China beteiligt waren, blieb aber wohl keine Möglichkeit, die Hände unbefleckt zu halten; es lag im Wesen der japanischen Führung, ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende und endlosem Ränkespiel vorzuziehen.

Heute noch ist in den konservativen Kreisen Japans für die einzige gekrönte Frau, die sich der Fremdherrschaft in den Weg stellte, rauhe Achtung lebendig, wenn man auch glaubte, sie beseitigen zu müssen; für den männlichen Schwächling, der sich Kaiser von Tai-Han nannte, als Hampelmann und Werkzeug der Durchdringung diente und ein Jahr lang in der russischen Gesandtschaft unterkroch, hingegen nur Verachtung. Haß, wie ich ihn selten fand, ruht auf dem Andenken an Yüanshikai, der den armen unbedachten, aber gutmeinenden Reformkaiser Kwanghsü an die alte Kaiserinregentin Yehonala verriet — die alle Grundlagen von Treue und Glauben in Peking zerstörte und hauptsächlich die Schuld an dem tiefen Fall Chinas von 1900 trägt — und dann den Rest der Dynastie wie ihre Gegner, an der Spitze Sun Yat Sen selbst. Die Japaner sind heute noch des Glaubens, daß damit der einzige schmale Weg verbaut worden sei, auf dem China eine ähnliche Reichserneuerung wie Japan um den Kern einer ostasiatischen Dynastie hätte vollziehen und eine krisenfreie Zukunft Ostasiens vorbereiten können.

In Korea wie in China fanden die verrottenden Herrschaftsformen diesen Weg nicht; und so blieb Japan, wenn es nicht das ganze Festland unter Fremdgewalt gleiten sehen und ihr dann selbst auf zu engem Raum hilflos gegenüberstehen wollte, nach seiner Meinung kein anderer Ausweg übrig als der gefährliche, jeweils an der obersten Grenze der Kraft hinführende, den es nach kurzer Vorbereitung im Lande der Morgenruhe mit dem Wettrennen auf Seoul gegen Lihungtschang 1894 beschritt.

Für Liebhaber weltgeschichtlicher Zahlensymbolik mag dabei von Bedeutung sein, daß die jeweils entscheidenden Schritte des Übergangszeitalters fast immer auf die ungefähre Mitte der Jahrzehnte fallen: Die erzwungene Landöffnung 1854; Saigos erster Anlauf nach Korea, der Streitfall des Kanonenboots „Unyo kan" und die erste Formosa-Expedition 1875; der Wanderversuch nach Hawaii 1885 und der chinesisch-japanische Neutralisierungsversuch von Korea 1885; der Chinesisch-Japanische Krieg 1894; der Russisch-Japanische Krieg 1904; die Einverleibung der deutschen Südsee 1914. Erst der rauhe Zwischenfall des Kwanto-Erdbebens 1923 unterbricht diesen Rhythmus des Erfolges, in den sich dann wieder russisch-japanische Ausgleichsversuche in der Nordmandschurei 1925/26 und der Abschluß des Ringens um die Mandschurei nach 1934 einfügen. Der Ausbruch dessen, was in offiziellen Veröffentlichungen „the China incident" genannt wird, von 1937 fällt dagegen völlig aus der Reihe, fand auch im 2600jährigen Reichsgründungsfestjahr zunächst nur einen recht formalistischen Abschluß.

Ein ausgezeichneter Zeuge für unsere Meinung, daß Japan nur durch die Unzulänglichkeit des zerfallenden Korea als der andere ostasiatische geo-

politische Torwächter am Südeingang der Japansee zur Schärfe seines Vorgehens gegen das „Hermite Kingdom" gezwungen wurde, ist Josef R. Longford, der in seiner Geschichte von Japan (London 1923) sagt: „Der Schreiber, zu jener Zeit im innersten Kreise aller Diplomatie in Tokyo . . . ist fest davon überzeugt, daß zu Beginn seiner Vertragsverpflichtungen (mit Korea) Japans Beweggründe vollkommen ehrenhaft waren, und daß es nicht weniger guten Willen gegenüber Korea hatte, als die USA. ihm selbst gegenüber (?) in allen den Jahren ihres ersten Dazwischentretens. Aber Mißgeschick durchkreuzte die guten Absichten . . ."

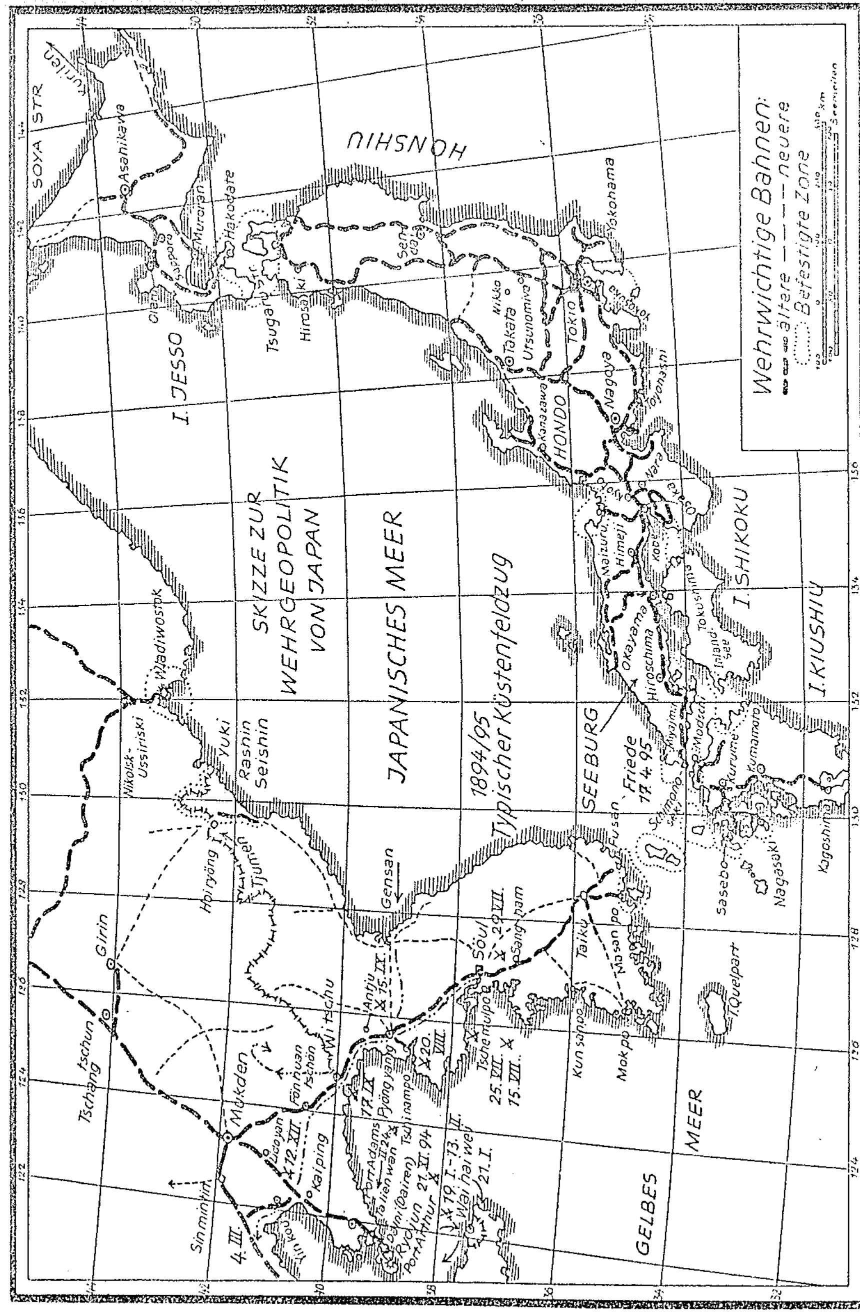
Den letzten Hintergrund aber schildert Longford, wenn er sagt: „Korea in russischen Händen würde für Japan geworden sein, was Belgien und Holland für Großbritannien sein würden, sollten sie je in die Hände eines wieder erstandenen Deutschland fallen, mit aller Wirtschaftskraft, mit Militarismus und wesentlich vergrößert gegenüber dem Zustand von 1914." Das hintanzuhalten glaubte sich England berechtigt, die Welt in Brand zu stecken, und erlebte das Jahr 1940.

Dabei waren aber die Niederlande viele Jahrhunderte lang Bestandteil des Deutschen Reiches gewesen!

Freilich fehlte es Japan für seine ausführenden Organe bei der hastigen Aufblähung des Reichsapparates, bei dem Mangel an Stellenanwärtern mit ausreichender Vorschulung für festländische Verwendung und der vielfach sehr unerfreulichen, raffgierigen Einstellung der ersten Auswanderer festlandwärts am kontinentalen Fingerspitzengefühl.

Aber auch seine gewiß traditionsgefestigten Führer zu Land und zur See mußten erst das Umgehen mit den größeren festländischen Raumverhältnissen und Spannweiten, das Operieren festlandeinwärts lernen. So ist die Führung des ersten Krieges um Korea sehr deutlich ein küstenhaftendes Herantasten an die Festlandziele, eine ausgesprochene Randoperation: zuerst durch Korea, dann an den Yalu vorstoßend und den Übergang über den wuchtigen Grenzstrom bewältigend, endlich in Liautung-Kwangtung gegen Talienwan und Ryojun-Port Arthur einsetzend; zuletzt folgt bei Weihaiwei der entscheidende Schlag gegen die nordchinesische Flotte mit der Drohung gegen Peking.

Dann hintertrieben die großen weißen Festlandmächte das beabsichtigte Fußfassen an der chinesischen Küste in Port Arthur und Weihaiwei; nur Formosa blieb in japanischer Hand und Korea war der chinesischen entwunden. China aber steckte sich sofort hinter die Pläne der Russen und schloß den berüchtigten Geheimvertrag Lihungtschangs mit Lobanow, der die erste Ursache dazu wurde, die Mandschurei aus Chinas Händen über russische in japanische zu spielen. Wenn sich jemals das Sprichwort bewährte: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn", so gilt das vom Li-Lobanow-Vertrag, von dem Japan geraume Zeit nichts wußte, den es nur ahnte, auf den es aus den tatsächlichen Vorgängen, dem Ausbau der sibirischen Bahn bis ans Gelbe Meer und dem Zusammenspiel der chinesischen und russischen Satrapen, zwischen 1898 und 1901 seine Schlüsse zog. Wenn wir uns erinnern, wie lange Lehrjahre das militärische Genie eines Na-



Nr. 28 Operationsskizze des Chinesisch-Japanischen Krieges 1894/95

poleon I. gebraucht hat, bis es von der so sorgfältig studierten Riviera-Kriegführung (Colin: L'éducation militaire de Napoléon) den Stoßweg ins Innere Oberitaliens fand, dann wird man die Kido, Yamagata, Kodama, Ito, Katsura und Terauchi nicht tadeln dürfen, daß sie ein Jahrzehnt geistiger Weiterarbeit auf den Grundlagen ihres Lehrers Meckel zu einem so viel weiter gehenden Ringen landeinwärts brauchten.

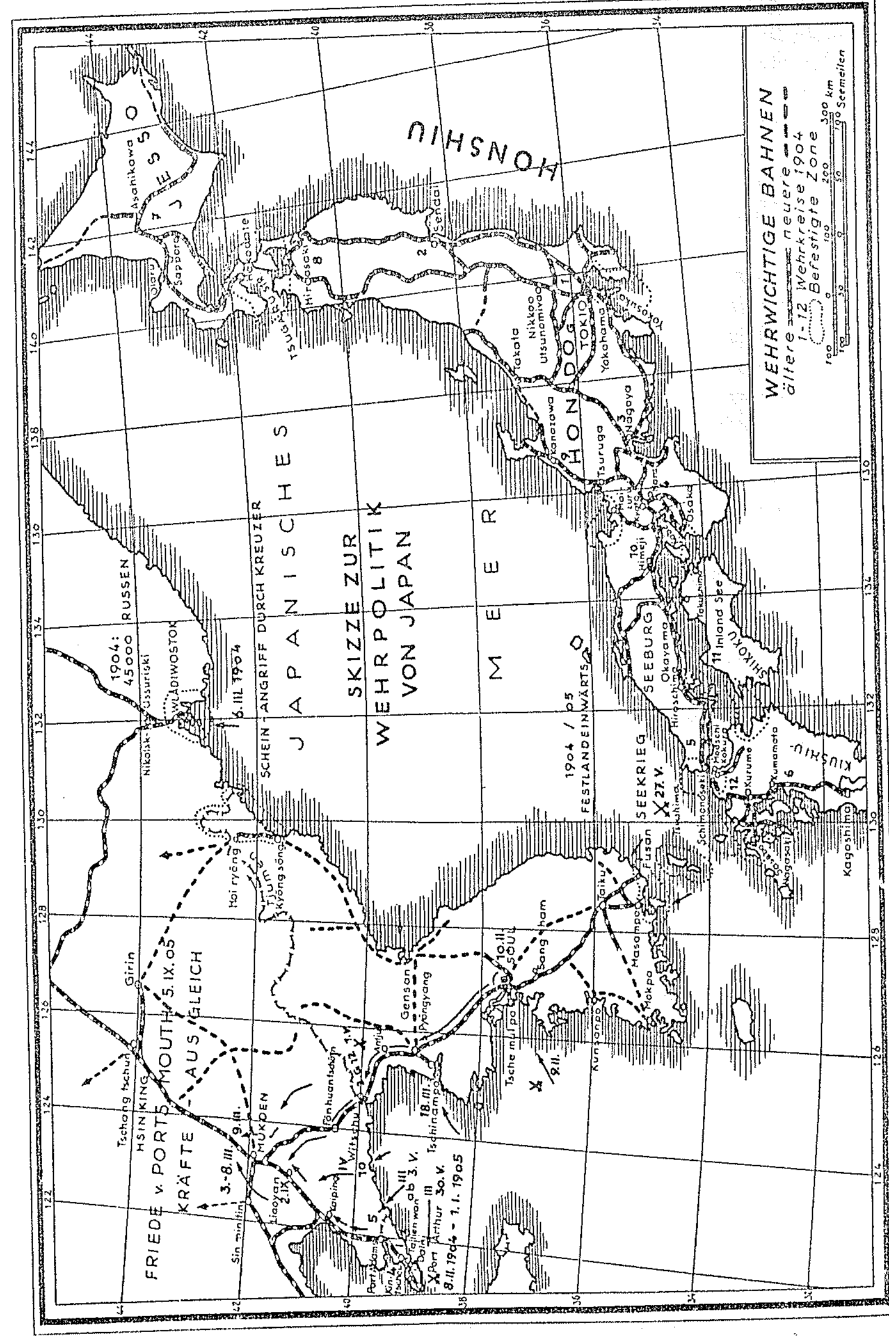
Auch während dieses Jahrzehnts, von 1895 bis 1904, ist es Japan mit dem Wunsch, sich schiedlich-friedlich mit den beiden großen ihm unheimlichen Festlandmächten an der Yalu-Tjumen-Linie und am Paiktoschan aneinanderzulegen, zweifellos ernst gewesen, so bitter die Enttäuschung der Besetzung des 1895 von ihm eroberten Port Arthur wenige Jahre später durch Rußland und die Verwandlung Kwangtungs in eine russische Wachstumsspitze schmerzte, der eine britische in Weihaiwei und Tschifu, eine deutsche in Kiautschou folgte.

Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß Japan die Anstalten zur Durchdringung Nordchinas im Anschluß an den Eingriff von Shimonoseki als Betrugsversuch und Vergewaltigung zugleich erscheinen mußten; und daß dieser Eindruck von England aus, wo man die reifende Bündnisfähigkeit des Inselreichs zuerst erkannte und zur Zurückschneidung Rußlands ausnutzte — schon vor diesem Eingriff war man von der Europafront abgeschwenkt — nach Kräften geschürt und verstärkt wurde.

Gleichzeitig wurde, mit verteilten Rollen, von Amerika und Rußland aus der Japanhaß in Korea angefacht, der schon 1882 und 1884 zur Zerstörung der japanischen Gesandtschaftsgebäude in Seoul aufgeflammt war und zu ähnlichen Erscheinungen führte, wie sie 1900 das Diplomatenviertel in Peking zum Weltgespräch machten. Dabei keimte in Japan der Haß gegen Yuanshikai, Lihungtschangs Vertreter in Korea, der Japan ein Jahrzehnt lang mit größtem Erfolg in Korea entgegenarbeitete, vor dem Kriegsausbruch zum erstenmal auf.

An seine Stelle traten mit dem Verschwinden der Chinesen die Russen; und weder die überstürzten Reformen des japanischen Beraters Inouyé noch die harten Soldateneigenschaften seines Nachfolgers Graf Miura fanden den Weg zur Kooperation mit den Koreanern, die ihre proklamierte Unabhängigkeit ernst genommen hatten und von der Partei der ehrgeizigen Königin in ihrem Widerstand versteift wurden, bis am 8. 10. 1896 eine Reihe sehr dunkler Begebenheiten den Tod und die Verbrennung der unglücklichen Frau herbeiführte, worauf König und Kronprinz in die russische Gesandtschaft flohen und zwei Jahre dort blieben; sie bezahlten ihre Sicherheit mit Konzessionen, darunter der Forstausbeutung am Yalu. Gewaltig war Rußlands Küstenstellung, noch mehr die Spannung der Ostasiaten unter sich gewachsen.

Alle Geschicklichkeit des Barons Komura an Stelle von Miura kam gegen die Wirkung dieser Festlandsstellung nicht auf, die durch die gewandten Fernostdiplomaten des Zarenreichs ausgenutzt wurde, bis die wirtschaftlichen Ausbeutungsmethoden einiger von ihnen zum Himmel schrien und die Nachwirkungen der Gewalttat Mìuras übertönten, ebenso wie das Chinesengemetzel von Blagowjeschtensk. 1900 boten die sogenannten Boxerunruhen sowohl den Russen als



Nr. 29 Operationsskizze des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05

den Japanern die Gelegenheit zu einem Aufmarsch der Kräfte, der verriet, daß die Wirkungen der anderen Großmächte mit kleinen Zahlen und Kanonenbooten dahinter im Fernen Osten anfingen, der Vergangenheit anzugehören.

Die Gelegenheit, Deutschland und Frankreich von einer ähnlichen Hilfe für Rußland auszuschalten wie 1895, bot am 30. 1. 1902 das Britisch-Japanische Bündnis, bei dem freilich zu Ehren der Wahrheit zugegeben werden muß, daß Japan lange Zeit versucht hatte, Deutschland mit für die Partie zu gewinnen. Dieses Bündnis leitete eine bis 1922 unter verschiedener Form mit großem Nutzen für beide aufrechterhaltene Zusammenarbeit der beiden Inselreiche ein, die angeblich beide die Integrität von China und Korea, allerdings auch ihre besonderen Rechte in beiden garantieren wollten!

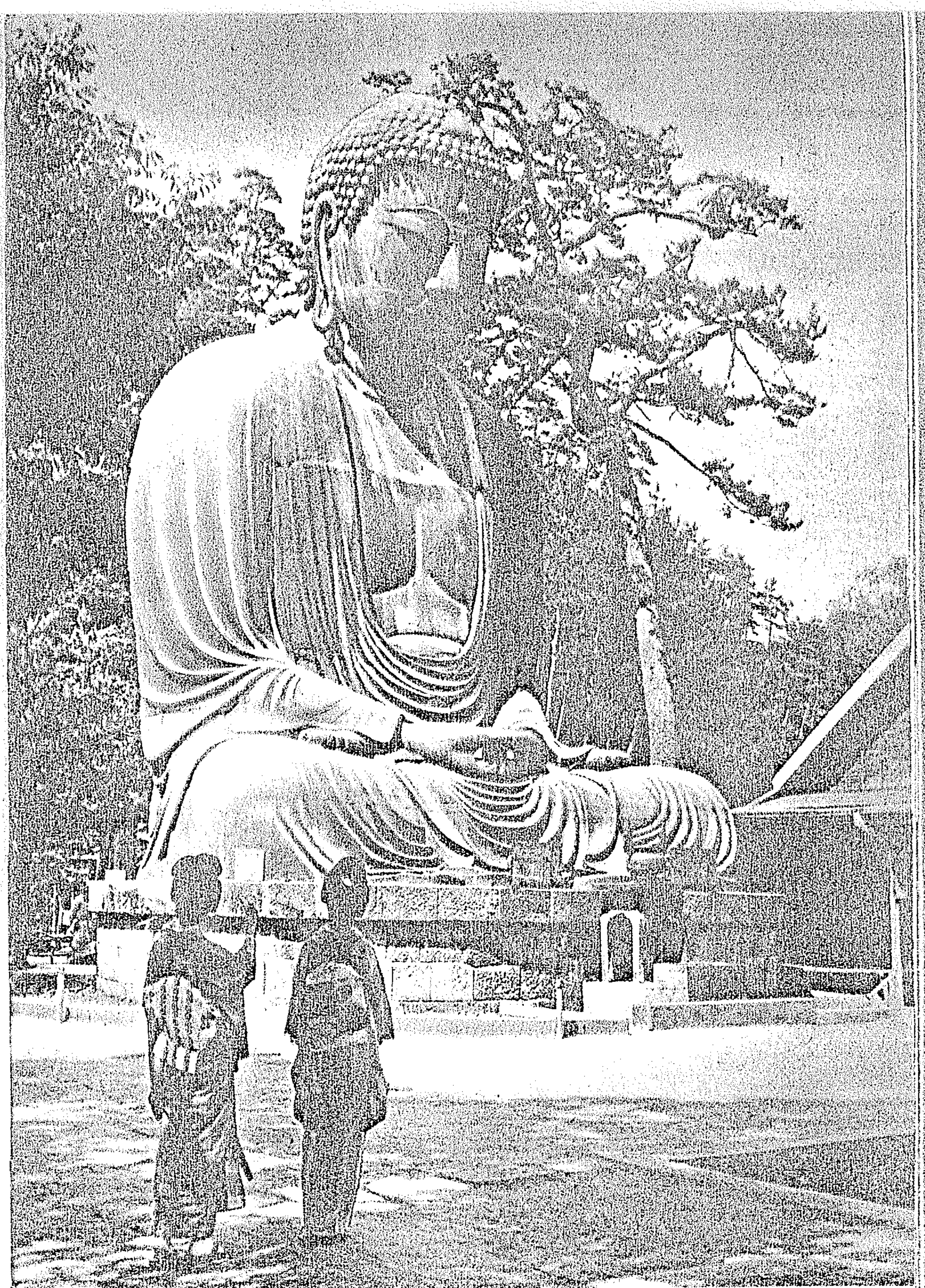
Mit Recht schreibt Longford, daß diese Vorkehrungen genügten, um Japan freies Feld für seine unvermeidliche Auseinandersetzung mit Rußland zu sichern. „Unvermeidlich!" Das war die Auseinandersetzung selbst und die vorher durch Großbritannien garantierte volle Anerkennung als gleichberechtigte Großmacht an der Weltmachtschwelle — die Japan mit dem Russenkriege von 1904/05 überschritt, überschreiten mußte, weil Zarenrußlands gleichzeitiger Griff nach der Mandschurei und Korea, der ihm zugleich die Vorherrschaft in Japans Reichsmeer gegeben hätte, den kühnen Entschluß erzwang. Alexejews, des hochfahrenden Vizezaren im Fernen Osten, Verdienst um Japans Entwicklung als Weltmacht ist es, daß er durch seine Übergriffe den Ausbruch beschleunigt und erzwungen hat, und mit ihm den Anfang eines Umbruchs in der Weltpolitik, in dessen Zeichen wir heute noch stehen.

Denn Japan stand nur vor der Wahl zwischen diesem Kampf und seiner Auslöschung als selbständiges Reich, als selbstbestimmende Macht.

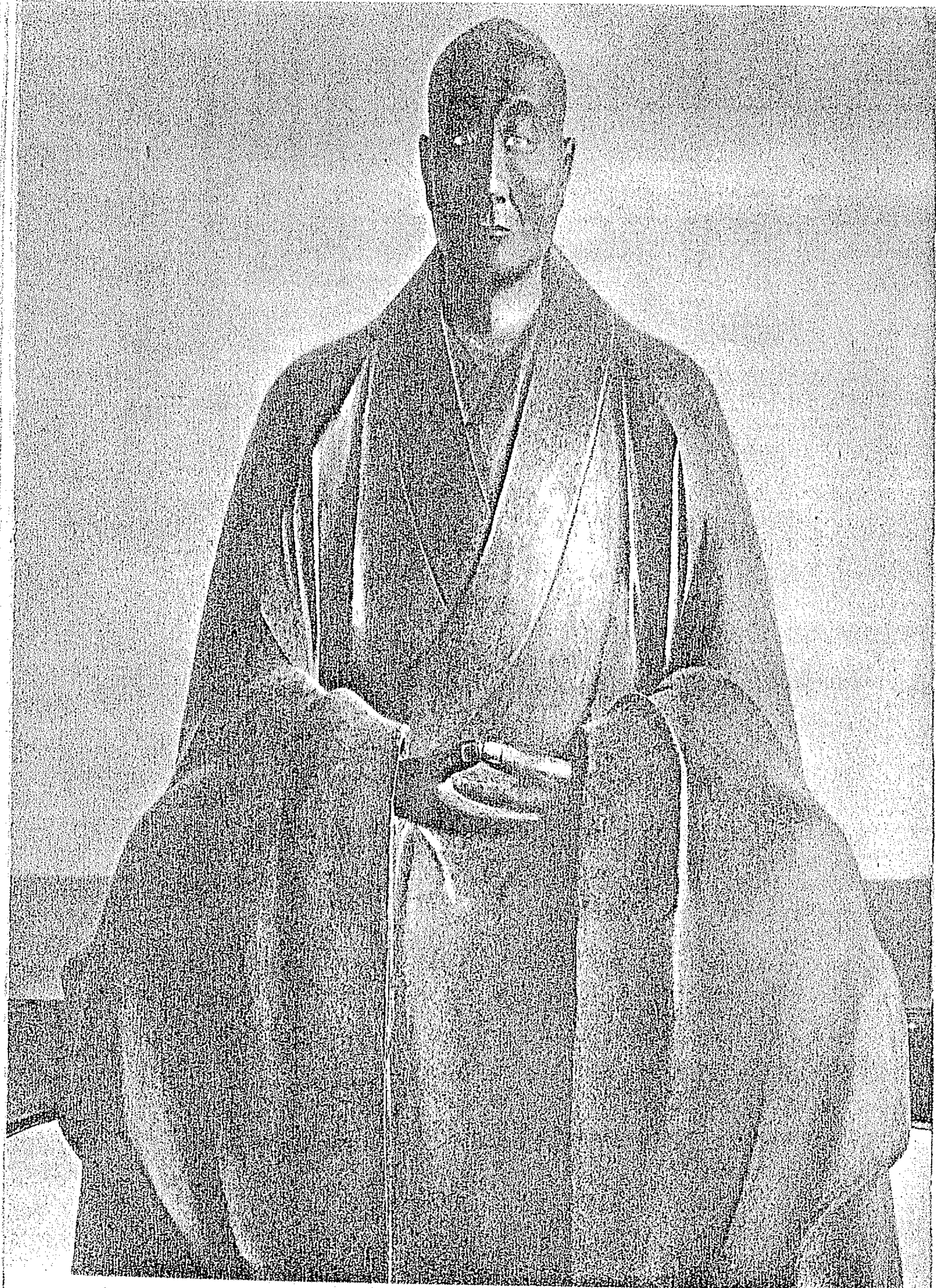
Die Ausgangslage schien zunächst die Festlandsmacht noch mehr zu begünstigen als vor zehn Jahren; dazu kamen ihre fast unbegrenzten Rückversicherungen mit China; als hemmend erwies sich aber, daß das sibirische Eisenbahnrückgrat noch durchaus nicht auf dem Grad wehrgeopolitischer Höchstleistung war, auf dem es hätte stehen müssen, um mehr als einem mit halber Kraft zu führenden Kolonialkrieg gewachsen zu sein. Als solchen hatte sich das Zarenreich ihn gedacht und dabei völlig verkannt, daß Japan ihn als Kampf ums Dasein mit vollem Krafteinsatz führen werde. Dem entsprach schon die Errichtung des Großen Hauptquartiers im Herzen der Zentralfestung des Reiches vor Kure an der Inlandsee in Hiroshima und seine Entfernung aus dem Großstadtbereich von Tokyo: eine weitsichtige Instinkthandlung ersten Ranges.

„Japan war bereit, Widerstand bis zum äußersten mit seiner ganzen Kraft und seiner ganzen Seele zu leisten, aber es wünschte ehrenhaft, den Frieden zu erhalten." So urteilt Longford. Wir schließen uns ihm aus gründlicher Kenntnis der Beweggründe und der Personen an. Erst nachher kam die „Aggressor-Legende" auf, als Japan seinen angelsächsischen Lehrmeistern über den Kopf zu wachsen drohte.

Nach fünf Monaten vergeblicher Verhandlungen erhielten die beiderseitigen Botschafter am 5. 2. 1904 ihre Pässe. „Welche Frechheit!" sagte der Zar, dessen



Daibutsu von Kamakura



Ashikaga Yoshimasa

Fernostflotte noch Bälle abhalten zu können glaubte, während sie vor Port Arthur, Chemulpo und Wladiwostok zerstreut vor Anker lag. In der Nacht vom 8. auf den 9. Februar fielen die ersten Schläge, und zwei der stärksten russischen Linienschiffe und ein Schlachtkreuzer wurden außer Gefecht gesetzt; am Tage zuvor waren bereits ein Kreuzer und ein Kanonenboot vor Chemulpo in 35 Minuten durch sieben überlegene Japanerschiffe vernichtet worden. Damit war der Weg für die japanischen Truppentransporte frei, die schnell in Korea reinen Tisch machten und den Übergang über den Yalu zum zweitenmal innerhalb eines Jahrzehnts in einem denkwürdigen Flußübergangsgefecht erzwangen, das zeigte, wieviel Japan aus seiner Kriegsgeschichte gelernt hatte. Dann isolierten kühne Seetransporte, von Landungsstelle zu Landungsstelle vorgeschoben, und drei Schlachten Port Arthur.

Port Arthur, für das die Russen selbst den Japanern den nahen Ausladehafen des Belagerungsapparates in Dairen-Dalny mit großen Kosten aufgebaut hatten, fiel nach fünfmonatiger Belagerung, die wohl den Namen des „Teufelspflügens" (Devil's ploughing) verdiente, den diesem Festungskrieg meines Wissens Jan Hamilton, einer der besten Beobachter dieses Krieges, als erster gegeben hat. Die zuerst von einem Deutschen, Hanneken, in Lihungtschangs Dienst angelegte große Seefestung, die sich freilich als eine Riesenmausefalle der Russenflotte erwies, wehrte sich von ihrer ersten Einschließung im Juli bis zum 31. Dezember.

Dann trieb Japan seinen Angriff bis Mukden vorwärts, vor dessen alten Mauern in der ersten Märzhälfte auf angeblich neutralem Boden Marschall Oyama mit rund 400000 Mann 300000 schwerverschanzte Russen unter Kuropatkin angriff und zuletzt durch Marschall Nogis Armee herausmanövrierte und zum Zurückfallen auf Tieling zwang. Damit war er freilich auch am Ende seiner Kraft angekommen. Der Krieg pendelte in ein Kräftegleichgewicht. Endlich fiel die Entscheidung durch das Ende der russischen Ostseeflotte, nach einer Reise um die halbe Alte Welt und einem längeren Aufenthalt in der Kamranhbucht des befreundeten, aber höchst vorsichtigen Frankreich, am 27. 5. 1905 am Eingang zur Japansee bei der Insel Tsushima.

Diese Seeschlacht war die befreiende Tat. Als letztes Signal stieg am Maste der „Mikasa" Admiral Togos Mahnung empor: „Das Schicksal des Reiches hängt am Ausgang dieser Schlacht." Mit diesem Bewußtsein verschoß Japan seinen letzten Pfeil. Er traf. Rußland wurde von den Vorwehen einer Revolution erschüttert; Japans Geist war bei aller Schwere der Opfer ungebrochen. Am 29. 8. 1905 schenkten beide Parteien der Vermittlung des älteren Roosevelt in Portsmouth (New Hampshire, USA.) Gehör.

Es ist bezeichnend, daß Graf Komura, als er die scheinbar enttäuschenden Friedensbedingungen heimbrachte, fest mit einem Attentat auf seine Person rechnete und deshalb das kostbare Pergament einem Begleiter gab, damit es der Kaiser nicht mit seinem Blut besudelt erhalte. Der tatsächlich errungene Riesenerfolg war dem Volke noch nicht klar geworden.

Mit der „Anerkennung der vorherrschenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen Japans in Korea" und der Abtretung des Pachtgebiets

der Liautung-Halbinsel an der Südspitze der Mandschurei sowie der südmandschurischen Bahnstrecke von Port Arthur bis Kwangtschengtse mit allen Bergwerks- und anderen Rechten durch Rußland lieferte dieser scheinbar unzulängliche Friedenserfolg nicht nur Korea, dessen weiterer Annexion sich nun bis 1910 kein Hindernis mehr in den Weg stellte, und die Südmandschurei an Japan aus, sondern durch die Rückgabe Sachalins bis zum 50. Breitengrad auch die Schlüssel zur Japansee. Denn der Fluchtweg durch die Tatarenstraße war nur eine Rückzugspforte, von der aus Rußland seit 1858 (Gemeinbesitz Karafutos) und 1875 (Abtretung gegen Alleinbesitz der Kurilen) seine Angriffe gegen Yezo und Tsushima und die ostkoreanischen Häfen vorgetrieben hatte.

Dazu kamen noch besondere Fischereirechte, Handelsvorrechte in der Mandschurei und Sonderbestimmungen über die Eisenbahnschutzzone. Dagegen weigerte sich Rußland, eine Kriegsentschädigung zu zahlen, darin von den USA. unterstützt. Denn die „Haves" hofften, Japan in Schuldknechtschaft halten zu können, aus deren Fesseln es erst durch die Weltkriegshochkonjunktur herausbrach.

Gewiß hatte Japan von einer Million aufgebotener Krieger 230000 durch blutige Verluste verloren und eine Kriegsschuld von über 3400 Millionen RM zu tragen, von denen es nur 80 Millionen RM für den Unterhalt der russischen Kriegsgefangenen zurückbekam. Erst langsam kam dem Volk und Reich die volle Größe des Erfolges mit seinem Randmeergewinn und der vollen Großmachtanerkennung zum Bewußtsein, und die Tatsache, daß das wichtigste Reichserweiterungsziel der Meiji-Ära erreicht war: die unbestrittene Vorherrschaft an der Japansee und eine feste Landbrücke in der Richtung des, wie sich nun herauszustellen schien, schwächsten Widerstandes gegenüber den an Raum und Volkszahl so übermächtig scheinenden Festlandkolossen.

Zunächst aber band man ihnen gegenüber „den Helm fester".

明治天皇
(Meiji Tenno*)

Japans Reichserneuerungskaiser: Erscheinung, Gestalt und Wesen

„Namensglanz und Ruhmesschein ist nicht das wahre Wesen" (Yumeimujitsu!). Unter den vielen Wahrsprüchen seines der Spruchweisheit frohen Volkes läßt dieser den Seelenhintergrund von Japans 122. Mikado, dem Reichserneuerungskaiser Mutsuhito, im richtigen Lichte erscheinen. Sogar der irdischpersönliche Name des einstigen jungen, scheuen Prinzen, Sukenomiya, dann Mutsuhito, ist in dem Ewigkeitsnamen seiner Regierungsära, „Meiji" Tenno, untergegangen. Nicht anders erging es dem menschlichen Namen wie seinem Träger, der auch als Persönlichkeit zurücktrat hinter einer doppelten sinnbildlichen Gestalt: dem Priesterkönig der Hieromonarchie eines der ganzen übrigen Welt fremden Volkstums, belastet mit dem schweren Gewicht uralter Ahnen-Hohenpriesterwürde, und dem im Grunde weltscheuen Kriegsherrn einer jungen Weltmacht mit einer uralten, evolutionär verjüngten Seele. In beiden Rollen hat er ein hieratisches Dasein auf Goldgrund, kein Freiluftleben geführt.

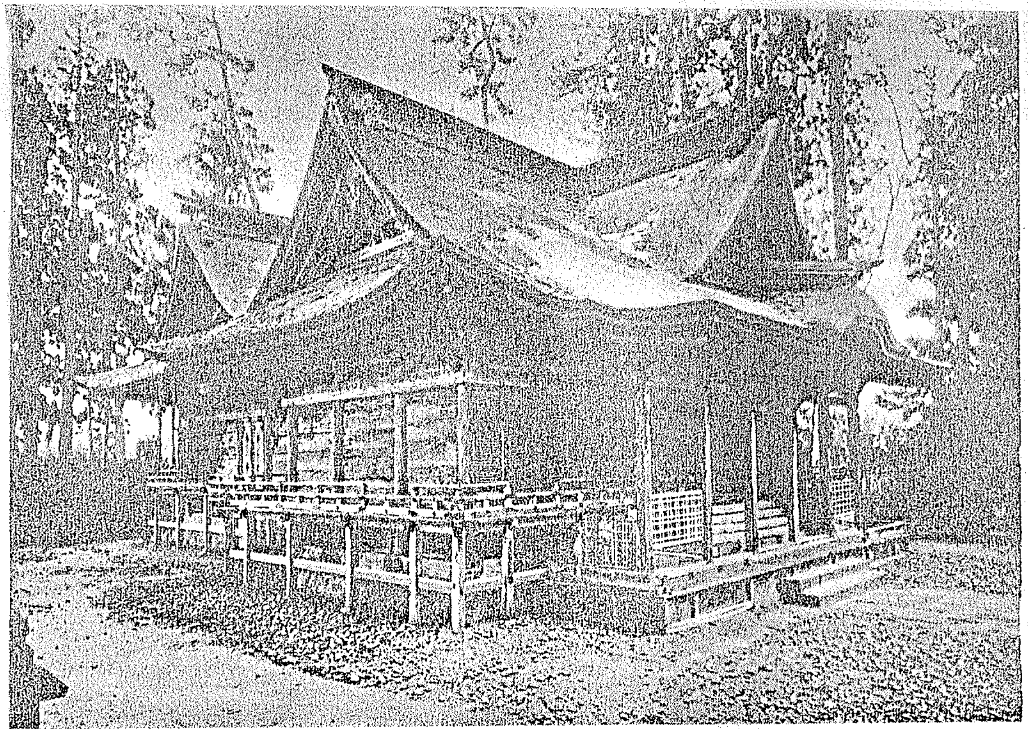
Zwiespältigkeit läge allein im Zusammenzwingen einer so weitgespannten Lebensrolle zur Einheit begründet, wenn ihr Träger nicht von einer so vollendeten Einheitlichkeit der Persönlichkeitsprägung, der „Treue zu sich selbst und zu den andern", einer so vorbildlichen Zurückhaltung gegenüber allen Kämpfen und allem Kampfstaub des Tages bei höchstem Verantwortungsmut gewesen wäre. Dennoch fühlte man den Druck allein der Erblast einer mehr als 2500jährigen Dynastie über dem mittelgroßen, aber hoch wirkenden Mann, dem geschlossenen Antlitz — mehr mit den Zügen uralten niedersächsischen Bauernadels dunkler Färbung als dem uns sonst geläufigen fernöstlichen Schnitt — und unergründlich tiefen, fragenden, noch mehr weisen als wissenden Augen. So steht der erste Eindruck des Reformkaisers vor meiner Erinnerung, wie er unter den würdevollen Klängen der Kaiserhymne „Kimi ga yo wa . . ." durch die im Seewind landein stiebenden Kirschenblüten einem Hoffest entgegenschreitet.

*) Aus der Sammlung „Colemans kleine Biographien" mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers übernommen (Mutsuhito, Kaiser von Japan, Verlag Charles Coleman, Lübeck 1933)

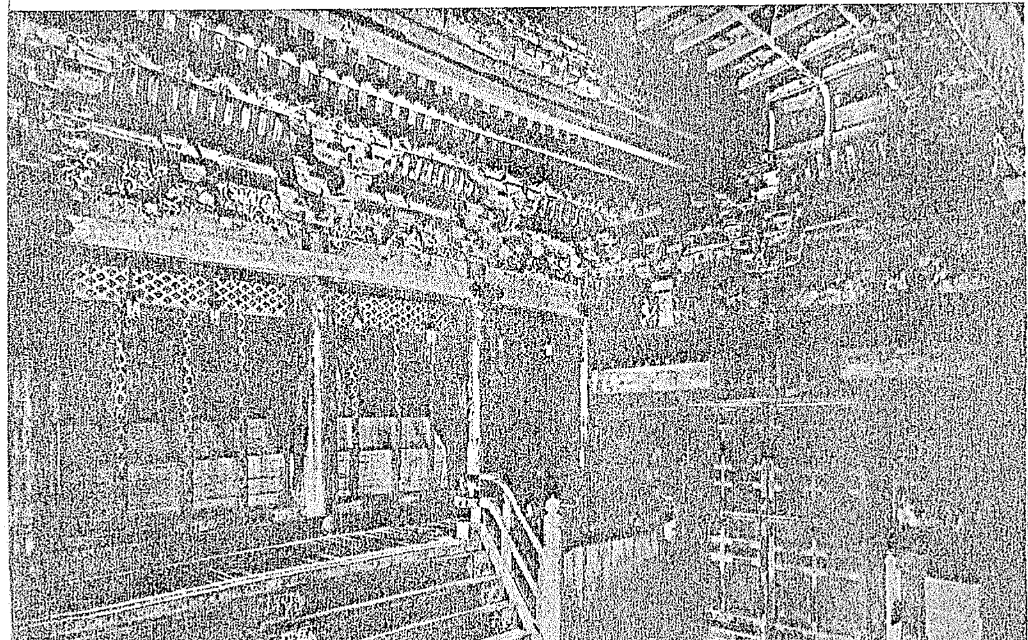
Nur Bevorzugte betraten damals zur persönlichen Vorstellung sein Zelt; lange vorher hatten mich befreundete japanische Offiziere auf das stilisierte Hofjapanisch eingeschult, das dem Herrscher gegenüber üblich war. Er machte bei der Vorstellung zunächst von seinem Landesherrenrecht Gebrauch, das Gesicht des Vorgestellten lange zu studieren, mit einem Blick, der wie ein Senkblei wirkte, den Ankömmling auf gute oder böse Absichten im Sonnenaufgangslande zu erkunden, dabei dessen innere Handfläche leise abzutasten ... War es psychologisch begründete, persönliche Gewöhnung oder war es uralte Schulung des Sprossen von 121 Kaisern vor ihm mit all ihrem Bedürfnis nach überragender Menschenkenntnis, in kurzen Zeitspannen zu gewinnen, mit ihrer Schulung durch die Erbweisheit ganzer Buddha- und Shinto-Priestergeschlechter und tausendjähriger Führerfamilien — so oder so: dieser sondierende Blick eines überlegenen, weisen Menschen im fast göttlichen Machtansehen jener Tage, diese Wucht formvollendeter, seelenprüfender Würde wollte ebenso ausgehalten sein wie jene ungewöhnliche, seelenprüfende Art des Handreichens; es lag darin eine konzentrierte Ausstrahlung von monarchischer, aristokratischer und hohenpriesterlicher Überlieferung zugleich und ganz ohne Pose.

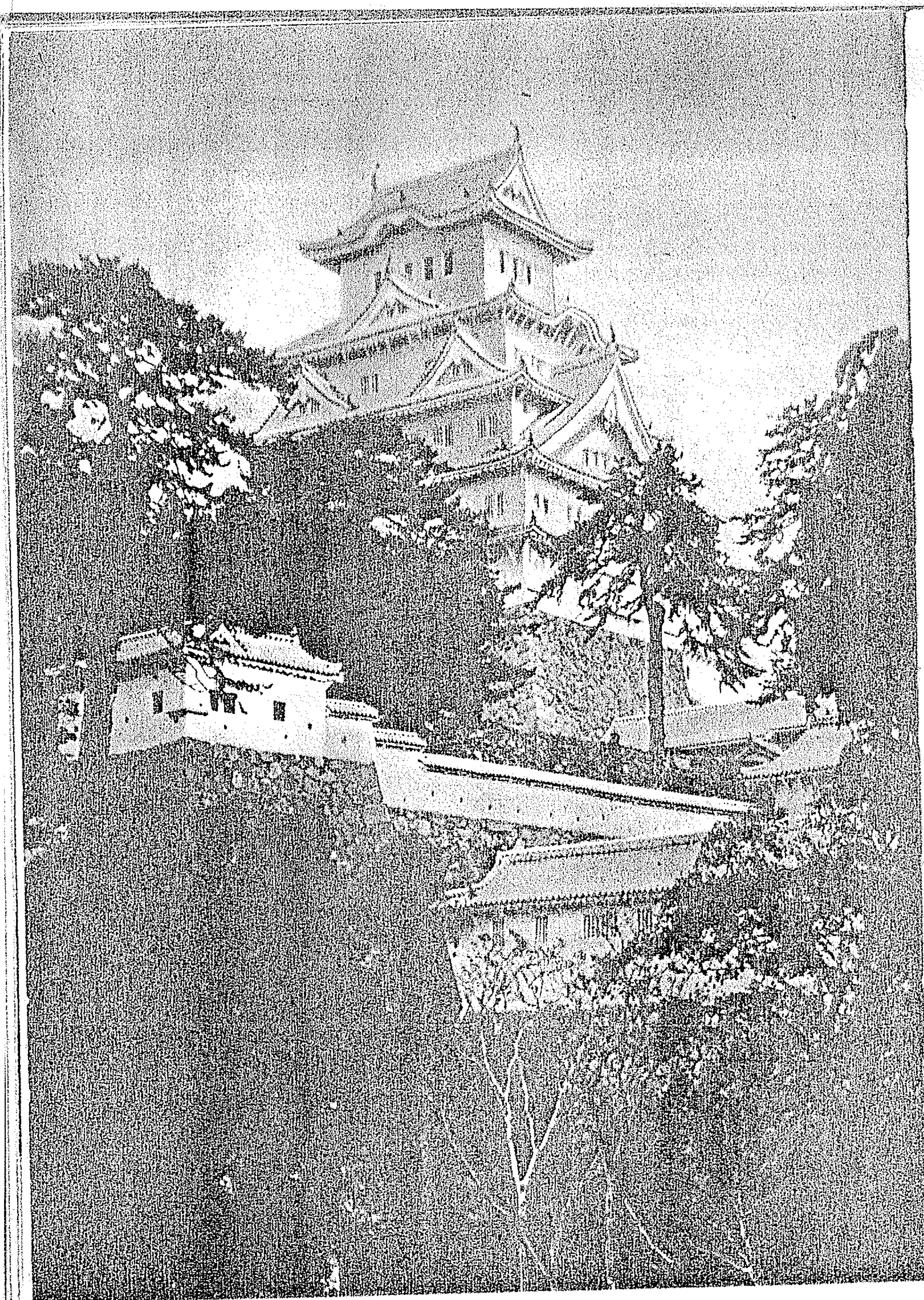
So würdevoll der Kaiser sein amtliches Auftreten nach außen bei Heeresübungen und Flottenschau, bei Empfängen gestaltete und regeln ließ — in dunkler, großer Generalsuniform westlichen Schnittes, mit breiten roten Streifen und reichlichen Goldauszeichnungen —, so wenig liebte er fremde Form in intimem Kreise; er mied das kostbare, für seine Begriffe mit übertriebenem Luxus gebaute Aoyama-Palais und lebte in altjapanischer Tracht in einer Flucht entzückender altjapanischer Gemächer der Shogunburg mit ihren stilvollen Gärten. Im engen Kreis war er ein geistreicher Plauderer, Freund dichterischer und bildender Kunst; der alljährliche Dichtungswettbewerb am Kaiserhof war keine bloße Form, und manches treffende, kaiserliche Kurzgedicht ist heute noch im Umlauf, nicht nur als „Kaiser-Uta", sondern wegen seines anmutigen und tiefen Spruchweisheitsgehaltes.

Der schlanke, scheue Prinz der ersten Regierungsjahre wuchs schnell in den selbstgeprägten Typ der späteren stilisierten Kaiserbilder hinein, die zwischen 1873 und 1874 den Übergang vom altjapanischen Hofgewand zur reichverschnürten europäischen Uniform zeigen. In seiner äußeren Erscheinung war Kaiser Mutsuhito für einen Japaner groß und stattlich und hat sich für den scharf geschulten ärztlichen Beobachter Baelz während der dreißig Jahre, die er ihn kannte, wenig verändert. Wenn er öffentlich erschien, trug er immer Uniform. Eine Zeitlang war er ein eifriger Reiter, später stieg er nur noch bei militärischen Anlässen zu Pferd und ermüdete bei langen Paraden. Das bekannte Bild auf dem bäumenden Pferd als Herr der Welt ist höfische Konvention. Dem Kaiser lagen Gesten und Posen nicht, weil ihm die Wirkung seiner Persönlichkeit, vor allem der großen, mächtigen, dunklen Augen genügen konnte. Die Kunst des Abstandhaltens und Abstandziehens ohne jede Gewaltanwendung, als selbstverständlichen Ausfluß gebietender und geschlossener Persönlichkeit, besaßen wenig Menschen in so hohem Grade. Trotzdem ging Hand in Hand damit die große



Hachiman-Tempel bei Kamakura





Feudalburg von Himeji

andere Herrscherkunst, ganze Männer an sich zu ziehen und zu halten, zu denen er auch gegen Wind und Strom der Beliebtheit in unbedingter Treue stand, wenn er einmal ihren Wert erkannt hatte. Sein Verdienst auch bleibt es, daß er zu Zeiten der überstürzten Aneignung allen Fremdentums stets warnend und zurückhaltend eingegriffen hat. So konnte er auch genialen und drängenden Beratern der Krone gegenüber — wie Saigo, Inouyé, Okuma — jenes Maß des Angleichens an die Umwelt halten, das die Entwicklung des erneuerten Japan so vorteilhaft von der überstürzten Verwestlichung Jung-Chinas und Jung-Indiens unterscheidet, der in Indien erst die Gandhi-Bewegung Einhalt gebot. Tatsächlich liegt der Grund zu dem Vorsprung Japans auf dem Wege zur asiatischen Führerrolle in den Monsunländern nicht zuletzt in der persönlichen Eigenart des Kaisers Mutsuhito, neben dem Riesenopfer des ganzen Standes der Samurai, des alten Wehradels der Nation. Opfer und Verzichte auf persönliches Ausleben begründen die Dauerleistung: bei der monarchischen Spitze wie bei ihrem wichtigsten wehraristokratischen Vollzugsorgan; aber aus ihnen erstand phönixgleich die Reichserneuerung und eine fast metaphysische Erhöhung für beide!

Noch größer fast als das Persönlichkeitsopfer des Kaisers ist — wie das Opfer der Frau für den Männerstaat Japan überhaupt — das Opfer der Kaiserin Haruko gewesen, von deren Leidenszügen Vay de Vaya eine feine Schilderung gibt. Außerstande, dem Reich den Thronerben selbst zu schenken, ist sie dem von einer Nebenfrau stammenden Kronprinzen Yoshihito eine Mutter, dem Hof ein kunstverständiger und schönheitsfroher, wenn auch mit einem tiefen, unverkennbaren Zug verhaltenen Sehnens ausgezeichneter Mittelpunkt gewesen. Sie schwang in glühendem Anteil in den Gefahr- und Aufstiegsperioden des Reiches mit, teilte bis zu visionären Erscheinungen die volkspsychologische Hochspannung vor der letzten Seeschlacht in der Japansee und stand in rastloser Pflichterfüllung den Neuschöpfungen des Roten Kreuzes, der freiwilligen Krankenpflege, den zahllosen Wohlfahrtswerken vor, die der Tochter des höchsten Kuge-Hofadels aus dem stillen alten Kyoto einen Verzicht nach dem andern auf ihre abgeschlossene lieb gewordene Lebensführung, eine fremdartige Last nach der andern auferlegten.

Nicht wie der Kaiser hatte sie dabei wenigstens den Trost intimen Umgangs mit einem engeren, erprobten Mitarbeiterkreise, der neben der Kunst, der Meditation und der Freude an edlen alten Weinen und einer Konversation im Stile Omar Chayams zuletzt die Haupterholung des mehr und mehr zurückgezogen lebenden, erfolggekrönten Herrschers ausmachte; wie er überhaupt, soweit der staatsmythologische Abstand es ermöglichte, des hohen Gutes dauernder Freundschaft der Besten und Erprobtesten seines Landes fähig und durch seine persönliche Treue würdig war.

Ein letzter Schatten fiel nur in diese sonst glückgekrönten Lebensschicksale aus der Einsicht, daß die schwankende Gesundheit des Thronfolgers — trotz aller Genialität seines deutschen Leibarztes Baelz — keine lange Dauer der nächsten Ära ahnen ließ, so daß die Nachfolge aus uralter Erbmasse zwar nicht der Zahl

nach, wohl aber der Lebenskraft nach, bei allem Charme der Persönlichkeiten, auf unsicheren Füßen zu stehen schien — obwohl, bei salischer Erbfolge, manche der härtesten Bindungen alter Hausgesetze und Ordnungen, z. B. das Heiraten aus einem engen Kreis ganz bestimmter Geschlechter, gelockert wurden und dadurch Raum genug für neues Leben geschaffen war.

Uralte, vorsichtige Gewöhnung des „Deckens hinter ministeriellen Bekleidungsstücken" — seit frühen Jahrhunderten in der japanischen Geschichte üblich und Japans Ständen auch im Verhältnis der Daimyo (Fürsten) zu ihren Karo (Kanzlern) vertraut — ersparte dem Kaiser persönlich jeden Rückschlag in der öffentlichen Meinung. Grollte sie der zu stark hervortretenden Zentralgewalt, empfand sie die Zugeständnisse der freiwillig versprochenen und gegebenen Verfassung nur als Dekorationen am uralten Priesterkönigsbau, so richtete sich der Zorn der Presse zuerst gegen das Oberhaus, gegen die alten Staatsmänner, namentlich des Choshu- und Satsuma-Klanes, die „Genro", vor allem Ito und Yamagata, weniger schon gegen den halbparlamentarisch geschickter geführten Marineklüngel Yamamotos, und später gegen den langsam an ihre Stelle rückenden, doch wenigstens in der Verfassung genannten Geheimen Rat (Sumitsoin) — eine Versammlung von alten Staatsmännern im Stil des römischen Senats von erbarmungsloser Unerbittlichkeit gegen Fehler ihrer Nachfolger.

Tiefe und klingende Worte sind, als vom Kaiser ausgehend, in seinem Volke verbreitet und lebendig, unter den schönsten der sogenannte Erziehungserlaß; aber die Staatsschriften, aus denen sie stammen, rühren wahrscheinlich von den Weisesten und Sachkundigsten seines Landes her. Auch deren Namen traten jedoch zurück in den Schatten, wie des Herrschers eigene, menschliche Persönlichkeit. Des Kaisers Name sogar, Mutsuhito, den er als Lebender führte, ist erloschen; er lebt in der Landesgeschichte mit der posthumen Bezeichnung seiner Ära: Meiji fort. Denn das ist in Wahrheit das Kennzeichnende der neuen und doch so uralten Kaiserwürde im Fernen Osten, daß sie nach dem Sinn der Geschichte und den Wünschen des Volkes nicht Unterbau einer glänzend hervortretenden Persönlichkeit ist und sein soll, sondern ein fast völliges Opfer seiner Persönlichkeit von ihrem Träger fordert. Nur aus dem Hintergrund — indirekt — kommen überlegener Geist und Charakter zur Wirkung. Darum dauert sie aber auch „wie Himmel und Erde" und ist wieder erneut mit der Nation so verwachsen „wie das Moos mit den Steinen" ihrer Gärten. Es gehörte Größe dazu, das menschlich zu tragen, dieser verantwortlichen und entsagenden Rolle nicht müde zu werden und dabei doch noch die Schönheit des Lebens und der Kunst, den Wert der Freundschaft starker Geister und ihres Widerspruchs, die Macht und Lust wahren Herrschens aus der Verborgenheit zu genießen, zu lieben und zu üben, trotz der Erkenntnis, die in den Augen des seit 1912 selbst zum „Kami", zum vergötterten Vorfahren, Gewordenen als Leitmotiv seines innersten Lebens zu lesen stand: daß alles eitel sei.

Das war die menschliche Größe an der Erscheinung, der Gestalt und dem Wesen des Kaisers Mutsuhito, wie ich ihn sah und soweit ich sein verborgenes Leben zu erforschen vermochte.

„Es ist wirklich ein hartes Schicksal, als Kronprinz geboren zu werden. Sofort wenn er auf die Welt kommt, wird er überall mit Etikettenbändern gefesselt, und wenn er größer wird, so muß er nach der Pfeife seiner Erzieher und Räte tanzen." So machte Fürst Ito — am 7. Mai 1900 bei einer Sitzung beim Prinzen Arisugawa wegen der Hochzeit des Kronprinzen Yoshihito am 10. Mai 1900 — in einer Bemerkung seinem Herzen Luft, die selbst den an intime Äußerungen der Genro gewöhnten E. v. Baelz „durch ihre Ungeniertheit frappierte", wobei Ito obendrein die Bewegung machte, wie wenn man Marionetten an Fäden tanzen läßt.

Dennoch hat auch Ito lange gegenüber Mutsuhitos Thronerben nicht mit der alten japanischen Idee zu brechen gewagt, „wonach dem regierenden und dem künftigen Kaiser alle denkbare Ehre erwiesen, aber keine Selbständigkeit gelassen wird."

Jedenfalls ist Prinz Mutsuhito in jenem merkwürdigen Mittelding zwischen Residenz, Gefängnis und Kloster des Tenno zu Kyoto als Sohn des Kaisers Komei (1847—1867) noch nach diesem seit Godaigos Selbstregierungsgelüsten (1336—1396) unverbrüchlichen Grundsatz erzogen worden. Um so jäher muß der Umschwung auf ihn gewirkt haben, der ihn als den zweiten Sohn des Kaisers Komei (den damaligen Prinzen Sukenomiya am 3. November 1852 zu Kyoto geboren, 1860 zum Thronfolger erklärt) nach dem Tode seines Vaters am 13. Februar 1867 in tiefbewegter Zeit auf den wankenden Thron führte, auf dem er am 4. Januar 1868 mit der Abschaffung des Shogunats (Reichsmarschallamts) und der Wiederherstellung der Kaisergewalt als Sinnbild der nationalen Erneuerung das Regierungsleitwort „Meiji" (Erleuchtete Regierung) annahm und sich noch vor Ablauf des Jahres mit der Kaiserin Haruko (Frühlingskind), Tochter eines Kuge-Adelshauses, vermählte. Es war ein schwindelnd tiefer Abgrund, über den der Sechzehnjährige aus der Sänfte, vom bis an die Augen verhängten Thronschemel des Palastinternats herab, durch die Schlachtfelder eines kurzen, aber heftigen Bürgerkrieges nach den Sälen und Wällen der Kriegerhofburg in Yedo-Tokyo hinübersprang.

Dieser Sprung bedeutete unendlich viel mehr als sonst der immer heikle Schritt vom mißtrauisch überwachten Kronprinzen zum Herrscher, da die sonderbare altjapanische Hofetikette die Erziehung junger Kaiserprinzen in fremden Häusern, nicht bei den Eltern, verlangte, was noch 1904 bei den Kindern des Sohnes von Mutsuhito, seinen Enkeln, durchgeführt wurde: bei dem heutigen Kaiser Shôwa, Hirohito, damaligen Prinzen Michinomiya, und seinem Bruder Yasunomiya, dem nachmaligen Prinzen-Thronfolger Chichibu (da der Enkel des Meiji-Kaisers lange nur Töchter hatte).

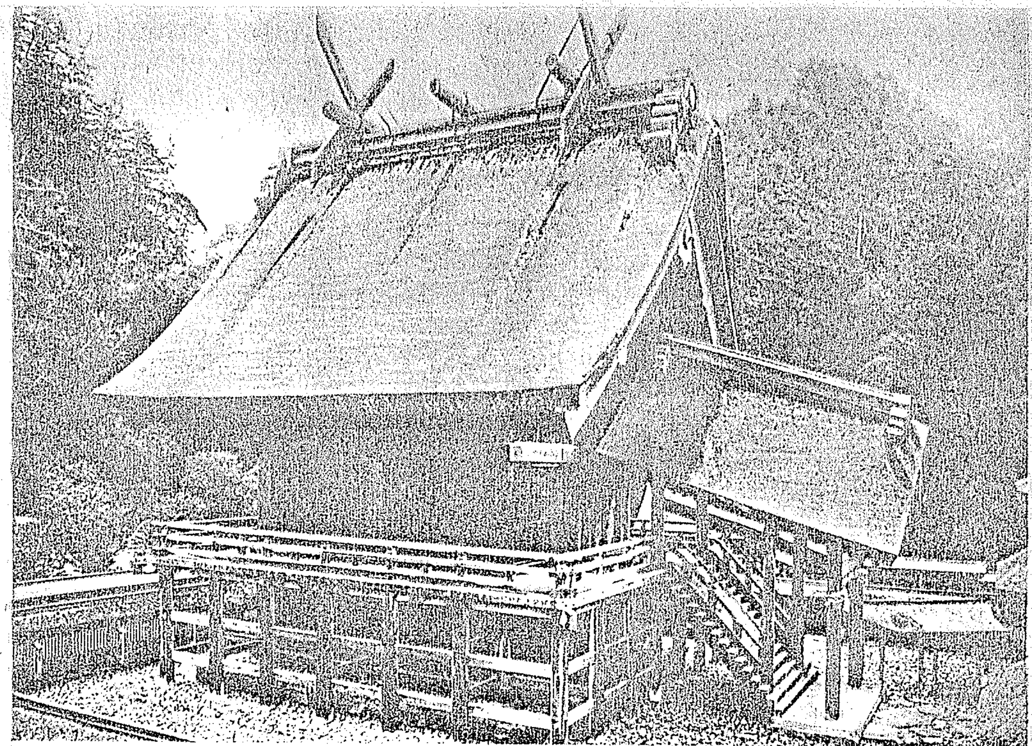
Die beiden Prinzen, die Baelz als „prächtige Buben" bezeichnet, wohnten neben der Villa der Eltern (Shidzuma bei Numatsu) im Hause des Grafen Kawamura, aber doch wenigstens — glücklicher als ihr Großvater — in der Freiheit

einer lichten Siedlung am Strande. Ganz anders eingehegt vollzog sich die Jugenderziehung des kleinen Prinzen Sukenomiya, späteren Mutsuhito, im Bann des Tennoklosters zu Kyoto, bei der eigenartigen, bevormundeten und doch zugleich hochgeehrten Stellung des Kaiserhauses gegenüber den Reichsmarschällen, einer Art Hausmeiern, mit ihren prunkenden Trutzburgen in der japanischen Geschichte. Die tatsächlichen Machthaber und Träger der Reichsgewalt, die Shogune, strebten nach früheren unliebsamen Erfahrungen dahin, jeden etwaigen Versuch der Kaiser, wieder zur wirklichen Macht zu gelangen, schon im Keim zu ersticken und sie dazu in psychischer Unfreiheit groß werden zu lassen und zu erhalten. Mutsuhitos Vater Komei hatte sich im Kampf gegen das System verzehrt. So wurden die Prinzen sofort nach ihrer Geburt der Mutter genommen und einem alten Hofbeamten und seiner Familie übergeben, der sie — im Gegensatz zu der sonst verbreiteten Mütterstillung — durch Ammen ernähren ließ und in dessen Haus ihre Erziehung genau kontrolliert werden konnte. Diese Sitte war (wie E. v. Baelz, der sie genau studierte, in seinem Tagebuch schreibt) eine wohlerwogene politische Maßnahme, ein Glied in jener Kette, die den Kaiser gänzlich isolierte, sowohl von seinen nächsten Angehörigen wie von seinem Volke. Die Kinder wurden so den Eltern entfremdet; irgendwelche persönliche Anhänglichkeit konnte sich nicht bilden — freilich auch kein Vaterkomplex. Sie hatten keine Möglichkeit, irgendwelche gemeinsame Interessen zu besprechen. Jede Begegnung war einer strengen Etikette unterworfen.

Der Kaiser durfte seine Kinder nie ohne Zeugen sehen. Wenn sie sich trafen, so waltete ein unerbittliches Zeremoniell, das jede Annäherung unmöglich machte. Auf diese Weise wurde systematisch verhindert, daß Vater und Sohn sich gegen die Machthaber verschwören konnten.

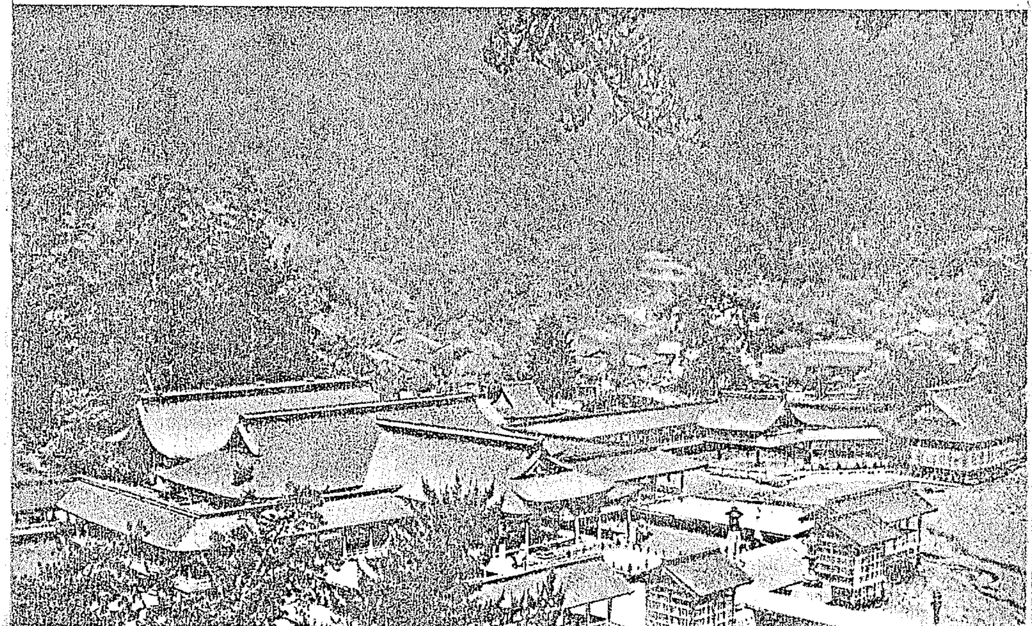
Ein furchtbares gegenseitiges Mißtrauen, gnadenlose Bespitzelung im Stile des alten venezianischen Staatsprinzips beherrschte in weit größerem Maßstab den Polizeistaat der Tokugawa, der in völliger Absperrung des Landes von 1636 bis 1854 zu einem vollendeten Kunstwerk ausgewogenen Gleichgewichts ausgebaut worden war, von dem Kundige sagten: „Von diesem verschlossenen Paradies zu hören, war Himmel; darin leben zu müssen, Hölle."

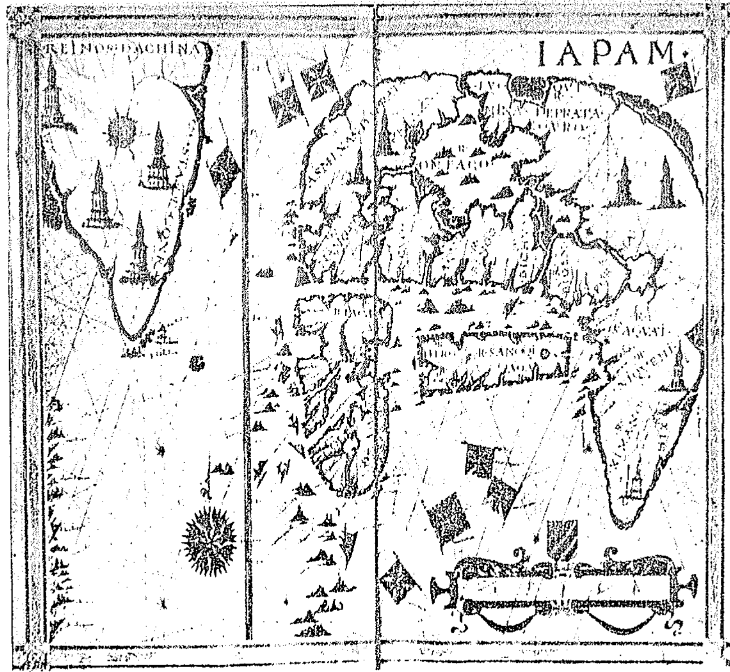
Dieses von den Tokugawa-Shogunen raffiniert durchgeführte System war so in Fleisch und Blut übergegangen, daß auch der Meiji-Kaiser seinen Sohn noch großenteils danach erzog. Wenn er den Vater besuchte, geschah es immer in zeremonieller Weise, in Gegenwart zahlreicher Beamter, wie ja auch die Beamten unter sich, namentlich seinerzeit bei Verhandlungen mit dem Ausland immer zu zweien und zweien auftretend, ängstlich vermieden, mit den Fremden allein zu sein und unausgesetzt übereinander berichteten. War der Kronprinz krank, so erkundigte sich der Kaiser stets und häufig nach seinem Befinden, aber er besuchte ihn nicht, solange nicht die äußerste Lebensgefahr bestand. Erst von 1905 an durften die kronprinzlichen Eltern die Kinder im eigenen Hause behalten; aber 100 Tage währte es, bis der Kaiser selbst einen neugeborenen Enkel zu sehen bekam!



Shinto-Tempel Izumo bei Kizuki

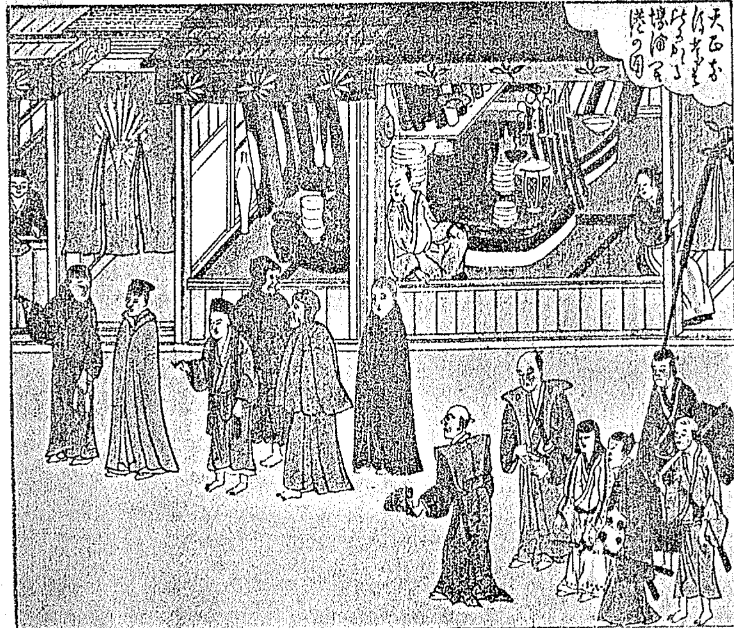
Itsukushima-Miyashima





Älteste Karte von Japan, portugiesisch (1568)

Portugiesen in Nagasaki



Unter dem vollen Druck eines Zeremoniells, das noch in seinen Ausläufern so stark war, wuchs Mutsuhito in der Klosterburg zu Kyoto und dem Lustschloß Katsura Rikyu unweit davon im Westen der Stadt auf. Aber so stark war der Bann der heiligen Stadt, des japanischen Rom, auf den eindrucksfähigen jungen Kaisersohn, daß er ungern nach Tokyo verzog, zeitlebens eine liebevolle Erinnerung an die Krönungsstadt bewahrte und eigentlich nur wider seinen Willen nicht dort begraben wurde, sondern im Bereich der neuen Fünfeinhalbmillionenstadt Tokyo sein letztes Seelenhaus fand.

„Unbestritten ein Sproß der ältesten Dynastie der Welt, wurde er von Kindheit auf in strengster Weltabgeschiedenheit erzogen, fast noch im Knabenalter — wenig über 15 Jahre — zum Priesterkönig eines hochzivilisierten und kriegerisch stolzen Volkes bestimmt. Theoretisch ein Abkömmling der Himmlischen“ (der Sonnengöttin Amaterasu, deren Heiligtum in Ise heute noch jeder Sieg der Heere und Flotten, jedes bedeutende Ereignis kundgetan wird), „mit unbeschränkter Machtfülle und mit göttlichen Ehren ausgestattet, war er in Wirklichkeit nicht viel mehr als ein Gefangener in einem goldenen Käfig, ohne jeden Einfluß auf die Geschicke des Landes.“

Kein Wunder, daß — als diese Geschicke Mutsuhito jählings aus dem goldenen Käfig heraus in den Wirbel der Machtkämpfe der südwestlichen Klane Choshu, Satsuma, Tosa und Hizen gegen das Tokugawa-Shogunat rissen — ein Erdenrest blieb und „eine zurückhaltende, fast scheue Natur“: das Ergebnis gewaltiger Spannungen zwischen der phantastisch hohen psychischen Machtstellung und den Schranken der politischen Wirklichkeit. „Er war kein Freund von prunkvollen Festen und öffentlichen Aufzügen. Seine persönliche Neigung stimmte hier mit der allgemeinen japanischen Auffassung überein, die im Kaiser gern ein halb geheimnisvolles, mystisches Wesen sah.“

So ist er aus dem Goldgrund und den geflochtenen Matten des Palastes in Kyoto als Jüngling herausgetreten; so hat er — sich wieder und wieder zurückflüchtend — in der kleinen, erlesenen Zimmerflucht der einstigen Shogunburg in Tokyo, vor einem durch eine Mauer abgegrenzten Stück des schönen alten Parkes, gelebt, ohne anders als zu kaiserlichen Repräsentationspflichten seine zahlreichen anderen Schlösser und Besitzungen zu betreten; und so ist er in verhältnismäßig jungen Jahren als Sechziger durch mitternächtlichen Prunk zu seinen Ahnen heimgefahren: in der ganzen innersten Lebensführung, aber auch in seiner vorbildlichen Treue zu den einmal als treu und würdig erkannten Persönlichkeiten folgerichtig durch die Art seiner Jugenderziehung bestimmt, so sehr er sich als Spitze des Weltreiches, als Führer eines großen Volkes aus den Hintergründen heraus darüber erhob: das ist das Geheimnis an ihm.

Diese Mystik erfuhr eine Steigerung durch die Einzigartigkeit ihres Anfangsschauplatzes, der alten Tempelstadt Kyoto, die — heute noch als eine Art Museumsstück in ihrem Charakter erhalten — vor allem schon in ihrem Stadtbild den Gegensatz der politischen Ausgangslage widerspiegelt. Im Nordosten liegt, unter dem Schatten des heiligen, zu Ota Nobunagas Zeit (1534—1582) heftig umkämpften, befestigten Klosterberges Hieisan, mehr klosterhaft als

palastartig der weitläufige Kaiserbau; im Südwesten trotzt als beherrschende Gegenfeste die barocke glänzende Überwachungsburg des Shogunats, des Reichsmarschall- oder Hausmeieramts, das seinem erlauchten Gefangenen seit 1600 alle äußerlichen Machtinstrumente entwunden hatte, soweit es nicht frühere Hausmeiergeschlechter wie die Ashikaga und die großen Lehensfürsten schon zuvor besorgten. So überschattete die politische Grundlage der überragenden Machtstellung des Shoguns gegenüber der staatsrechtlich höheren, sakrosankten, aber machtlosen des Kaisers die Jugend Mutsuhitos so sehr, daß sich fremden Beobachtern zur Veranschaulichung so eigenartiger Doppelherrschaft das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, weltlichem und geistlichem Schwert im Mittelalter (etwa auch zur Zeit der Gefangenschaft der Päpste in den Klauen des französischen Königtums in Avignon) zur Erklärung dieser seltsamen, dualistischen Teilung der Gewalt aufdrängte.

Dieser Eindruck wurde durch die Eigenart der beiden Städte Kyoto und Yedo noch gesteigert, so daß die Bezeichnung Kyotos als des japanischen Rom mit seinen fast tausend Tempeln und dem stadtbeherrschenden Aufbau der beiden gegensätzlichen Burgen, der hochgeschwungenen Tempeldächer und vielen klosterartigen Anlagen wohl berechtigt schien, während Yedo — die von Feudalresidenzen umlagerte Kriegsherrenfestung — als der deutliche Schwerpunkt der Gewalt gegenüber dem ehrwürdigen und verträumten Kyoto sich den fremden Beobachtern einprägte, die schließlich zur Erläuterung auf den im Abendland geläufigen Papst-Kaiser-Gegensatz zurückgriffen, oder auf die französische Formel: „Le Micado régnait, le Taicoun (Shogun) gouvernait!" (Brandt, Bd. II, S. 101.)

Vom „goldenen Käfig" zum Kaiserthron

Der Sprung des Reichserneuerungsprinzen in wildbewegter Zeit aus klösterlicher Abgeschiedenheit auf einen nicht mehr von Reichsmarschällen bevormundeten Thron fand weder beim Abstoßen noch beim Landen festen Grund, sondern vulkanisch bewegten, im Erdbeben zitternden Boden. Es war der entscheidende Schritt in einem Lebensweg, wie wir ihn eher in den Erzählungen von Tausendundeiner Nacht, allenfalls den Memoiren von Baber (Begründer der indischen Großmoguldynastie 1483—1530) suchen würden als in der stahldurchklirrten Wirklichkeit unserer Tage.

Mutsuhito — der Meiji Tenno — war sinnbildhaft für die ganze grundstürzende Veränderung seiner Umwelt, der er schließlich den Namen lieh: in der Jugend Träger der mystischen Ahnen-Hohenpriesterwürde, oberste Rechtsquelle ohne das Recht auf Eigenleben, ein Priesterfürst, der den gemeinen Boden nicht betreten durfte, der in der Sänfte oder im hieratischen, von schwarzen Ochsen gezogenen Phönixwagen dahinglitt von einer heiligen Stätte zur andern im heiligen, tempelerfüllten Kyoto oder dem umliegenden Ahnenlande (Kamigata), dessen Thron das Gesicht verhüllte, kaum Hände und Gewand profanen Blicken freigebend; dann im Mannesalter konstitutioneller Herrscher, der zu Pferd Paraden abnimmt, siegreiche Panzerflotten mustert, mit den Gesandten

fremder Mächte ohne Verhüllung verkehrt, Ministerien an verborgenen Drähten tanzen läßt, der aber doch immer noch als so heilig gilt, daß man stirbt, um sein Bildnis aus den Flammen brennender Schulen zu retten, daß Bahnbeamte Harakiri machen, weil durch ihre Schuld der Kaiser in nicht vorbereiteten Wartesälen unerwünschten Aufenthalt nehmen mußte, daß kluge Politiker von Rang — wie Yukio Osaki —, jahrelang aus der Heimat verbannt blieben und nicht Minister werden konnten, weil sie sich zweifelnd über seine Abkunft von der Sonnengöttin geäußert hatten, und weltberühmte Feldherren — wie Nogi — sich ihm als Totengeleite opferten.

Von der einen Dauerstellung und Gleichgewichtslage zur andern aber führte nur ein tollkühnes Wagnis im sonst so konservativen Lande des Zeremoniells über alles: eben jener Sprung aus der Obhut der Tokugawa-Vormundschaft in die Arme der südwestlichen Stämme, der Träger des Restaurationsgedankens, die sich seit 1862 in offener, aufständischer Haltung gegen das Shogunat befanden.

Ihn mußte der Fünfzehnjährige wagen, unsicher, wie er abkommen, unsicher, wie er landen würde in dem wilddurchkämpften, von Hatamoto (Shogun-Kriegern) und Samurai (Feudal-Wehradel) mit lose in der Scheide sitzenden Zweischwertern, namentlich seit der Brandnacht vom 19. August 1864, umtobten Kyoto. Freilich hatten schon eine starke Bewegung der Wiederherstellung des Shinto, der Kaiserromantik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und die Vorarbeit Kaiser Komeis den Weg für ein solches Unterfangen frei gemacht: aber eben nur frei, keineswegs sicher! Das rasche Hinscheiden zweier Shogune, Iyesada (1853—1858) und Iyemochi (1858—1866), die Nachfolge des schwachen Hitotsubashi (Tokugawa Yoshinobu-Keiki), hatten die Gegenfront gelockert, die nicht mehr an sich selbst glaubte, seit die Eingriffe der Fremden den Abwehrsinn des alten Feudalstaates zerbrochen hatten. Als Mutsuhito zwei Jahre alt war, erzwang der amerikanische Kommodore Perry die Landöffnung für die Fremden vom 13. Februar 1854 ab — nach seinem ersten Erscheinen am 8. Juli 1853 vor Uraga, dann im Golf von Yedo — vom „Souverän von Japan", worunter er aber, wie noch fünf Jahre später Lord Elgin, der Brite, und Townsend Harris, der USA.-Vertreter, den Shogun verstand —, jene Landöffnung, die eben diesen Shogun automatisch aus dem Sattel warf. Denn für die Japaner war der einzige Herrscher, der den Staat rechtlich binden konnte, der Kaiser Komei, der von 1847 bis 1867 als starrer, konservativer, aber willenskräftiger Mann in Kyoto thronte und bisher, wie seine Vorfahren, alle britischen, russischen und amerikanischen Anbiederungsversuche mit stolzer Ablehnung und dem Ruf „Vertreibt die Fremden" beantwortet hatte, den die Joito (Barbarenaustreibungspartei) bereitwillig aufnahm, die Kaikokuto (Landöffnungspartei) vergebens zu entkräften suchte. „Son-o-jo-i!" (Ehrt den Kaiser und vertreibt die Barbaren!) klang es durch das aufgestörte Land. Unter diesem Zeichen fiel, in demselben Jahre, als Mutsuhito zum Thronerben erklärt wurde, am 24. März 1860 die stärkste Stütze des Shogunats, der Reichskanzler Ji Naosuke Kamon no Kami, der mächtige Feudalherr von Hikone (der wichtigsten Paßlandschaft zwischen Ost und West), im letzten altjapanischen Vollzere-

monialattentat, „weil er den Boden des heiligen Landes den Fremden preisgegeben habe". Drei Jahre später, am 13. August 1863, beschoß eine Britenflotte Kagoshima, und vom 5. bis 8. September 1864 bezwangen britische, französische, holländische und amerikanische Schiffe den Choshu-Gau bei Shimonoseki — und auch der Kaiserhof mußte gewähren, was Ji Kamon no Kami als unvermeidlich erkannt hatte.

Denn durch das Donnern der ultima ratio der Kanonen waren die beiden stärksten Feudalherren der Restaurationspartei Satsuma und Choshu, die Herzöge Shimatsu und Mori, wenigstens von der äußerlichen Waffenüberlegenheit der Fremden überzeugt worden und überzeugten ihrerseits einige der blaublütigen Hofadelsgeschlechter (Kuge) der unmittelbaren kaiserlichen Umgebung, so daß Mutsuhitos Vater am 23. Oktober 1865 mit einem kurzen unwilligen Satz den Verhandlungen des Shogunats mit den Fremden die kaiserliche Sanktion erteilte. Aber in dieser kurzen Zeitspanne von 1860 bis 1865 war die Autorität des Kaiserthrones mächtig gestiegen, die des Shoguns tief gesunken, des „Barbaren vertreibenden Feldherrn" (Seitai-Shogun, der ursprüngliche Titel!), der sich in so grellem Gegensatz zu seinem Daseinsgrund als hilflos erwiesen hatte. Drei Jahre noch dauerte freilich der seit 1862 glimmende Bürgerkrieg, bis das Shogunat, auf der ganzen Linie geschlagen, mit zerbrochener militärischer Kraft, als ohnmächtig bloßgestellt und schließlich mit einem Rest vaterländischer Scham erkennend, daß nur Willenseinheit die Nation retten könne, am 14. Oktober 1867 zu kapitulieren bereit war, was am 9. November angenommen wurde. Erst im August 1869 verloderte allerdings der letzte Kampf der Tokugawa-Anhänger um Hakodate in Yezo, nachdem sich ihr schwacher Führer längst selbst aufgegeben hatte.

In so bewegter Zeit landete Prinz Mutsuhito auf dem wankenden Thron seines Ende Januar 1867 an den Blattern gestorbenen Vaters. Daß er ein ganz anderer war als sein starr fremdenfeindlicher, harter Vorgänger, bewies er am deutlichsten durch die ganz unjapanische Milde gegen die Führer der letzten Zuckungen des Tokugawa-Regimes. Admiral Enomoto, der den Freistaat Yezo ausgerufen hatte und seinem Landes- und Feudalherrn so heroischen Widerstand leistete wie die später auch versöhnten Aizu- und Kuwana-Feudalen, ist später noch Minister des Meijikaisers geworden; Graf Hayashi, damals ein junger, von Briten geschliffener Marineoffizier der Flotte Enomotos, wurde später Botschafter in London und unterschrieb für Mutsuhito den ersten Bündnisvertrag zwischen den Inselreichen des Westens und des Fernen Ostens im Jahre 1902; der Shogunerbe Fürst Tokugawa aber brachte es zum behäbigen Oberhauspräsidenten: drei frühe Beweise der klugen Praxis des Meijikaisers in der Versöhnung besiegter Feinde, teils vor, teils nach ihrem Tode, wie bei Saigo Takamori, der trotz dem furchtbaren Satsuma-Aufstand von 1877 sein ehernes Denkmal als großer Patriot bekam, weil er vor seinem Aufstand die kaiserlichen Truppen geschult und zum Siege geführt hatte.

Am 3. Januar 1868 bemächtigten sich die Samurai-Führer der dem abgedankten Shogun feindlichen Gaustämme (Klans) von Satsuma, Tosa, Choshu, Echizen

und Owari der bis dahin von den tokugawatreuen Aizu-Leuten bewachten Tore des Kaiserpalastes, vertrieben den Regenten (Kambaku) und die dem Shogun wohlgesinnten Hofadelgeschlechter (Kuge) und umgaben den Kaiser mit ihren Anhängern unter dem Hofadel. Am Tage darauf wurde von dem jungen Kaiser ein Edikt erlangt, das Shogunat und die Bakufu- (Kabinetts-) Regierung abschaffte und ein neues Regierungssystem, zurückgehend auf uralte Taikwa-Überlieferungen, einführte — wie überhaupt der historische Präzedenzfall in Japan fast dieselbe erlösende Rolle spielt wie im westlichen Inselreich.

Das neue Kabinett bestand aus einem Premierminister, dem kaiserlichen Prinzen Shosai, aus Shosai-Stellvertretern (Kuge- oder Feudaladel-Sprossen), denen wieder Gijo (Berater) und Sanjo (Beigeordnete) zugeteilt waren, aus acht Ministern, aus besonderen Vasallen, Choshi, und einer Art von den Fürsten zu ernennenden Abgeordneten, Koshi, die nach einem überaus verwickelten Gefüge in der Zahl von 312 ausgewählt wurden. Sieben der nördlichen, shoguntreuen Stämme wurden dabei ausgeschlossen; der geächtete Fürst von Choshu war wieder in seine Ehren eingesetzt und der Sieg der südwestlichen Landesfürsten deutlich. Am 8. Januar wich der bisherige, durch den Staatsstreich aus der Macht geworfene Shogun mit seinen aus den Stämmen Aizu und Kuwana zusammengesetzten Truppen aus dem Gegenkaiserschloß Nijo nach Osaka und verriet damit, daß der stärkere moralische Auftrieb bei der Kaiserpartei sei. Freilich erwuchs nun Mutsuhito die schwierigere Aufgabe, seine Anhänger und Freunde im Zaum zu halten. Es kam hinzu, daß zwar der britische Botschafter, Sir Harry Parkes (lange vor der amtlichen britischen Politik, die erst 1894 dazu durchstieß), den künftigen Verbündeten gegen Rußland witternd, sichtlich die Kaiserpartei ergriff, Frankreich aber lange das Shogunat stützte, bei dem es vorherrschenden Einfluß gewonnen hatte. Vom 27. bis 30. Januar wurden die Shoguntruppen zwischen Osaka und Kyoto geschlagen und fluteten nach Osaka zurück. Der Ex-Shogun flüchtete über die amerikanische Korvette Iroquois am Morgen des 31. Januar auf seine eigene Korvette Kayomaru und traf am 4. Februar in Yedo ein, ohne das angebotene Harakiri zu vollziehen, das ihm einige getreue Staatsmänner als nicht befolgtes Beispiel vormachten. Keiki zog es vor, in einen Tempel zu flüchten.

Es muß ein böser Winter für den jungen Kaiser gewesen sein, als zwischen der Abdankung des Shoguns und dem Zusammenbruch seiner Bakufu-Regierung nicht nur Hals über Kopf Mutsuhitos eigene Verwaltung in dem doch bald zu verlassenden Kyoto aufgebaut werden mußte, sondern zugleich die ganze alte Hofsitte und Umgebung verschwand, bis er am 23. März 1868 mit einem großen Empfang der fremden Vertreter das Abrücken von der Joito-Partei und die Erschließung von innen her markieren konnte, worauf die Kaisertruppen unter Prinz Arisugawa am 4. April die Übergabe der Forts von Yedo erlangten und am 25. April einzogen.

Keiki lieferte bis zum 3. Mai Schloß, Waffen und Schiffe gegen Begnadigung aus.

„Es ist eine geradezu einzigartige Tatsache", sagt G. E. Uyehara in der „Politischen Entwicklung Japans von 1867 bis 1909", „daß diese Regierung ohne

Heer, ohne Flotte, ohne Geld erfolgreich leistete, was weder die Shogune, noch die Daimyos mit allem ihrem Geld und ihren Waffen vermochten." Er sieht den Grund dafür in der Überzeugung, die ja der letzte Shogun Keiki Tokugawa selbst den fremden Gesandten gegenüber geäußert hatte, daß niemand in Japan auch nur einen Zweifel an der Souveränität der Kaisergewalt gehabt habe. Wäre das nicht im innersten Gewissen vom ganzen Volk anerkannt worden, dann würde ein so friedlicher politischer Gewaltenübergang in einem so gewaltigen Umfang niemals möglich gewesen sein, noch hätte die kaiserliche Regierung vollbringen können, was den Shogunen und Daimyos versagt blieb. „Dazu kam freilich das Bewußtsein bei allen Führern, daß die Unabhängigkeit des Landes von außen her im höchsten Grad bedroht war. Ohne die einheitliche Geschlossenheit der Rasse mit den gleichen Sitten und Überlieferungen wäre eine so völlige Gleichschaltung und Vereinheitlichung wie die Restauration von Japan in so kurzer Zeit und so friedlich undenkbar gewesen."

Am 13. April 1868 konnte Mutsuhito die erste Truppen- und Flottenschau in Osaka halten.

An einzelnen Stellen freilich flammte der Bürgerkrieg grell genug empor; er entlud sich entscheidend in der Schlacht bei Fushimi vor Kyoto, am 28. bis 30. Januar 1868; erst die Verlegung des Hofes von der alten Kaiserstadt Kyoto nach dem festen, praktischen Shogun-Regierungssitz Tokyo-Yedo am 26. November 1868 (ein großes persönliches Opfer Mutsuhitos — zugleich mit dem Opfer des alten Hofbrauchs und seiner Würdenträger) konnte die Machtübernahme endgültig zu einem sicheren Abschluß bringen. Am 5. Januar 1869 empfing der Tenno zum erstenmal die fremden Vertreter im alten Taikun-Schloß der östlichen Hauptstadt.

Von der Eroberung von Yedo bis zur Verfassungsverkündigung

„Flamme ist die Blüte von Yedo" (Kwaji Yedo no hana!). Erst als die unheimliche Brandröte der Feuerblume bei der Einnahme mit stürmender Hand durch die kaiserlichen Truppen am 25. April 1868 und am 4. Juli 1869 im Ortskampf um Uyeno die Bastionen und Tore der Zentralfeste der Reichsmarschälle aus dem Tokugawahaus wieder einmal umleuchtet hatte, als 1869 der Regierungssitz dorthin verlegt und das alte Yedo in Tokyo, „die östliche Hauptstadt", umbenannt war, konnte der Sieg des erneuerten Kaisertums, zugleich des Südwestens über den Nordosten, der nationalen Romantik und des jungen Kaisers Mutsuhito als entschieden gelten, der für beide als Sinnbild gestanden und als solches von den westlichen Stämmen auf den Schild erhoben worden war.

Aber noch blieb eine ungeheure Aufbauarbeit zu leisten, ein Wandel der Geister vorzubereiten, bis der von seinem eigenen Zentralgedanken zum dritten Reich rückeroberte Feudalstaat — der sich erst in Schönheit auflösen mußte — aus dem Polizeistaat der Tokugawa (1600 bis 1868) in einen nach innen verfestigten, nach außen verteidigungsfähigen Rechtsstaat umgeschaffen war.

Das war die Aufgabe der Zeit vom Einzug in Tokyo und der ersten Verfassungsverheißung (14. März 1868) bis zur Verfassungsverkündigung am 11. Februar 1889 und der ersten Reichstagseröffnung 1890.

Sie war von furchtbaren Krisen erschüttert; die gefährlichste war wohl — mitten in tastenden außenpolitischen Sicherungsbewegungen im nächsten Bereich (1874 Formosa-Expedition, 1875 Flurbereinigung mit Rußland durch Übernahme der Kurilen, aber Preisgabe Sachalins, 1879 Erwerb der Ryukyu-Inseln) — der Satsuma-Aufstand des Feldmarschalls Takamori Saigo (1827 bis 1877), des Heerführers im Kampf gegen das Shogunat, mit der Belagerung der kaiserlichen Truppen im Schloß von Kumamoto und der späteren Ermordung von Saigos innerpolitischem Gegner Okubo (1830 bis 1878). Nebenher lief eine starke republikanische Bewegung im Zusammenhang mit dem überstürzten Tempo der Erneuerung, deren Höhepunkte die Erklärung der Republik Yezo durch die Flotte Enomotos vom 27. Januar 1869 bis 26. Juni 1869, später die Zeit des dämonischen Volksführers Hoshi bis zu seiner Ermordung bildeten.

Der Zweikampf der Satsumaner Saigo und Okubo, aus dem Kido (Staatsmann der Reichserneuerung) durch seinen frühen Tod vorzeitig ausschied, ist nur ein besonders scharf hervorzuhebender Ausschnitt aus dem wilden Streit der einzelnen Gaustämme des Westens, namentlich zwischen Satsuma (zuerst Saigo, dann die Admirale), Choshu (Yamagata, Katsura), Tosa (Iwasaki), um die Führung des von den Tokugawa freigegebenen Staatsruders. Als Ergebnis hat sich schließlich aus den Klanhäuptlingen und ihren Gefolgsmannen unter den Samurai, aus einigen übernommenen Hausministern (Karo) der abgedankten Feudalfürsten (Daimyo) und den begabtesten Auslandsstudenten, wie Ito und Inouyé, die Bürokratie herausgebildet, die sich endlich zur Symbiose mit einzelnen politischen Parteien und Verbänden durchfand.

Zwischen diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen der Parteiwut, bei aller Vaterlandsliebe, hatte der junge Kaiser seinen evolutionären Reformweg zu finden: oftmals haarscharf an Abgründen, an Revolutionsgefahr vorbei, die erst langsam, endgültig wohl durch den Erfolg des Krieges gegen China 1894/95 und den noch größeren gegen Rußland 1904/05 abebbte und völlig verlief.

Vor allem bäumte sich der stolze Herrengeist der Nation auf gegen die Bevormundung durch das Ausland während des langen Kampfes um die Abschüttelung der aufgezwungenen Handelsverträge, namentlich gegen die Einschränkung der Zollhoheit und die exterritorialen Rechte der Ausländer. Dieser Kampf begann bereits mit der Sendung Iwakura-Ito, 1871 bis 1873, die noch als Fehlschlag endete; er erreichte seinen Höhepunkt mit dem Attentat auf Graf Okuma, der fallen sollte, nur weil er einen Modus vivendi suchte, und erlosch erst mit dem Rückzug der Fremdmächte von ihren erpreßten Vorrechten zwischen dem Chinakrieg von 1894/95 und dem japanischen Eingriff in die Chinawirren um die Jahrhundertwende. Erst das britisch-japanische Bündnis von 1902 heilte endlich den Nationalstolz von seiner am heftigsten schmerzenden Wunde, die auch zahlreiche Attentate hervorrief, u. a. gegen den Zarewitsch, den späteren Nikolaus II. von

Rußland, im Tempelhof des Miidera über Otsu am Biwa-See. Die Beilegung des Zwischenfalls kostete Mutsuhitos Regierung, namentlich Graf Aoki — der für die Sicherheit des Reisenden gebürgt hatte — viel Kopfzerbrechen und „Gesichts"-Verlust.

Zunächst reiste der junge Kaiser, nunmehr Tenno genannt, nach einem kurzen Aufenthalt in Tokyo vom 26. November 1868 bis 20. Januar 1869, wieder nach Kyoto zurück, wo er am 3. Februar eintraf und sich am 9. Februar mit der Prinzessin Haruko vermählte. Während politische Attentate, der fortdauernde Krieg im Norden, die wieder aufgeflammten Christenverfolgungen in Kyushu, die bis 1873 anhielten, die ganze Unsicherheit der Lage verrieten, kam die große Bewegung in Gang, mit der die Feudalfürsten auf Anregung von Satsuma, Choshu, Tosa und Hizen (März 1869) ihre großen Lehen dem Kaiser zur Verfügung stellten, die sie zunächst als Gouverneure zurückerhielten. Mitte April waren 118 von 276 diesem Beispiel gefolgt, und schließlich blieben nur 17 — durch besondere Bindungen mit dem Tokugawa-Haus verknüpft — außerhalb der Selbstauflösung des Feudalgefüges, die der Gewalt weichen mußten.

Immerhin konnte am 18. April 1869 die erste, aus Samurai bestehende, einer Volksvertretung gleichende Versammlung in Yedo eröffnet werden, die allerdings den Vorschlag, das Harakiri abzuschaffen, mit allen Stimmen gegen sechs, die Beschränkung des Tragens der zwei Schwerter auf die Hoftracht und die Offiziere des Heeres und der Flotte noch gründlicher ablehnte, sich scharf gegen die Duldung des Christentums aussprach und auch sonst wenig fremdenfreundlich und nachgiebig erwies.

Am 18. April verließ der Kaiser Kyoto unter dramatischen Begleitumständen. Ein Teil seiner Shimpei-Leibwache warf sich vor ihm nieder und bat ihn, Kyoto nicht zu verlassen und sich nicht durch Berührung mit den fremden Barbaren zu beflecken; als Mutsuhito sich weigerte, ihrem Wunsch nachzugeben, und abreiste, erklärten sie, daß sie ihn begleiten würden, um ihn zu beschützen. Der Regierung blieb nichts übrig, als ihr fragwürdiges Geleite zuzulassen; so zog Mutsuhito am 9. Mai 1869 mit 2000 Zweischwertermännern in Tokyo ein, wo bald ein Plakat erschien: „Die Vertreibung der Barbaren bleibt das wichtigste Gesetz des Landes", das beständige Angriffe auf die Fremden im Gefolge hatte. Sechs Monate währte es, bis man wagen konnte, die Kaiserin ihrem Gemahl von Kyoto nach Tokyo folgen zu lassen. So hoch gingen die Wogen der nationalen Leidenschaft auch um den neugefestigten Thron.

Man wird sich danach ein Bild von der viel größeren Leidenschaft machen können, mit der der Stamm- (Klan-) und Parteikampf die mit dem Verfassungsgelöbnis verheißene, mit der Kabinettsbildung des Fürsten Ito 1885 in feste Bahnen geleitete Verfassungsverkündigung umtobte, den Ausbau der Wehreinrichtungen zu Lande und zur See begleitete und als gefährlicher Chor die unausgesetzten Versuche zur Abschüttelung der Fremdenverträge umklang. Die Gewalttätigkeit der nationalen Romantik, der Shinto-Wiederherstellung, hat dabei dem japanischen Barock und Rokoko der überfeinerten Yedo-Kultur unersetzlichen Schaden getan, zumal man auch — wegen seiner Verbindung mit



Ota Nobunaga



Taiko Toyotomi Hideyoshi

dem Shogunat als einer Art Staatskirche — gegen den Buddhismus, seine kirchliche und kulturelle Machtstellung, seine Klöster und leider auch seine Kunstschätze vorging.

Es ist ein bleibendes Verdienst Mutsuhitos, daß er in dieser aufgeregten Zeit überall mildernd, beruhigend eingriff — im Stil jener wiederbelebten altjapanischen Ringkünste, des Jiujitsu, das übersteigerte Angriffe durch die eigene Heftigkeit und Wucht zu Fall oder zur Ermattung zu bringen sucht. So verfuhr man zunächst mit den sich als untauglich herausstellenden Volksvertretungsanläufen von 1870, gegenüber den zahlreichen Bauernrevolten (Echigo, Hikone, Bungo, Shinano u. a.), besänftigte durch Fürst Iwakuras Geschick das grollende Satsuma-Land und Tosa, so daß im April 1871 die Zusammensetzung der neuen Kaiserarmee im wesentlichen aus Satsuma-, Choshu- und Tosa-Truppen bekanntgegeben werden konnte.

Noch bestand eine gefährliche Abhängigkeit der Krone von den südwestlichen Stämmen; sie trieb unter peinlichen Finanzschwierigkeiten der Satsuma-Krise von 1877 entgegen. Inzwischen wurden — manche überstürzt — westländische Errungenschaften dem gärenden Lande aufgedrängt: 1873 der Gregorianische Kalender; 1872 die sehr kostspielige Eisenbahn Tokyo—Yokohama; der Telegraph; die zu Anfang zügellosen und schwer zu bändigenden Zeitungen; die allgemeine Wehrpflicht; 1885 das erste Kabinett mit neun Fachministern unter dem Vorsitz von Ito; 1888 als vorausgenommene Bremsvorrichtung der Staatsrat; 1889 endlich die Verfassung, klug eklektisch aufgebaut und zusammengefügt aus uralten Erbwerten und im Westen, namentlich in Preußen und Bayern ausgewählten erprobten Einrichtungen; 1890 der erste Reichstag.

Aber nur eine eingehende, den Raum dieser Lebensbeschreibung weit überschreitende Geschichte des japanischen Parteiwesens könnte verraten, wie viele erdbebenartige Bewegungen der endlich von Ito der Öffentlichkeit preisgegebene Verfassungsbau unter der Decke zu bestehen hatte, ehe er zustande kam, welche Arbeit von Sanjo, Iwakura, Saigo, Kido, Itagaki und Okuma, vor allem von Ito, an ihrer Vorbereitung hing; wieviel Verantwortung für das wild schwankende, luvgierige Staatsschiff dabei Mutsuhito trug.

Dazwischen lag der Fehlschlag der ersten großen Staatsmänner-Rundreise vom 23. Dezember 1871 bis 13. September 1873 mit Iwakura als erstem, Kido, Okubo, Ito und Yamaguchi als zweiten Botschaftern, die zum erstenmal ein wirkliches und zutreffendes Bild der Machtverhältnisse auf der Erde heimbrachten, das die rechte Stelle, eben den jungen Kaiser, überzeugend erreichte — gerade noch zur rechten Zeit, um dem Drängen Saigos auf eine vorzeitige Korea-Expedition den nötigen Widerstand entgegenzusetzen, der freilich Kido, Saigo und Okubo der Reihe nach das Leben kostete. Denn Lebensgefahr bedeutete es, in dem unter seiner Zeremonialdecke von glühender, südlicher politischer Leidenschaft erfüllten Volk Politik, auswärtige oder innere, zu treiben; selbst die bloße Militärorganisation nach fremden Heften konnte, wie der Vizekriegsminister Omura erfuhr, das Leben kosten. Er wurde mitten in seinem Choshu-Lager mit vier Begleitern von Shimpei-Ronin niedergehauen.

So schwebte mit gelassen ertragener Selbstverständlichkeit über dem Meijikaiser wie allen seinen Räten, bis zum Erfolg des Chinakrieges, die Möglichkeit eines gewaltsamen Endes wie eines republikanischen Ausbruchs, den 1872 bei einem Besuch des Kaisers in Kagoshima der alte Shimazu Saburo schon angedroht, mit dem Hoshi und seine Bewegung gespielt hatten. Der Saga-Aufstand Etos 1874 wie der Satsuma-Aufstand Saigos 1877 mit seinen achtmonatigen Kämpfen bewiesen, wie schnell sich Widerstände zu ernsten Gefahren zusammenballen konnten, bis die Verfassungsverkündigung eine Bühne schuf, auf der sich fortan von 1890 ab die Leidenschaften wieder in konventionelleren Formen austoben konnten.

Harte Großmachtlehrjahre

„Das Kaiserreich Japan soll beherrscht und regiert sein von einer ungebrochenen Linie von Kaisern in ewigen Zeiten." So klingt der erste von den 16 ersten dem Kaiser geltenden Sätzen der japanischen Verfassung, verkündet am 2549. Reichsgründungstage des Jahres 1889. Die Staatslegende verlegt den Reichsgründungstag (Kigensetsu) auf den 11. Februar 660 v. d. Ztwde., der seitdem ähnlich gefeiert wird, wie im faschistischen Italien der Geburtstag Roms am 21. April, als ein heiliger Tag, mit dem alten chinesischen Neujahr zusammenfallend, auf das wohl ursprünglich bewußt der Festtag geschoben worden war. „Ewig wie Himmel und Erde, ohne irgendeinen Stamm- oder Familiennamen" gilt auch der japanischen Verfassung die Trägerreihe der Kaiserwürde. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Nation in einem Anfall von Verzweiflung an allen ihren anderen Institutionen, in höchster Bedrängnis des Vaterlandes von außen her, zu diesem Grundfelsen zurückkehrte.

Das bedingte für den jeweiligen irdischen Vertreter die Verpflichtung, dem brennenden Wunsch des stolzen Volkes und namentlich seiner aus etwa 400000 Familien bestehenden Kriegerkaste nach Wiederherstellung ihrer alten Machtstellung und Weltgeltung, vor allem ihrer völligen Unabhängigkeit von aufgezwungenen Vertragsfesseln zu genügen. Über das Wunschziel als solches bestand Einmütigkeit. Tiefgehende Spaltungen erwiesen sich nur beim Tempo des Vorgehens, in der Einschätzung der wirklichen Macht des Auslands und darin, ob der Befreiungskampf gegenüber den aufgezwungenen Verträgen oder die Ausdehnungsbewegung in die Umwelt den Vorrang verdiene. Beider notwendige Grundlage war eine Panzerung mit dem Wissen und technischen Können des Auslandes und eine Vorbereitung durch geistige und stoffliche Rüstungen an den obersten Grenzen der Tragkraft des im Grunde armen und durch die Erneuerungskämpfe schwer erschütterten Reiches. Vor allem war eine Voraussetzung des Gelingens ein innerer Wandel von Eng- zu Weiträumigkeit, eine Umwertung der ganzen Raumvorstellungen und Kulturanschauungen. Hier ging Mutsuhito mit Beispiel und Lehre voran.

Aus dem engen, durch Hieisan, Atagoyama, Nordberge begrenzten Becken von Kyoto, in das nur im Süden der innerste Winkel der Inlandsee hereinglänzte — wo sich die landfeste Kernzelle Japans, das Ahnenland (Kamigata) mit der

flüssigen der Inlandsee (Seto no uchi umi) berührte, vermählte, und der Kaiserahne Jimmu Tenno in der Stadt der schnellen Wellen, dem heutigen Osaka, ans Land gestiegen war, um das Reich zu gründen —, folgte für den Reformkaiser zunächst die Übersiedlung in die weitere Ebene des Kwanto um Tokyo, mit dem Fuji zu Häupten und der freien Doppelöffnung in den Pazifischen Ozean, mit dem rauchenden Oshima-Vulkan davor. Das war eine unvergleichlich größere, meerverbundene Landschaft, in der die Hauptstadt mit ihren heutigen $5^1/_2$ Millionen, der größte Ausfuhrhafen, Yokohama, und der feste, schützende Kriegshafen Yokosuka hintereinander wie Zentralgehirn, schaffende Hände und Wehrrüstung des Reiches sich vom Reichsoberhaupt überschauen ließen. Dann folgte eine Reise durch das Reich bis zum Südende von Kyushu, der Bucht von Kagoshima. Nur ins Ausland durfte der damalige Erbe der drei Reichskleinodien der Sonnengöttin, des heiligen Schatzes: des Schwertes, des Spiegels und des Juwels, noch keinen Fuß setzen; diese Schranke fiel erst für seinen Enkel, und ihre Überschreitung machte dann noch viel böses Blut.

Wie in diesem einen Fall mußte sich die Vorbereitungsarbeit für die von Richthofen als unerhört gerühmte Verwandlung latenter Energie in kinetische zuerst an stark verankerter Gewöhnung und inselhaften Vorurteilen abmühen. Gelang doch erst vier Jahre nach der Thronbesteigung die Abschaffung der Blutrache nächster Verwandten füreinander, mit einer tiefen Verbeugung vor dem guten alten Brauch in einem Edikt, in dem der Staat erklärte, daß er von nun ab diese ehrenwerte Pflicht auf sich nehmen würde. Ähnliche Kämpfe kostete die Abschaffung des Zweischwertertragens der Samurai und deren loser Gebrauch durch die Ronin (Freilanzen), die doch Voraussetzung einer wirksamen Heeres- und Polizeiorganisation und halbwegs geordneter Beziehungen zu den fremden Mächten, eines Kampfes gegen deren Sonderrechte war. Disziplinierter freilich als die Kriegerkaste der Shizoku waren die Heimin, das Volk selbst.

Sein fast unbegrenzter guter Arbeitswille, die Hingebung, mit der namentlich der Kleinbauernstand eine ungeheuerliche Steuerbelastung ertrug, hat den Aufbau einer Rüstungsindustrie bei beständiger Staatsführung, aber auch mit großen verlorenen Kosten und schweren Verlusten (z. B. beim Stahlwerk Wakamatsu) möglich gemacht, die Schöpfung einer geschickt subventionierten Handelsflotte gestattet, die in großen Tonnagesprüngen — jeweils gleichläufig mit den Kriegen — bis zu 5 Millionen Tonnen aufstieg, den industriellen Überbau des übervölkerten Landes ertragen lassen.

Aber freilich waren die Federn zuweilen bis zum Springen belastet; und mißtönig pfeifend, warnend, fuhr der Dampf aus den Sicherheitsventilen der Reichsmaschine, so daß in der Zeit von 1890 bis 1895 die Ausschau nach außenpolitischer Ablenkung des innenpolitischen Überdrucks nahe lag.

Erfolge in dieser Richtung schienen bei der damaligen Wehrlage im Pazifischen Ozean gegen die flottenstarken Kolonialmächte alten Stils, wie England und Frankreich, kaum denkbar, gegen die — sich damals noch in freundlicher Protektorpose gefallenden — Vereinigten Staaten und gegen den gewaltigen Kontinentaldruck des Zarenreiches unmöglich; wohl aber vielleicht waren sie

erreichbar gegenüber den unter chinesischem Halbschutz stehenden Zwischengebieten Korea und Formosa, die — schon früher mit begehrlichen Blicken betrachtet — seit 1874 das Ziel näherer wehrpolitischer Aufmerksamkeit, vereinzelter Probeeingriffe und vertragsmäßiger Vorbereitung waren. Voraussetzung blieb freilich, daß die stille heeresorganisatorische Schulung der Landstreitkräfte (an deren Erziehung und Führerbildung der deutsche Generalstäbler Meckel 1884 bis 1888 hervorragenden, in Japan dankbar gefeierten Anteil hatte), die nach britischem Muster geschulte Flotte mit ihren zwei homogenen Kreuzergeschwadern und die Transportmittel der durch Subventionen hochgezüchteten Dampferlinien, namentlich der Nippon Yusen Kaisha (am 1. Oktober 1885 aus zwei Teilgründungen von 1871 und 1882 entstanden) ihre Schuldigkeit taten; ferner, daß es durch eine Kriegführung mit schnellen Stößen und geschickter Lokalisierung auf den handelspolitisch weniger wichtigen Norden Chinas gelang, die fremden Mächte bis zu einem gewissen Abschluß von Eingriffen fern zu halten: also ein Verblüffungserfolg.

Aber gerade solche Erfolge bedürfen einer Umsicht der Vorbereitung, die über dem glatten Abrollen der Ereignisse selbst dem Kenner leicht entgeht. Welcher Aufwand an innerpolitischer, an wirtschaftlicher Entwicklung die Voraussetzung war nur eines Überseetransportes der japanischen Landstreitkräfte, der Finanzierung eines Krieges von so kurzer Dauer wie der Chinesisch-Japanische, das enthüllen solche Arbeiten wie Uyeharas Werke oder Kennedys „Changing Fabric of Japan". Aber nur eine Nachprüfung aller japanischen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften der Meiji-Zeit — im bloßen Aufzählen ein Vielfaches dieser kurzen Lebensbeschreibung! — würde alle die vergeblichen Anläufe, alle die Rückschläge enthüllen und bloßlegen, die überwunden werden mußten. Viel Lehrgeld war zu entrichten, bis sich zuerst die spärlichen Erfolge in der nationalen Rüstungsindustrie, dann in der Entwicklung der stark unterstützten Seeschiffahrt und Meerernährung, endlich in der allgemeinen Industrialisierung zeigten, die sich — bei der grausamen Wahl zwischen der Ausfuhr von Menschen oder Gütern und Waren (zuerst um 1884 vor Japan aufgerichtet) — als unvermeidlich erwies.

Eine ganz besonders wichtige Schutzaufgabe war dabei die Erhaltung des Grund und Bodens an gefährdeten Stellen in japanischer Hand, damit nicht das kapitalmächtige Ausland sich durch Auskaufen die besten Ergebnisse vorweg sichern konnte. Sie war erfüllbar durch die altjapanische Fiktion, daß alles Land als Nationalgut Besitz des Kaisers sei und nur in einer Art von Lehensgebrauch der Nutznießer und Bearbeiter stehe, so daß jede Rechtshandlung eines Japaners für ungültig erklärt werden konnte, die auch nur ein Stück Heimaterde in fremden Besitz gebracht hätte. Erst lange nach Mutsuhitos Tod, als die Gefahr des Ausgekauftwerdens für das durch die Nachkriegskonjunktur reich gewordene Japan nicht mehr bestand, ist dieses Verbot des Landverkaufes unter Gegenseitigkeitsdruck von Amerika aus gefallen. Aber bis zum Erlangen der Großmachtstellung hat es als Schutzmittel seine Schuldigkeit getan.

Nach allen diesen Vorbereitungen, bei denen sich das Reich, seinem eigenen Sprichwort gemäß, allerdings wie ein Vogel vor dem Auffliegen zusammen-



Die Schlacht von Sekigahara



Jyeyasu Tokugawa

geduckt hatte, daß ihm fast die Gelenke und die Schwingen brachen, haben die Regierungen Mutsuhitos zwei blutige, opfervolle Kriege im rechten Augenblick, nach gründlicher Vorbereitung, mit sorgfältiger Vorbehandlung der öffentlichen Meinung der Welt, entfesselt und zum glücklichen Ende gebracht. Gewiß ist dabei eine Schonung des besiegten Gegners, eine menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen und Verwundeten gewahrt worden, die — gleichfalls ein Werk gründlicher medizinischer und hygienischer Vorbereitung Japans, zumeist durch deutsche Erzieher — für alle christlichen Partner der alliierten Mächte des Weltkrieges vorbildlich hätten sein können, wie der Opfermut, mit dem die junge japanische Armee sich der kriegerischen Tugenden ihrer Vorfahren wert erwies.

Auch hier ist ein persönliches Eingreifen Mutsuhitos bezeichnend und führend gewesen, das er in der Form des Kurzgedichtes volksbekannt machte: „Um der Heimat willen vernichtet ihren Gegner — aber laßt nicht der Brüderlichkeit Sache vergessen sein!" („Kuni no tame — ada nasu ada wa — kudaku tomo — itsukushimu beki — koto na wasure so!"; im Regierungsjahr Meiji 37 — 1904 verfaßt.)

Grundverschieden von Seelenstimmungen wie solchen, aus denen die Zerstörung deutscher und österreichischer Friedhöfe und Denkmäler durch Franzosen und Polen hervorging, ist jene andere, die in Port Arthur über der Stätte furchtbarer Verluste ein weißes Marmordenkmal mit russischer Inschrift für die vor Port Arthur gefallenen Offiziere und Mannschaften erbaute und nur auf einer Seite in ostasiatischen Schriftzeichen meldete, daß es 1907 von der japanischen Regierung errichtet worden sei: für die 14631 Helden, die ringsherum in den Gräbern schliefen. Auch die Erziehung zu solcher Gesinnung gehörte nach Mutsuhitos Meinung zur Vorbereitung auf einen heroischen Weltmachtwerdegang!

Vom Winkelstaat zur Weltmacht in zehn Jahren

„Schiffen im Hafen, liegend vor Anker, nachts raunt eine Stimme zu: draußen im Wogengang werdet ihr wissen: Nacht wird vom Frührot geschlagen!" (Minato bune ikari wo aguru koe no uchi ni namiji shiramite: Yo wa ake ni keri!) So klang ein Preiswettbewerbslied der Kaiserin Haruko bei dem alljährlichen Kurzgedichtwettkampf, in dem die Gemahlin Mutsuhitos rückschauend in die Zeit zwischen dem Sieg von Tsushima in der Japansee und der Annexion von Korea sinnbildlich den märchenhaft schnellen Werdegang überdachte, vom Winkelstaat — als der Japan leider noch bis 1894 betrachtet wurde — zur Weltmacht — die Japan 1905 unzweifelhaft zu werden begann — als das Thema gegeben war: „Schiffe im nächtigen Hafen!"

Es war eine folgenschwere Ausfahrt, die mit dem Kampf des homogenen japanischen Kreuzergeschwaders gegen die technisch im Material weit überlegene chinesische Flotte an der Yalumündung am 17. September 1894 begann. Aber ein zähes diplomatisches Ringen ging voraus. Denn die Landbrücke von Korea war ja nicht erst seit Saigo, der bereits 1874 zum Kriege gegen Korea drängte, ein japanisches Wunschziel. Eine kriegerische Ahne Mutsuhitos, die letzte große

Erinnerungsfigur der einstigen südjapanischen Mutterherrschaft (des Matriarchats), Jingo Kogo, hatte bereits 203 n. d. Ztwde. Korea kriegerisch überzogen. Lange war der japanische Einfluß in den koreanischen Südländern vorherrschend und machte immer wieder Anläufe dazu, verlorene Stellungen wiederzugewinnen; Hafenkolonien in Fusan und Gensan hielten sich dauernd. Von 1592 bis 1598 überzog der Emporkömmling Toyotomi Hideyoshi, der Taiko, Korea mit Krieg, als Vorstufe der geträumten Eroberung Chinas, und erst 1610 bis 1615 machte der erste Tokugawa-Shogun Iyeyasu dem Krieg formell durch Frieden mit China und Korea ein Ende, in dem eine Art von koreanischem Nelson mit Vorläufern gepanzerter Schiffe als Retter seiner Heimat hervorgetreten war. Kein Wunder also, daß der hervorragende Seeräuberstamm Japans, der Satsuma-Klan Saigos, nach Beendigung des Kaiserkampfes, des Boshin-Krieges, das nächstliegende, lohnende überseeische Ziel in Korea sah. Aber zum Glück erkannten Okubo, Iwakura und Ito, daß Japan längst noch nicht reif für ein solches Unternehmen war, und der Kaiser trat auf ihre Seite.

Tiefer auch saß beim Kaiser als bei anderen seiner Staatsmänner das Mißtrauen gegen die Träger der Macht auf dem flüssigen Element des Meeres, an deren Leistung das Gelingen oder Versagen jeder überseeischen Expedition von Anfang an hing. Wohl war die Erinnerung an die meuternde Flotte Enomotos und die Republik Yezo inzwischen durch die Leistung der Formosa-Expedition von 1875 verdeckt. Aber sein Vertrauen zum Landheer und zum Choshu-Klan war größer als das zu den beweglicheren Satsuma; und noch in späten Jahren hat es zwischen Kobe und Osaka einmal lange gedauert, bis man eine plötzlich aufgeflackerte Hemmung des Kaisers gegen das Anbordgehen bei einer großen Flottenparade in bewegter See wegräumen konnte.

Einmal zu Überzeugungen verdichtete Eindrücke hafteten bei Mutsuhito fest und tief. Zu leicht übersieht man — nach dem Erfolg — bei den beiden Feldzugsanlagen von 1894 und 1904 durch Korea zur Südmandschurei (worin Marschall Yamagata Meckel folgte), bei der zweimaligen Erstürmung von Port Arthur, der Seefeste am Südende von Liautung, und den abschließenden Inselexpeditionen, 1885 nach Formosa, 1905 nach Sachalin, welche ungeheure Verantwortungslast der Kaiser selbst dabei übernahm und durchzuhalten hatte. Ein Rückschlag zur See, ein Wandel der in beiden Kriegslagen nie ganz sicheren außenpolitischen Konstellation mit einem Flotteneingriff von außen her, wie er 1895 bei den Friedensverhandlungen zu Shimonoseki durch die weit überlegenen Ostasienflotten Rußlands, Frankreichs und leider auch Deutschlands tatsächlich drohte: und die über See eingesetzte Wehrblüte, die beste Jugendkraft Japans war unter Umständen verloren, die Heimat in politische Verwicklungen von unabsehbarer Tragweite gestürzt. Das alles hatten der Kaiser und seine Räte klar gesehen, erwogen und dennoch den Einsatz gewagt, weil 1894 die ganze Weltgeltung, Zukunft, Bündnisfähigkeit des Reiches, die Abschüttelung der tiefverhaßten Fremdverträge daran hing, daß ein weithin sichtbarer Außenerfolg, aus innerer Not herausführend, das Reformwerk krönte, das sonst in einem übervölkerten Winkelstaat hätte verkümmern müssen, und 1904 alles das noch einmal der größten Festlandsraubmacht gegenüber auf dem Spiele stand.

Dazwischen lag die von der ganzen Welt bereits argwöhnisch beobachtete Teilnahme japanischer Schiffe und Truppen an der Befreiung der in Peking eingeschlossenen Gesandten nach der Ermordung des deutschen Freiherrn von Ketteler und den weiteren sogenannten Boxerwirren. Daraus zog leider nur England den Schluß auf die unbedingte Bündnisfähigkeit des erneuerten Inselreiches in Ostasien und verwandelte ihn 1902 zu seinem größten Nutzen in die Tat eines vollzogenen, später zweimal abgeänderten und erst 1922 unter amerikanischem Druck aufgegebenen Bündnisses. Lange hatten Mutsuhito und seine Berater Deutschland mit in das System zu ziehen versucht, wofür Ito, Yamagata, Katsura und namentlich Goto gestimmt hatten, während Hayashi — in freilich schwieriger Lage — auf beiden Achseln trug und der frühere Londoner Botschafter Kato dagegen arbeitete. Ausstrahlungen einer im Grunde deutschfreundlichen, vor allem auch auf den Einfluß von Baelz und monarchische Gemeingefühle zurückzuführenden Haltung Mutsuhitos — trotz einiger unweiser Kränkungen — wirkten noch über seinen Tod hinaus in gegenseitigen Rückversicherungsgedanken und zuletzt im Protest seines Sohnes Yoshihito gegen die Auslieferung des deutschen Kaisers nach dem Kriege.

Bei der Kriegführung 1894 berieten den Kaiser sein Feldmarschall Yamagata vor allem für das Heer und die Operationen, die beiden Ito, der Kanzler und der Admiral, für den diplomatischen Ablauf und die Flotte. Gegenspieler auf chinesischer Seite waren Lihungtschang und sein Beauftragter in Korea, Yüanshikai. Mehr als einmal habe ich mich persönlich überzeugen können, wie tief in führenden japanischen Kreisen der Haß auf Yüanshikai saß: wegen seiner damaligen Ränke und Verschlagenheiten, vor allem aber wegen des Verrats an dem Reformkaiser Kwanghsü. Mutsuhito selbst legte die Verantwortung für die Unterwühlung und den Sturz der chinesischen Tatsing-Dynastie auf diesen Mann, den 1916 dafür die japanische Rache erreichte. Man wollte 1894 wohl der chinesischen Einmischung in Korea unwiderruflich ein Ende machen, verlor aber nie jenseits der einmal notwendigen Abgrenzung die Notwendigkeit künftiger Kooperation beider Ostasienmächte aus den Augen und sah sie durch Yüanshikai entscheidend gefährdet.

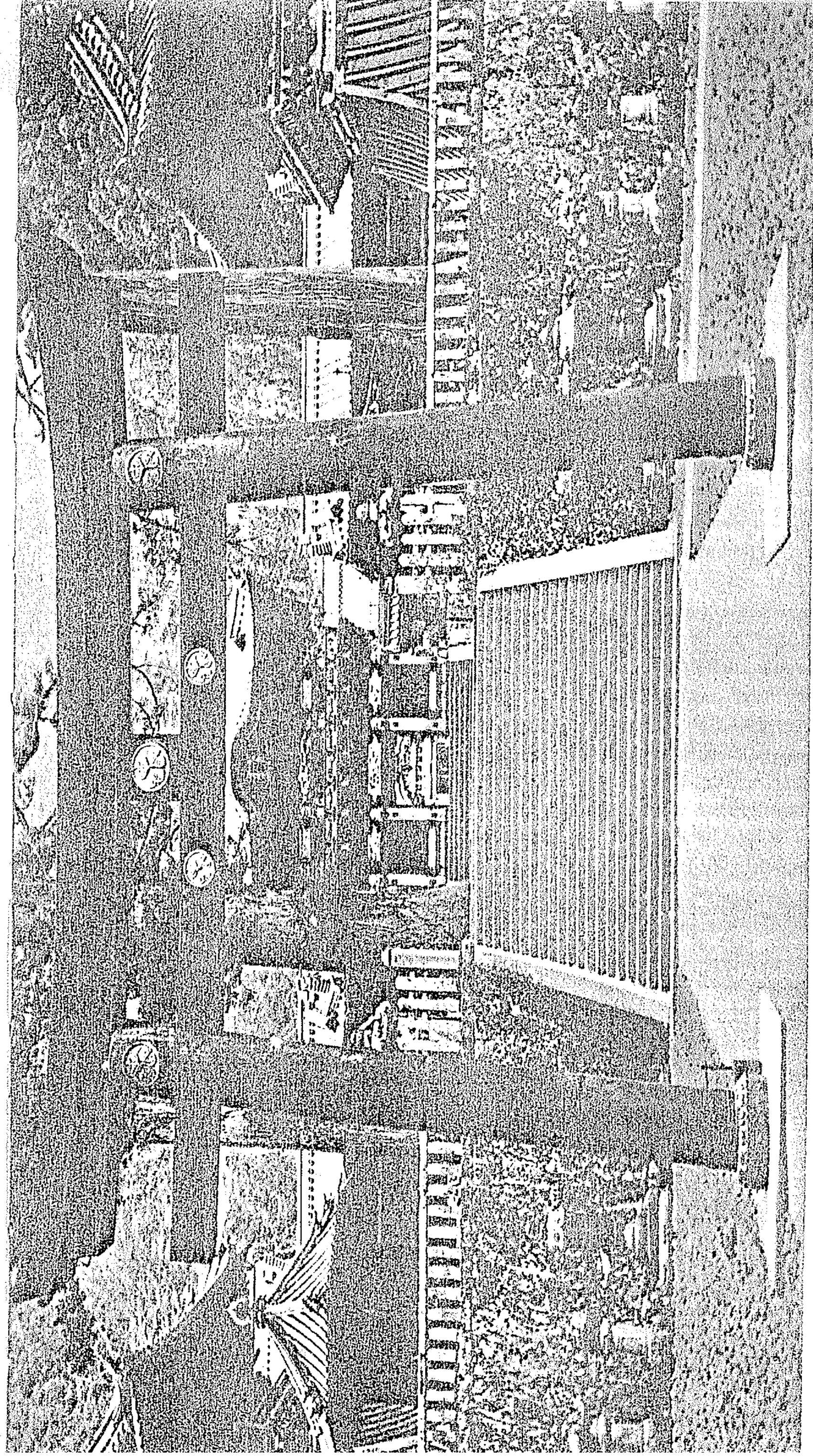
Während meines Aufenthaltes in Japan beim Besuch des den Japanern sichtlich sympathischen chinesischen Generalstabschefs, des Mandschuprinzen Tsaitao, erhielt ich dafür schlüssige Beweise, konnte mich auch überzeugen, wie lebendig und weitgehend — trotz aller Zurückhaltung gegenüber der Öffentlichkeit — der Verantwortungsanteil des Meiji-Kaisers an dem Umschwung zwischen 1894 und 1905 war.

Die äußeren Ereignisse dieses Jahrzehnts stehen in den Blättern der Weltgeschichte: der Seesieg am Yalu vom 17. September 1894 ermöglichte den durch den Übergang über den Yalu am 26. Oktober abgeschlossenen Vorstoß durch Korea gegen chinesische Truppen und die schlecht organisierten eigenen Kräfte der Halbinsel; am 21. und 22. November 1894 wurden die von dem Deutschen

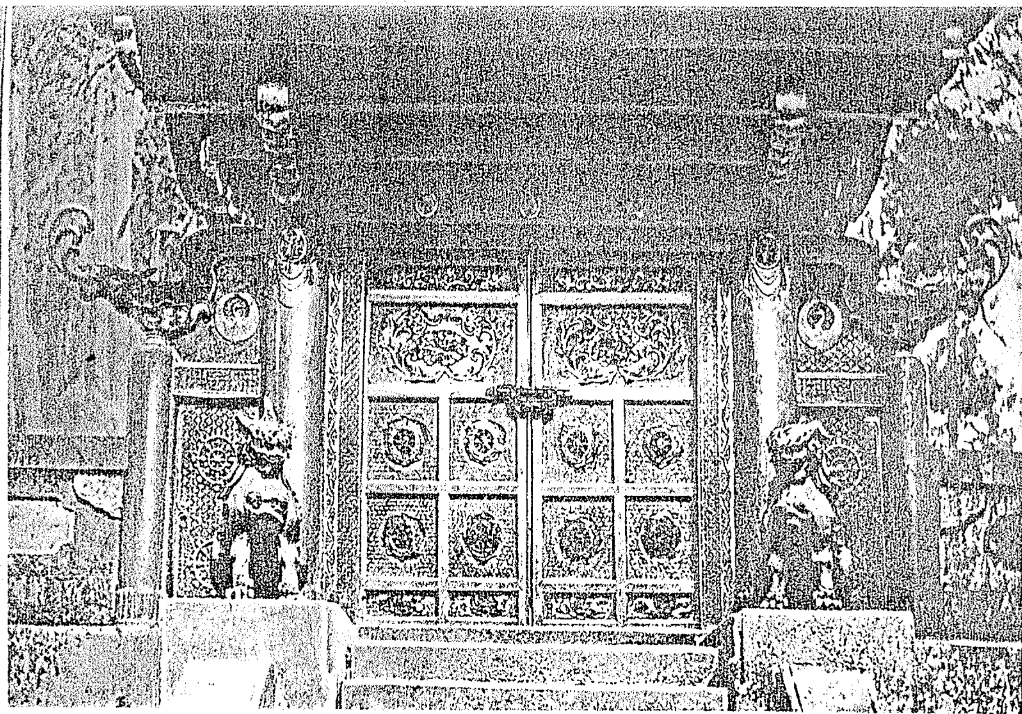
Hannecken angelegten, aber von den Chinesen ganz ungeschickt verteidigten Festungsanlagen von Port Arthur überrannt; vom 30. Januar bis 14. Februar 1895 Weihaiwei, die „gewaltige Seewache", erstürmt und dabei die chinesische Nordflotte teils vernichtet, teils in Besitz genommen; weiterer Druck in der Mandschurei erzwang dann am 8. Mai den Frieden von Shimonoseki, in dem China die Unabhängigkeit Koreas in einer für ostasiatische Diplomatie höchst charakteristischen Verflechtung anerkannte, Formosa und die Pescadoren abtrat und eine stattliche Kriegsentschädigung zahlte. Die Südspitze der Mandschurei freilich, mit dem eroberten Port Arthur und den großen Entwicklungsmöglichkeiten der Dairen-Bucht, wurde Japan durch Rußland, Frankreich und Deutschland wieder abgedrückt, während England die Gelegenheit wahrnahm, um dabei seitab zu bleiben, nachdem es sich anfänglich beteiligt hatte, und die — schon von Sir Harry Parkes angebahnte — Schwenkung von dem bis dahin begünstigten und mit Flottenbedarf unterstützten China zu Japan vorzubereiten. Schon 1900 zeigte sich im Raum zwischen Shanhaikwan, den Takuforts und Peking, daß die wirklich an Ort und Stelle mit entscheidenden Kräften auftretenden Mächte im Fernen Osten künftig Japan und Rußland sein würden, nicht die buntscheckigen Landungskorps europäischer Westmächte.

Zunächst schien Rußland weit im Vorteil für das heraufkommende Ringen: es bereitete die Ausgangsstellungen vor, besonders die 1898 erfaßte Liautung-Stellung, besetzte 1900 die Mandschurei, traf Geheimabkommen mit China.

In der Frage, wie weit hier ein Kampf bis zur letzten Entscheidung unvermeidlich sei oder nicht, gingen die Meinungen der erprobten Ratgeber Mutsuhitos auseinander: Fürst Ito und Goto mit ihm hielten eine Verständigung mit Rußland für möglich; deren Träger auf der andern Seite war namentlich Sergei Juljewitsch Witte, der die ungeheure Möglichkeit einer deutsch-russisch-japanischen Festland- und Eisenbahnpolitik gegenüber allen anderen Seemächten begriff. Aber Fürst Katsura, der Ministerpräsident und Heeresorganisator Mutsuhitos, Graf Komura, sein bester Außenminister, und der hinter beiden stehende Fürst Yamagata sahen bei der Hinterhältigkeit der russischen Politik und dem steigenden Einfluß des Klüngels um Alexejew, auch Kuropatkins, auf den schwankenden und unredlichen Charakter des Zaren den Krieg als unvermeidlich an. Sie bereiteten ihn durch gewandten Abschluß des anglo-japanischen Bündnisses, auf britische Anregung am 30. Januar 1902, und nach Lahmlegung des als Druckmittel verwendeten Fürsten Ito in Petersburg durch Rüstungssteigerung vor; sie eröffneten ihn, als die diplomatische Lage unhaltbar geworden war, überraschend, ohne Kriegserklärung, am 6. bis 8. Februar 1904 durch Überfall auf die russischen, noch zerstreuten Seestreitkräfte vor Port Arthur und Chemulpo, stießen nach erprobtem Klischee durch Korea mit der ersten Armee vor, warfen die zweite und dritte Armee in die Südspitze der Mandschurei und drängten die Russen unter Kuropatkin in schweren Kämpfen um Liaoyang am Schaho auf Mukden zurück, während sie Dairen besetzten, Port Arthur zuerst vergebens nach der Methode Sauer bestürmten, dann einschlossen und schließlich eroberten. Gerade rechtzeitig wurde die dritte Armee vor Port Arthur frei, um

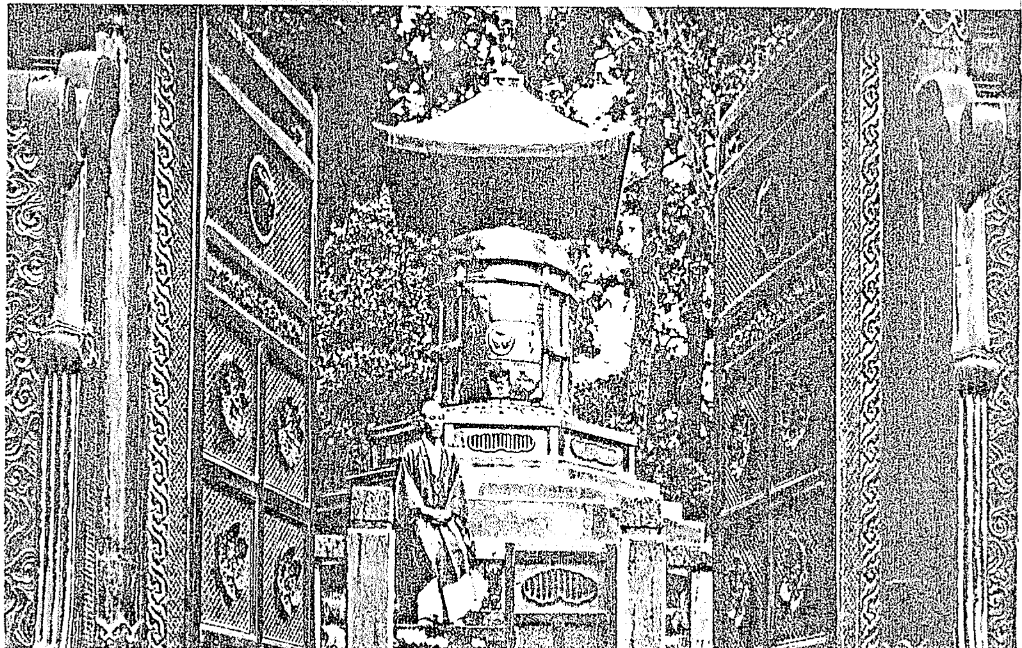


Tempeltor von Nikko



Waldgrab des Tokugawa Jyeyasu in Nikko
Eingangstor zum Grab

Blick durch das geöffnete Tor



in Eilmärschen auf Mukden zu rücken und zusammen mit der ersten, zweiten und vierten der dann nachrückenden fünften den entscheidenden Druck in der mehrtägigen Schlacht (21. Februar bis 11. März 1905) zu geben, bis der Feldzug schließlich in einen Gleichgewichtszustand zwischen Changchun und Tieling auspendelte, innere Unruhen die Russen, Erschöpfung die Japaner friedensreif machten und den von Roosevelt vermittelten Frieden von Portsmouth (USA.) am 5. September 1905 herbeiführten. Südsachalin, die Südmandschurei mit der wichtigen Eisenbahnstellung, Korea und vor allem die Großmachtstellung waren gewonnen, freilich mit schweren Opfern und wirtschaftlicher Hörigkeit gegenüber den Angelsachsen, deren britische Hälfte ihr Bündnis am 12. August 1905 erneuerte und um den Schutz Indiens erweiterte.

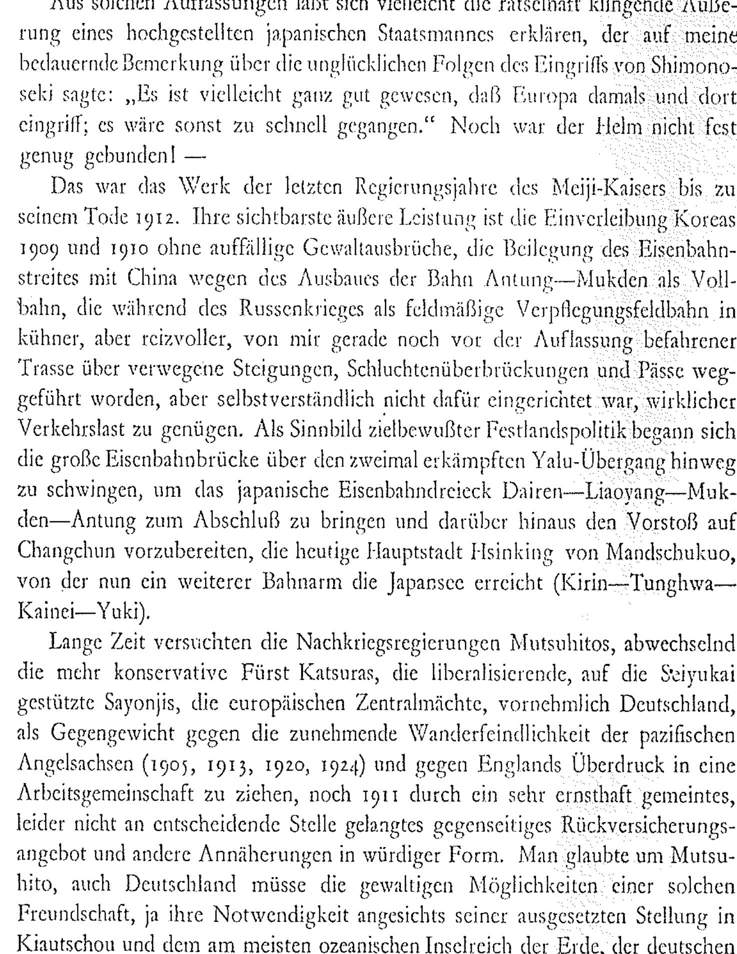
Der Schritt aufs Festland in Sicht der pazifischen Großgegner

„Nach dem Siege binde den Helm fester!" so warnte nach der Entscheidungsschlacht von Sekigahara (1600) der erste Tokugawa-Shogun Iyeyasu seine jubelnden Kampfgefährten. Ähnlich ermahnte der volkstümlichste Heerführer der Meiji-Zeit, Marschall Nogi — der Mutsuhito freiwillig in den Tod folgte — seine Getreuen bei den Festehrungen nach dem Russisch-Japanischen Kriege 1905, in dem er bei der Eroberung von Port Arthur und der Entscheidung vor Mukden eine so große Rolle gespielt hatte. Von 1905 bis 1909 wurde der Helm fester gebunden, der gewonnene Auftrieb zum Weiterausbau der ostasiatischen Stellung und zur wirtschaftlichen Entbürdung verwendet. Was immer seither geschah: die Wendungen zur Einverleibung von Korea, zur Verfestigung der südmandschurischen Eisenbahnstellung und der Handels- und Schiffahrtsrechte im Amur-, Ussuri- und Sungari-Gebiet, die Kooperation in Südchina, in Fukien und im Yangtsetal, die Umwerbung Schantungs und endlich die Überflutung Sibiriens, das zeitweilige Festsetzen in Nordsachalin und Wladiwostok, die Errichtung des Pufferstaates Mandschukuo einschließlich Jehol: — das alles sind nur Ausstrahlungen und Weiterwirkungen auf Grundlinien, die Mutsuhito mit seinen Beratern anbahnte.

Bewegungen und Stoßrichtungen, die heute selbstverständlich scheinen, sind damals weitsichtig und bewußt gegen die eigentlich nach Süden, in die warmen Meere, drängende öffentliche Meinung und die Stimme der Parteien auf der Linie des schwächsten Widerstandes aufgenommen, ja aufgedrängt worden, weil man mit großartigem Fernblick in einer vollkommenen Rückendeckung auf dem asiatischen Festland das einzige sichere Gegenmittel gegen die auch über Japan als Gefahr schwebende Einkreisungspolitik der Angelsachsen sah.

Diese erhoben wenige Jahre nach Mutsuhitos Tod den Jubelruf: „Japan moves North" (Coleman), als die bis dahin verschleierte Politik des Kaiserreiches sich endgültig für den Schritt aufs Festland festzulegen schien. Sie überschauten nicht, daß dahinter ein großartiger Raumsicherungsgedanke mit späterer Ostasien-Monroedoktrin und Frontumkehrung stecken könne!

Der alternde Kaiser und seine vornehmsten Berater aber, Ito wie Katsura, Yamagata und Goto, haben diese große Möglichkeit immer gesehen und bewußt



Nr. 30 Die Ausbreitung des Japanischen Reiches seit Meiji Tenno

angesteuert. Sie ahnten schon seit 1900, daß ihnen auch auf diesem Wege die Geschäftstüchtigkeit und der Wirtschaftsimperialismus der Vereinigten Staaten von Amerika entgegentreten würde, was ja auch der sogenannte Knox-Vorschlag zur Neutralisierung der mandschurischen Bahnen, der russischen wie der japanischen Rechte, d. h. zu ihrer Auslieferung an das amerikanische Großkapital schon 1910 bewies und mancher andere mandschurische und nordchinesische Eingriff zuvor und danach, wie „die offene Tür", die Amerika bei sich zu Hause zuschlug. Deshalb war die Wiederaussöhnung zwischen Japan und Rußland in Ostasien ein Lebensziel Fürst Itos, für das er 1909 starb, von einem Koreaner ermordet, aber erst, nachdem es erreicht war.

Aus solchen Auffassungen läßt sich vielleicht die rätselhaft klingende Äußerung eines hochgestellten japanischen Staatsmannes erklären, der auf meine bedauernde Bemerkung über die unglücklichen Folgen des Eingriffs von Shimonoseki sagte: „Es ist vielleicht ganz gut gewesen, daß Europa damals und dort eingriff; es wäre sonst zu schnell gegangen." Noch war der Helm nicht fest genug gebunden! —

Das war das Werk der letzten Regierungsjahre des Meiji-Kaisers bis zu seinem Tode 1912. Ihre sichtbarste äußere Leistung ist die Einverleibung Koreas 1909 und 1910 ohne auffällige Gewaltausbrüche, die Beilegung des Eisenbahnstreites mit China wegen des Ausbaues der Bahn Antung—Mukden als Vollbahn, die während des Russenkrieges als feldmäßige Verpflegungsfeldbahn in kühner, aber reizvoller, von mir gerade noch vor der Auflassung befahrener Trasse über verwegene Steigungen, Schluchtenüberbrückungen und Pässe weggeführt worden, aber selbstverständlich nicht dafür eingerichtet war, wirklicher Verkehrslast zu genügen. Als Sinnbild zielbewußter Festlandspolitik begann sich die große Eisenbahnbrücke über den zweimal erkämpften Yalu-Übergang hinweg zu schwingen, um das japanische Eisenbahndreieck Dairen—Liaoyang—Mukden—Antung zum Abschluß zu bringen und darüber hinaus den Vorstoß auf Changchun vorzubereiten, die heutige Hauptstadt Hsinking von Mandschukuo, von der nun ein weiterer Bahnarm die Japansee erreicht (Kirin—Tunghwa—Kainei—Yuki).

Lange Zeit versuchten die Nachkriegsregierungen Mutsuhitos, abwechselnd die mehr konservative Fürst Katsuras, die liberalisierende, auf die Seiyukai gestützte Sayonjis, die europäischen Zentralmächte, vornehmlich Deutschland, als Gegengewicht gegen die zunehmende Wanderfeindlichkeit der pazifischen Angelsachsen (1905, 1913, 1920, 1924) und gegen Englands Überdruck in eine Arbeitsgemeinschaft zu ziehen, noch 1911 durch ein sehr ernsthaft gemeintes, leider nicht an entscheidende Stelle gelangtes gegenseitiges Rückversicherungsangebot und andere Annäherungen in würdiger Form. Man glaubte um Mutsuhito, auch Deutschland müsse die gewaltigen Möglichkeiten einer solchen Freundschaft, ja ihre Notwendigkeit angesichts seiner ausgesetzten Stellung in Kiautschou und dem am meisten ozeanischen Inselreich der Erde, der deutschen Südsee, erkennen, wie sie schon 1892 der Amerikaner Brooks-Adams, viel später der kluge Franzose André Dubosq und andere gesehen hatten. Aber in Mitteleuropa sah sie kein Maßgebender; so drangen diese Gedanken von Ito, Katsura und Goto weltpolitisch nicht durch; und Graf Okuma konnte später — nach dem Tode Mutsuhitos, der ihm niemals traute, zur Macht gelangt — mit einer Minderheitsregierung und mit Hilfe des anglophilen Außenministers Kato Japan in den Kreis der Alliierten bringen und darin festhalten.

Über zwanzig Jahre nach dem Tode Mutsuhitos feierte eine andere, von ihm in der Stille vorbereitete langfristige Erziehungsleistung, ein Hauptverdienst von Baron Kikuchi und Sawayanagi, einen großen Triumph in der Zusammenfassung von zwanzig vaterländischen Verbänden zu einem machtvollen Gebilde. Es war die von Mutsuhito durch die Formen der vaterländischen und ethischen Jugend-

erziehung angebahnte Überwindung der aus dem Westen eingedrungenen „gefährlichen Gedanken", wie sie etwa der nach Moskau geflüchtete entwurzelte Kommunist Sen Katayama oder der christlich-soziale, unter dem Einfluß der amerikanischen christlichen Jungmannenbewegung entnationalisierte wurzellockere Toyohiko Kagawa in verschiedenen Spielarten vertraten. Beide bewiesen, daß extreme Hingabe an amerikanische wie russische Gedankenwelt der nationalen Stärke Japans gleich verderblich war.

Die Führer dieser Bewegung zur Rückbesinnung Japans auf sich selbst, zum Festhalten an seiner nationalen Überlieferung, ein General Araki, ein Baron Hiranuma, ein Baron Takeo Kikuchi, haben alle in ihrer besten und eindrucksfähigsten Jugendzeit unter dem starken Einfluß der sich zu Ende neigenden Meiji-Periode gestanden, deren oberste Spitze immer — auch in den Zeiten leidenschaftlichster Erneuerung, als Inouyé die Reisfelder in Weizenbreiten verwandeln wollte — zur Mäßigung und Selbstbesinnung gemahnt und das Beispiel dazu gegeben hatte. Die 1910 erschienene Zeitschrift „Yamato-damashii" (Geist von Japan) mit dem Sinnbild des früh sterbenden Kriegers: der fleckenlosen Kirschblüte im Morgenrot auf dem Umschlag, mit den vielen Kaiseroden, mit dem 1909 in vier Sprachen erschienenen klassischen Erziehungsedikt von 1890, — oder Einsicht in das englisch geschriebene Buch über japanische Erziehung von Kikuchi, das japanische Werk von Sawayanagi: sie alle verraten, mit welcher Zielklarheit über die gegenwärtigen Geschlechter hinweg die Meiji-Zeit an die kommenden appelliert hat, wie klar sie sich darüber war, daß ihre Leistung das Land wohl erfolgreich über eine Schwelle zweier Zeitalter geführt hatte, daß es sich aber jenseits davon durch ein festes Stehen in den eigenen Schuhen in viel größerem weltumspannenden Drang werde behaupten müssen, zu dem die überstandene Bewährungsprobe erst ein Auftakt war.

Niemals hat Mutsuhito das Japan seiner Zeit für gesättigt, für „saturiert" gehalten; keiner seiner Mitarbeiter hat den Schlaf auf dem Lorbeer, das Recht des Genießens der Gegenwart auf Kosten der Zukunft und auf Grund vergangener Leistungen gekannt, geschweige denn anerkannt.

So war dieses Zeitalter nach zwei mit höchster Anspannung der nationalen Kraft errungenen Siegen keine Rast, sondern eine Vorbereitung zur endgültigen Abschüttelung der goldenen Fesseln, der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in die England und die Vereinigten Staaten von Amerika Japan 1905 zu schlagen gewußt hatten, zur Anbahnung politischen und wirtschaftlichen Selbstgenügens in einem mächtig erweiterten Raum und Machtbereich und zur endgültigen Sicherung des Lebensraumes für mindestens 100 Millionen Japaner. Ihn hatte Graf Komura im Februar 1909 von der Welt gefordert, wenn Japan zwischen China, Rußland und Amerika fortleben wolle, wozu es fest entschlossen war.

Diese großzügige Raumforderung — für wenigstens 100 Millionen Japaner mit dem letzten rasseverwandten Mann unter der eigenen Sonnenflagge — durch den an Schwindsucht und Überarbeitung sterbenden, besten Außenminister war die letzte weltpolitische Willenserklärung Mutsuhitos. Ihr schwerer Ernst wurde 1914 (Schantung und Südsee, 1915 21 Forderungen) bis 1918; 1919 (Sibirien, Wladiwostock, Sachalin); 1922/23; 1927 (Tsinanfu); 1931 bis 1933 (Mandschukuo und Jehol) deutlich genug. Die Überwältigung (1909) und Einverleibung (1910) von Korea konnte nach dem Entmündigungsvertrag von 1905 die Welt nicht überraschen. Die persönliche Eigenart Mutsuhitos trat dabei hervor mit ihrem samtenen Handschuh: in der ehrenvollen Übernahme des koreanischen Thronerben in den japanischen Hochadel und seiner Vermählung mit einer der schönsten japanischen Prinzessinnen und in der Abfindung des koreanischen Adels, freilich auch mit eiserner Hand: in der harten Niederschlagung der Unabhängigkeitsbewegung der Tonghaks. Innenpolitisch setzte sich noch in seiner letzten Lebenszeit der Kaiser durch einen Chokugo (kaiserlichen Erlaß) von umstrittener staatsrechtlicher Gültigkeit für den Fürsten Katsura ein. Aber er starb inmitten einer damals kaum zu bremsenden Bewegung zugunsten eines wechselnden Parteiregiments im Stil des britischen, etwa des 18. Jahrhunderts, und kommender Wahlrechtserweiterungen am 30. Juli 1912 in nicht nur klimatisch gewitterschweren Tagen.

Allein das Sturmgewölk erwies sich als vorüberziehender Natur; die Verschmelzung der bedeutendsten Staatsmänner und ihrer engeren Gefolgschaft mit den bestehenden oder werdenden politischen Parteien hemmte eine allzu radikale Entwicklung; und die von der Meiji-Zeit, noch zuletzt von ihrem schmiegsamsten Kompromißkünstler, Ito, als Generalgouverneur von Korea gelegten Zukunftsgrundlinien, auch kluger Verständigung mit Rußland von Zeit zu Zeit und des Auswiegens der großen Festlandsmächte gegen die Seemächte, bewährten sich als dauernd. So konnte Japan mit Recht im Grundstein zu dem stilvollen Meiji-Mausoleum zugleich einen erneuten Grundstein seines dritten und weiteren Reiches erblicken und ehren. Die Volkstrauer um den zum schützenden Kami Gewordenen war allgemein und von rührenden und hoffnungsvollen Zügen durchwoben.

Kaiser und Genro

Kein Geschichtschreiber wird jemals aus Akten oder Dokumenten scheiden können, wieviel Anteil auf Kaiser Mutsuhito, den Meiji-Tenno, selbst und wieviel auf seinen treuen Beraterkreis der alten Staatsmänner, der „Genro", an dem Wunder der japanischen Reichserneuerung fällt. Denn ein Wunder war diese Verjüngung der in Wahrheit in ihrer Grundform ältesten unter den Großmächten der Erde mit ihrer uralten, niemals verleugneten Seele — deren Innerstes (Kokoro) den Fremden zumeist fremdartig blieb. Das Reich, das Mutsuhito 1868 übernahm, war so wehrlos, daß fremde Kriegsschiffe ungestraft vor seiner östlichen Hauptstadt ankerten und sie bedrohen konnten, französische Matrosen im innersten Winkel der Inlandsee bei Sakai, unweit Osaka, fast in Sicht der westlichen Hauptstadt, die Landungsverhältnisse ausloteten; daß die Westpforte des Reiches, Shimonoseki, unter dem Feuer verbündeter fremder Flotten lag, der Sitz des späteren Seemachtstammes Satsuma, das feste Kagoshima, in Brand und Asche geschossen wurde; daß Russen die Besetzung von Tsushima androhten, wo später ihre pazifische Flotte vernichtet wurde, und in Hakodate, in Nagasaki Winterquartier bezogen.

Im Laufe dieser Regierung wurde 1894 die zahlenstärkste Völkerflut der Erde, die chinesische, zurückgestaut; 1904 die waffenstärkste Landmacht der Erde geschlagen; von 1877 an, unter den Augen der mißtrauischen stärksten Seemächte, der fast verlorene äußere Schutzinselkranz wieder erworben und bis zum Äquator erweitert; zwischen 1904 und 1909 der Grund zur mandschurischen Festlandpolitik gelegt und ein engeres Verteidigungsgebiet verfestigt, das von der Straße von Formosa längs der pazifischen Inselgirlanden bis Kamtschatka ozeanwärts reicht und sich tief nach China hinein, von Fukien über Hankou, Schantung, fast um Peking legte. Das ist die Leistung der Meiji-Regierung im Raume ausgedrückt; sie erforderte in der Zeit nicht mehr als ein biblisches Menschenalter, und der letzte noch lebende Genro, Fürst Sayonji, kann sie mit der Spanne seiner persönlichen Erinnerung umfassen. Alle anderen gingen vor ihm dahin, die letzten Großen hochbetagt nach dem Weltkrieg, wie Yamagata und Matsukata.

Aufzeichnungen, die als ausreichende Quellen für ihr inneres Verhältnis zum Kaiser der Reichserneuerung dienen könnten, hat nur einer hinterlassen, der redselige Graf Okuma, jener Ministerpräsident, der Japan nach dem Tode Mutsuhitos 1914 in den Weltkrieg an der Seite der verbündeten Einkreisungsmächte triftete — gegen den Willen der weitsichtigsten unter den alten Staatsmännern und des großen chinesischen Volksführers Sun-Yat-Sen. Gerade Okuma, der als solcher durchaus nicht allseitig anerkannte „Genro", stand aber dem Meiji-Kaiser innerlich am wenigsten nahe; weit mehr genossen sein Vertrauen in der zweiten Regierungsperiode — nachdem sich die temperamentvollsten Erneuerer wie Saigo und Okubo verzehrt hatten — der vielseitige, bunt schillernde Verfassungsschöpfer Ito, der verschlossene Konservative und langjährige Generalstabschef Yamagata und sein Soldatenschützling, Fürst Katsura.

Aber geschichtlich nachweisbar ist eines: daß keiner der Genro seinen Anteil an der Leistung hätte vollbringen können ohne den treuen, stetigen Rückhalt am Träger der Ahnen-Hohenpriesterwürde, der ohne Rücksicht auf die wechselnde Gunst der Volksstimmung und parlamentarische Kämpfe an einmal erprobtem Vertrauen festhielt und im Geheimen Rat (Sumitsuin) auch das Mittel hatte, sich mit verfassungsmäßigem amtlichem Recht der Erfahrung von momentan der öffentlichen Meinung mißliebigen Staatsmännern zu bedienen.

Die Persönlichkeit des Fürsten Yamagata ist — mit Ausnahme von kurzen Zeiten glänzender Kriegsleistung — nie volkstümlich gewesen. Er selbst äußerte einst: wer erst einmal den vollen Reiz des Wirkens der Macht aus dem Hintergrunde kennengelernt habe, würde nie mehr an der Rampe spielen wollen. Er war im Verhältnis zum Kabinett lieber „Königsmacher" als verantwortlich. Dennoch ist sein Landhaus in Hayama bis zu seinem Tode eine Zentrale der nationalen Willensbildung gewesen — freilich keine ungefährliche —, und ehe ich ihn kennenlernte, wurde mir als sein Hauptkennzeichen gesagt: er habe nie Steine in ein Glashaus geworfen, wenn er nicht sicher war, es damit zu zerschmettern. Viel sichtbarer als Yamagata, sein großer konservativer Gegen-

spieler, mußte der liberalisierende Fürst Ito für den Dienst des Staates von seinem kaiserlichen Herrn gerettet werden, als Ito durch die von ihm gegründete und geformte Seiyukai-Partei verraten wurde.

Das Präsidium des Geheimen Staatsrats samt dem Generalgouverneurposten von Korea war der rettende Port, von dem aus Fürst Ito, bis zu seinem Tod durch ein Koreanerattentat beim Versuch der Wiederannäherung an Rußland, 1909, seinen großen, überall spürbaren Einfluß in Außen- und Innenpolitik der Meiji-Zeit legitim üben konnte. Sein feierliches Begräbnis war einer der glänzendsten Staatsakte der Meiji-Zeit, der Präzedenzfall für die Art, wie altjapanische Shinto-Riten und zeitgemäßes Staatszeremoniell zur höheren, die Überlieferung erhaltenden Stileinheit verschmolzen werden können.

Als Fürst Katsura und Tokudaiji wegen ihres Alters, auch wegen Parlamentsmüdigkeit sich zurückziehen wollten, hielt sie der Kaiser im Amt mit dem Hinweis, daß auch er nicht wegen Altersbeschwerden von seinem Posten weglaufen dürfe.

Wie der Kaiser selbst verhältnismäßig früh dahinschied, so sind auch viele seiner führenden Staatsmänner vorzeitig durch die ungeheuren psychischen Anstrengungen der Erneuerungszeit abgenützt worden und in den Sielen gestorben, wie Kido, Iwakura, Kodama, Komura, Katsura, oder Attentaten erlegen, wie Okubo und Ito, oder wenigstens durch sie verstümmelt worden, wie Inouyé und Okuma, wenn sie nicht das Opfer des eigenen überschäumenden Temperaments wurden, wie Feldmarschall Saigo.

Von allen Staatsmännern, die Mutsuhitos einschneidende Reformära verbrauchte, haben es nur ganz wenige dahin gebracht, die Befangenheit zu überwinden, die das von Jugend auf eingesogene Gefühl religiöser Scheu gegenüber dem Ahnen-Hohenpriester der Nation ihnen auferlegte. Die Stärke dieses Gefühls kam mir am klarsten 1909 in der leise zugeflüsterten Bemerkung eines hohen, weltkundigen Generalstabsoffiziers bei der Shinto-Beerdigung eines japanischen Prinzen zum Bewußtsein: „Jetzt ist er schon Kami", d.h. eine Art Schutzgeist des Reiches innerhalb der untrennbaren Kette, die den einzelnen aus der Vergangenheit durch seine flüchtige Gegenwart an die Zukunft des Sonnenaufgangreiches bindet. Darin lag eine Ehrfurcht, Religion und Scheu, wie sie in christlichen Landen die Wandlung, die Transsubstantiation, umweht.

Ito und Yamagata, auch Okuma — aber alle drei in grundverschiedener Färbung — gelangten allmählich dazu, eine sichere Haltung vor dem Throne einzunehmen. Katsura stellte sich bis zuletzt schützend, ähnlich wie Bismarck in der Konfliktszeit, vor die — viel größeren — japanischen Thronrechte. Er umkleidete sich, als er die Notwendigkeit dazu begriff, mit der von ihm geschickt von rechts und links geformten Gegenpartei der übermächtigen Seiyukai: der Rikkendoshikai, nachmals Minseito, so daß gegen Ende der Meiji-Regierung die großen Klane, Stämme und Gauverbände des Landheeres und der Marine, Choshu und Satsuma, Amalgamierungen mit der Minseito durch Katsura, mit Yamagata dahinter, und mit der Seiyukai durch Admiral Yamamoto, mit Sayonji dahinter, eingegangen waren. Damit wurde ein Zweiparteien-Schaukelspiel ein-

geleitet, das die Regierung von Mutsuhitos kränklichem Sohn erfüllte und erst 1932 nach der Ermordung des Premierministers Inukai einem Kabinett der nationalen Konzentration unter Admiral Saito, unter dem Patronat des letzten Genro, Sayonji, und dem Zusammenschluß der vaterländischen, faschistischen Verbände unter Araki und Hiranuma wich.

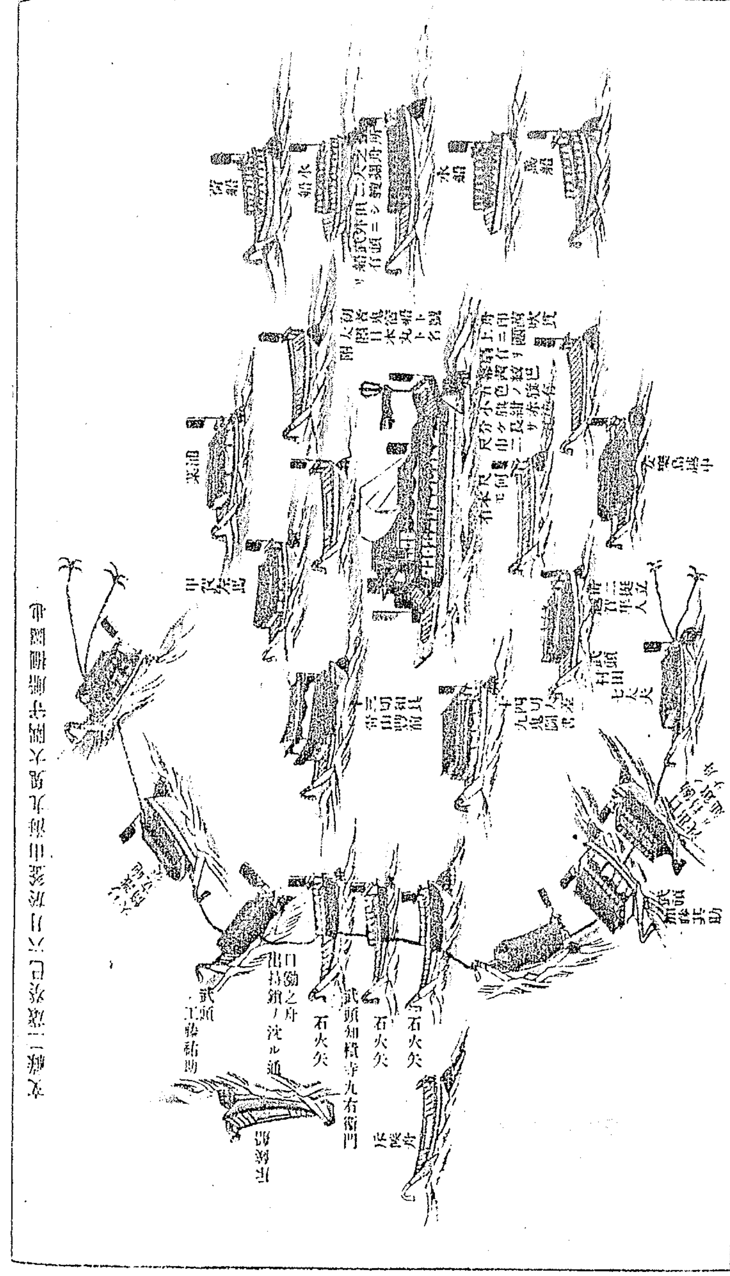
Begonnen wurde dieses Schaukelspiel durch Ito, der aber damit Schiffbruch litt, um von Mutsuhito wieder an Bord der Bürokratie und des Autoritätsstaates gerettet zu werden. Ito, ein Meister der japanischen Causerie, des „Hanashi", dessen Leben, wie er sich selbst einmal Baelz gegenüber äußerte, romanhafter als jeder Roman verlief, seit er flüchtend als Schiffsjunge Japan unter Gefahr der Todesstrafe verlassen hatte, um dem Westen seine Geheimnisse abzulauschen, durfte sich dem Kaiser gegenüber manches gewagte Wortspiel erlauben. Er vermochte viele Erfolge dank seiner persönlichen Gewandtheit zu erlangen, zog aber auch oft dialektisch den kürzeren gegenüber seinem geistesgegenwärtigen und schlagfertigen Herrn. Die meisten anderen Staatsmänner waren so verlegen in Gegenwart des Kaisers, daß sich komische Szenen ereignet hätten, wenn der Herrscher ihnen nicht mit freundlichem Takt darüber hinweggeholfen hätte.

Schlagende Bonmots von ihm waren zahlreich lebendig; kennzeichnend darunter blieb die Strafe eines allzu streng konstitutionellen Ministers, der die Gewohnheit angenommen hatte, seinem etwa allzu großer Selbstherrschaft zustrebenden Gebieter zunächst auf alle Fragen die stereotype Antwort entgegenzustellen: „Ew. Majestät — ich werde sofort geeignete Erhebungen pflegen." Schon war der Vortrag zu Ende, der Minister am Zurückziehen (man verließ den Kaiser unter tiefen Komplimenten, aber selbstverständlich immer auf weite Sicht das Gesicht zu ihm gewendet, auch durch lange Gänge), da kam blitzschnell die Frage: „Wieviel Kinder haben Sie, Graf?" Antwort: „Ich werde sofort Erhebungen anstellen!" „Ich gratuliere", sagte der Kaiser trocken, lächelnd „wenn es so viele sind, daß Sie das erst erheben müssen", den hereingefallenen Staatsmann freundlich verabschiedend.

Der Minister hatte für den Spott nicht mehr zu sorgen, wo ein Ito als Zuschauer bei der Szene war.

Daß der Kaiser bei aller Güte eine große Macht über die Menschen hatte, beweisen viele Anekdoten; keine erzählte mir aber je von einem verletzenden Zug oder mitleidlosem Spott, viele von warmer Hilfsbereitschaft.

Zu dieser Hilfe wieder setzte den Kaiser der geschickte Aufbau des kaiserlichen Privatvermögens durch den Genro Ito instand, nachdem das Kaiserhaus bei der Restauration bitterarm dagestanden hatte. Die Gründung dieses Vermögens wiederum war nur aus kühnem Vertrauen in das Aufblühen Japans durch Einsatz bei sonst gewagten Gründungen möglich; und sein großzügiges Einspringen für das öffentliche Wohl und für unverschuldet verarmte Würdenträger oder Opfer des nationalen Fortschrittes war ein so selbstverständliches nobile officium des Kaisers, daß auch bei allen notwendigen Opfern, Hergabe wesentlicher Teile der Einkünfte für Flottenbau, Rüstungszwecke, bei den zahlreichen Naturkatastrophen Mutsuhito mit stattlichen Beiträgen voranging.



Die japanische Flotte vor Fusan



Seppuku-Harakiri

Grab der 47 Ronin im Senkakuji



Für seine Person war er von einer vorbildlichen Bedürfnislosigkeit, wie ja auch die meisten seiner Mitarbeiter — freilich nicht alle! — arm gestorben sind, so daß der Kaiser schon bei ihrer Beisetzung, vielmehr bei der Versorgung ihrer Nachkommen einspringen mußte.

So ist der Einzelanteil in seinem Verhältnis zu den Genro unscheidbar; dabei gestaltete sich ihr Leben doch grundverschieden und war alles eher als unpersönlich. Wie wenig sie oft von den eigenen Familien dabei verstanden wurden, zeigt etwa die Aufforderung des altaristokratischen Teiles der Sayonji-Familie an den letzten Genro, als Führer der Seiyukai wegen Verkürzung der kaiserlichen Rechte durch diese Partei Harakiri zu machen, was ihn tatsächlich zum Schaden der Krone von dieser Stellung vertrieb. So war die Reichserneuerung für alle ihre Träger von Mutsuhito abwärts ein beständiger Lebenskampf nach zwei Fronten: gegen das ihnen eigentlich liebe, aus Staatsraison zu überwindende alte Japan, und gegen die Urteilslosigkeit des jungen Japan zur Rettung der erhaltbaren Kulturwerte und der überlieferten Staatskultur. Bei vielen ist es ein Wunder, daß sie die Jahre erreichten, zu denen sie kamen, wenn auch keiner wirklich zur Ruhe des japanischen Inkyo, des beschaulichen Austragdaseins, gelangte.

Ausklang und Ende. Dauerkraft der Hieromonarchie als Galionbild junger Weltmacht?

Am 30. Juli 1912 schloß nach einer ungeheuren, aber klug und weise verschleierten Persönlichkeitsleistung der Meiji-Kaiser die von keinem Rückschlag in einem erfolggekrönten Leben getrübten Augen. In nächtlicher Stunde führte ihn ein Trauerzug, seltsam gemischt aus uraltem Zeremoniell, das ein mit dunklen Stieren bespanntes Gefährt des Shinto-Kults umgab, und aus modernem Weltmachtgepränge, durch eine echte, tiefe und wahre Volkstrauer zum Grabe, um das sich bald ein stilechtes Seelenheim erhob.

Zur gleichen Stunde endete Feldmarschall Nogi sein Leben als Geleit für den geschiedenen Kaiser seiner Wahl in einem Gefolgschaftstod (Junshi) durch Aufschneiden des Unterleibes (Harakiri, Seppuku) — den höchsten und letzten Beweis wahrhafter Hingabe. Ihm folgte die treue Gattin nach Samurai-Sitte durch Aufschneiden der Halsschlagader, und dieses Beispiel blieb nicht allein. Die Schriftrolle, die Nogi hinterließ, mit einer Mahnung zum Festhalten an alter Sitte und gutem Brauch, lag auf dem Schreibtisch des Nachfolgers Yoshihito, der 1926 als „Taisho" (Große Gerechtigkeit) Tenno dem Vater ins Jenseits folgte. Unter dem Enkel, der den Äranamen „Shôwa", der leuchtende Friede, annahm, verfuhr eine gewaltige nationale Erneuerungsbewegung, geführt von Araki, Hiranuma und anderen, im Geiste des Marschalls, der sich selbst geopfert hatte, um sich der Verwestlichung entgegenzuwerfen.

Gleichzeitig führte eine Raumerweiterungsbewegung seit dem 18. September 1931 Japans Heere und Einfluß festlandeinwärts bis an die Grenzen der Mongolei und die Große Mauer des eigentlichen Altkulturlandes in China, fast vor die Tore von Peking.

Stehen wir damit nur vor dem folgerichtigen Ausklang, dem Weiterwirken der Meiji-Zeit, der Reichserneuerung im Schatten Kaiser Mutsuhitos? Oder sehen wir ein Ende? Oder war die Erneuerungsleistung dieses einen Mannes und seiner Ausstrahlungen stark genug, nach so deutlichen republikanischen Anwandlungen, wie sie die Erklärung der Republik Yezo durch Admiral Enomoto, die Hoshi-Bewegung der neunziger Jahre zeigten, Japan auf die Quellen zurückzuführen und die Monarchie wieder dauern zu lassen „wie Himmel und Erde"?

Ist es wieder so — was durchaus nicht immer während des Erneuerungsringens so war —, daß die Kaisermacht selbstverständlich, wie „der moosüberwachsene Stein" im Garten der Nationalhymne im innersten, heiligsten Grunde des Inselreiches unverrückbar liegt, wie es das stolze Erziehungsedikt, die Verfassungsgeschichte von Matsunami, die ganze Staatslegende, der Reichsmythos haben wollen, die am 11. Februar den Reichsgründungstag „Kigensetsu" aus dem Jahre 660 v. d. Ztwde. feiern und damit den göttergewollten Anfang der ältesten Dynastie der Erde, in deren langer Reihe Mutsuhito der 121. oder (je nach der Zählungsweise) 122. unter 124 war?

Wird die Dauerkraft der Hieromonarchie als Galionbild altjunger Weltmacht mit ihrer uralten, seltsam verjüngten Seele standhalten?

Das scheint an einer Bedingung zu hängen, die Mutsuhito vorbildlich erfüllt hat. „Das Land ist gewohnt an eine unsichtbare und unpersönliche Regierung, und es wäre gefährlich, dies zu ändern." Mit diesem Satz hat ein Mitglied der alten Staatsmänner (Genro) zu E. v. Baelz (Tagebuch 9. Mai 1900) dieses Geheimnis umschrieben. Das ist das Gegenteil von dem, was das Abendland gemeinhin unter Führertum versteht.

Betrachtet man — etwa an Hand der vorzüglichen Schrift von Überschaar — mit westlicher Einstellung rein staatsrechtlich abstrakt die Stellung des Kaisers in Japan, so scheint sie paragraphenmäßig übergewaltig und einzigartig unter den Herrschaftsformen der Erde; und sie wird einerseits durch die Shinto-Religion, die Ahnenverehrung, den starken historischen Sinn und die Erziehungsarbeit an Beispielen, die in Japan üblich ist, noch überhöht, aber auch wieder durch das Vorbild Mutsuhitos und die Sitte der Zurückhaltung des Alters bei aller bestimmenden Kraft gemildert. Ist der Kaiser eine starke, überlegene und weise Persönlichkeit, so vermag er sich in ostasiatischen Verhältnissen um so mehr auszuwirken, je mehr er auf alle äußerlichen Mittel des Hervortretens, der Propaganda im westlichen Sinn, verzichtet.

Das scheint paradox — aber gerade Mutsuhito beweist, daß gottähnliches Ansehen nur durch götterhaftes Distanzhalten gewährleistet wird.

Populäre Götter laufen Gefahr, zuletzt zu Heiligen und Nothelfern von geringeren Graden zu werden, so erweiterungsfähig das großzügige Pantheon des Buddhismus in seiner japanischen Staatskirchenprägung unter den Tokugawa und schon vorher den Kreis japanischer Heldenverehrung gemacht hat. Erstaunlich ist, wie lebendig durch seine biographische, immer Beispiele suchende Art der Erziehung dem Japaner seine vaterländische Geschichte ist, wie leicht er

für jedes Handeln Vorbilder findet. Das belegt erst neuerdings wieder ein interessantes Werk von Z. Tsuji über die Menschlichkeitsideen der Japaner (Humanitarian Ideas of the Japanese), das 1932 erschien, um den auch über Japan schnell aufgetauchten Greuellegenden entgegengeworfen zu werden.

Es ist leicht, sich vorzustellen, wie sehr bei einer solchen geistigen Haltung ein so harmonisch und mit vollkommenem Erfolg abgeschlossenes Leben wie das des Meiji-Kaisers nachwirken mußte, mit dem Abstand der Jahre übersteigert, solange nicht grobe Verstöße gegen dieses Vorbild seine Wirkung aufheben.

Vor solchen Verstößen haben sich die Nachfahren sorgfältig gehütet; so kann wohl behauptet werden, daß die staatsrechtliche Stellung des Kaisers noch weit mehr durch die persönliche Lebensleistung des Verfassungsstifters als durch die machtsichernden Paragraphen der Verfassung, weit mehr durch die Sitte, die von einem ahnenstolzen Volk begierig aufgenommene Staatslegende und daran geknüpfte Staatskultur als durch Gesetzesbuchstaben gefestigt scheint.

Natürlich ist gerade in den jetzigen Stürmen jeder außenpolitisch einsichtige Japaner sich klar darüber, welche Stoßkraft Japan gewinnt durch die Zusammenfassung aller vorwärtsdrängenden Kräfte in einem einheitlichen und unantastbaren nationalen Galionbild wie der von Mutsuhito erneuerten und verjüngten Kaiserwürde. So ist es gerade die unwägbare Seite seiner Lebensleistung, die heute schwer als durchaus wägbare Größe zugunsten der Dauer seiner Schöpfung in die Waagschale sinkt.

Trotz aller Neigung Japans zu Präzedenzfällen, zur Erklärung seiner geschichtlichen Vorgänge aus Vergleichen und Rückschau, ist die Erneuerungsleistung der Meiji-Zeit etwas Einzigartiges in der japanischen Geschichte, und die Japaner wissen das wohl. Sie wissen auch, daß die rasende Schnelligkeit des Umwandlungstempos unter Erhaltung von so viel uraltem Volksgut ungeheure Anforderungen an die Nervenkraft dieser Zeit gestellt hat, deren Aufwand ersetzt werden muß, ohne daß es bisher zu der so nötigen Rast hätte kommen können. Das verleiht der neujapanischen Geschichte der Nachfolgezeit einen übersteigerten, manchmal verhetzten Zug, der zuweilen alle anerzogene Haltung durchbricht — namentlich in der Presse und im Großstadtgetriebe von Tokyo und in der zusammenwirkenden Großstadtgruppe Osaka—Kobe—Kyoto, worin sich jeweils über 5 Millionen Menschen umhertreiben und schnell an wurzelhafter Kraft verlieren.

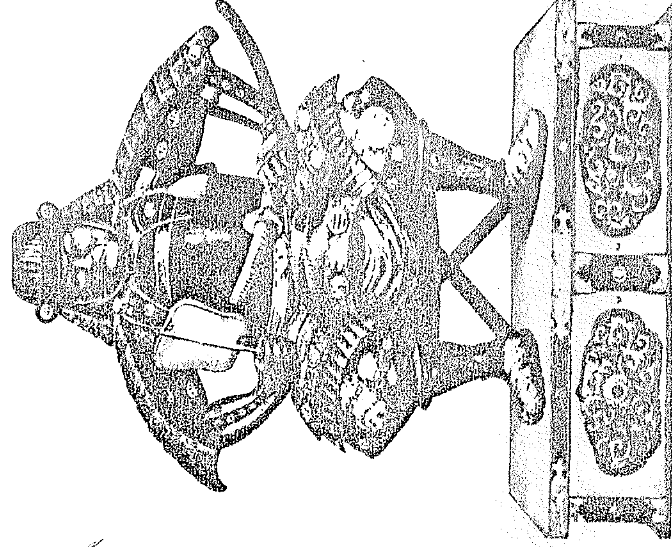
Deshalb war ja auch in kritischen Zeiten das Ausweichen der Reichszentrale, z. B. in Kriegsfällen, nach dem ruhigeren Hiroshima und der Umgebung des festen Kriegshafens Kure im stillen Innern der Inlandsee vorgesehen und durchgeführt worden. Heute noch ragt die Kaiserburg in Tokyo wie ein Mahnmal an den Meiji Tenno aus dem Innern der nach dem Kwanto-Erdbeben hastig verwestlichten, von Hochhäusern und ortsfremden Prunkbauten durchsetzten Hauptstadt. Man fühlt bei diesem Gegensatz fast körperhaft „der Zeiten ungeheuren Bruch".

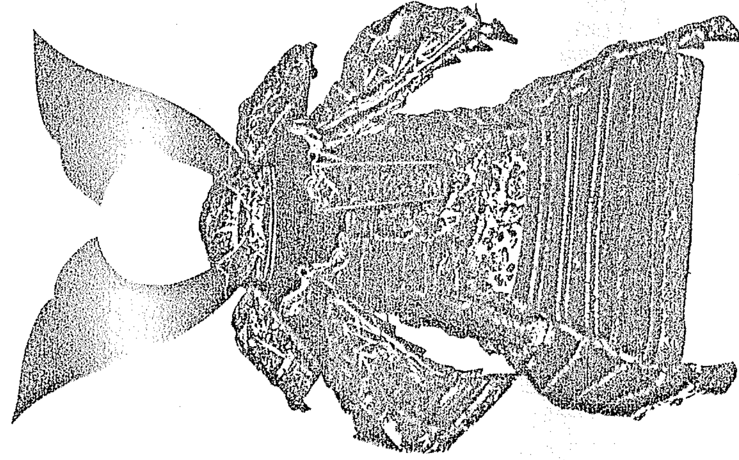
Trotz Deutschland und Italien — denen es wahrlich an innerer Dynamik nicht fehlt — ist heute das Japanische Reich der Erdenraum, der unter dem gefährlichsten Hochdruck steht; mit mehr als 100 Millionen auf viel zu engem Raum; im Altkulturgebiet, wenn man das reine hochwertige Kulturland allein rechnet, mit dem furchtbaren Gedränge einer Volksdichte von fast 1000 Menschen auf dem Quadratkilometer des Stammbodens.

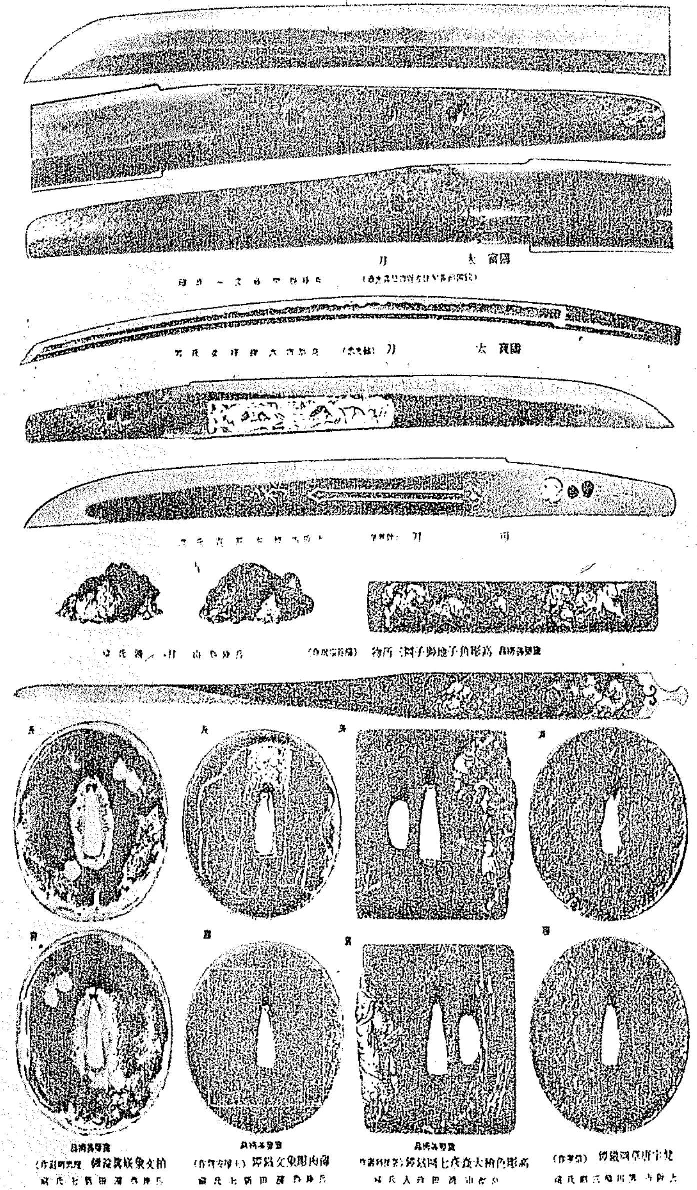
Es gibt für Japan kein Zurück, keine Form der ruhigen, statischen, stetigen Entwicklung, nur eine Dynamik, die entweder schnell zu mehr Raum und neuen Hochspannungen führt oder ins Verderben durch Atemenge und Verkümmerung oder Niederbruch.

So bedarf Japan eines Schutzheiligen in dringender Not. Aber es sucht ihn nach echt altjapanischer Staatskultur und Sitte nicht mit gleichem Ungestüm in der Gegenwart eines Diktators etwa im Stil Italiens oder Deutschlands; sondern es klammert sich mehr als seit langem an die nach dem Staatsglauben der Nation unabreißbare Reihe der schützenden Vorfahren, der Kami, unter denen heute der Reformkaiser Meiji als der größte und am sichersten Führende erscheint. Es sucht die leitenden, wegweisenden Hände auf dem in zweieinhalb Jahrtausenden erprobten evolutionären Weg seiner Institutionen, dem Götterpfad Shinto, nicht bei der einzelnen, das Tao durchbrechenden Persönlichkeit. Das ist es, was auch die neuzeitliche japanische Geschichte dem Fremden so schwer verständlich macht. Darin liegt eine ernsthafte Gefahr, die des Nichtverstandenwerdens in weiten internationalen Kreisen, so daß der Austritt aus dem Völkerbund in einer wirklichen Krise dem Kenner Japans fast als moralische Notwendigkeit erscheint — wenn es nicht revolutionäre Wege beschreiten wollte, bei denen es aber zuerst seine eigene Vergangenheit, seine nationale Seele hätte verleugnen müssen.

Denn Mutsuhito war eine in ihrer Art fast vollendete Gestaltung der japanischen Volksseele in ihrem Verhältnis zu Ahnen und Geschichte: das war seine Stärke; aber es bedingte auch das völlige Opfer seiner Persönlichkeit, so eigenartig und gehaltvoll sie war, die Entselbstung zum fast unpersönlichen Diener, zuletzt zum ruhenden und doch allseitig wachen Sinnbild des Staates. Er konnte nicht, etwa im Sinn eines Friedrich, des Staates erster, aktiver, höchst eigenwilliger Diener sein; zu solchem Tun erteilte er nur an andere Winke und Weisungen, an andere, die sich womöglich wieder dem grellen Schein der Propaganda, des lauten Wirkens im Staube des Tages entzogen. Aber in der Stille ist niemand besser beraten worden als er, und mit ihm, in seiner vergötterten Person, das Reich der aufgehenden Sonne, seiner göttlichen Ahnfrau Amaterasu o mi kami!


Date Masamune in voller Rüstung
Holzschnitzerei


Prunkrüstung
Kloster Kasuga, Nara



Altjapanische Schwerter und Schwertstichblätter

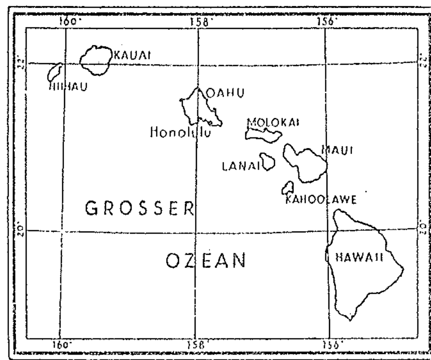
太平洋及南洋
Taiheiyo und Nanyo

Dritte ozeanische Großreichsstufe — Der Zug nach Südosten — Wie besteht Japan bis jetzt im Gegenspiel von Macht und Erde im pazifischen Raum? — Die USA.-Flotte im Pazifik und die Aufrüstungsmaßnahmen Australiens

„Es ist gefährlich, gegen Sonnenaufgang zu schießen." — So mahnt aus frühen Ahnenerinnerungen ein altjapanischer Wehrspruch. Er entstand zu einer Zeit, wo die blaue Weite des größten Ozeans noch scheinbar gegen jeden Gegner von Sonnenaufgang her schützend endlos wogte, nur hier und da Flutwellen als Ausläufer von Seebeben zerstörend an die Küste des Inselbogens warf. Wohl hatten vielleicht frühe Wandersagen von der Inselbrücke im Norden und ihrer Benützung durch schweifende Menschen berichtet, Fahrzeuge waren bisweilen an die japanische Küste verschlagen worden; und weit im Süden wußte man Inselbrücken, über die eigene Rassenteile hergekommen waren, zunächst zu den Ryukyu, und sich in Kyushu und Korea niedergelassen hatten: Trittsteine, die vom Südmeer heraufführten. Jenseits dieser beiden Inselreihen erstreckte sich kein ungastliches, sondern ein von Inselwolken bedecktes Wanderfeld ozeanisch weit hinaus, in dem sich kühne Seefahrer an Stäbchenkarten und Sternbildern nach Osten tasten konnten. So fanden sich auch die Südjapaner wieder nach Süden zurück, wo sie Kolonien bis nach Malakka, Java und anderen großen Inseln bildeten, dort in eigenen Vierteln bedeutender Umschlagsplätze hausten und als gefürchtete Seeräuber (Bahan) die Küstenorte verheerten.

Bei solchem Ausschwärmen wurden einzelne Inseln als „Trittsteine" benützt, wie die Ryukyu, wie das große Formosa mit dem vergänglichen Reich des aus Japan gebürtigen Piratenfürsten Koxinga. Das war der Brauch, lange ehe 1609 die Feudalherren von Satsuma auf Reichsbefehl das chinesisch-japanische Dominium auf den Ryukyu-Inseln — heute eine archäologische Fundstätte von Rang — aufrichteten und Einwanderer im Verlauf des Fuji-Bogens ozeanwärts die Muninto besiedelten und wieder verließen, ehe der langjährige Krieg der Spanier gegen die Chamorros auf den Marianen-Ladronen dort zum Schaudern der Japaner eine von ihnen als rassenverwandt empfundene Bevölkerung auf ein Zehntel ihrer ursprünglichen Zahl herabdrückte.

Aber die Inselbogenfühler wurden eingezogen bis auf den einzigen, der die merkwürdige Gemeinherrschaft zwischen Japan, China und den Ryukyu fest-



Nr. 31 Hawaii-Inseln

hielt, und der Reichsdruck wandte sich, vom gewalttätigsten Vertreter der Satsuma, dem Feldmarschall Saigo, verstärkt, der Landbrücke von Korea zu, die man schon so oft in Ansätzen beschritten hatte, weil von dort eine Daseinsbedrohung des Reiches aufzusteigen schien. Die Führer der Reichserneuerung wählten unter Sicherung der Inselbogenfühler in Nord und Süd zuerst den Festlandweg.

Dazu trug wesentlich der Widerstand bei, dem Japan von den USA. aus schon beim Wiedergeltendmachen seiner alten Rechte auf die Bonin- und Vulkaninseln 1879 begegnet war, noch mehr die politische Abwehr, die dem Siedlungsversuch auf Hawaii entgegentrat, wo man sonst eine kongeniale, wesensgemäße Landesnatur, Pflanzenwelt, Wetterlage und Ernährungsgrundlage zu finden glaubte (1884 bis 1898).

Dem Rassenschmelzkessel Hawaii (den ich schon in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ als ein geradezu ideales Experimentierfeld für Rassenkunde behandelt habe) wurde 1939 in der „Ostasiatischen Rundschau“ von Dr. Tornau, Berlin, eine großzügige Studie gewidmet. An beiden Stellen findet man die genauen Nachweise für die erschütternde Zerstörung des Lebenswillens der eingeborenen Polynesier durch die Einwirkung der weißen Rasse. Bei der ersten Berührung 1778 von Cook auf rund 300000 Köpfe geschätzt, zählen die Hawaiier nach dem Einströmen der Pflanzer, Kaufleute, Missionäre nach einer bewegten Geschichte und einem vorübergehenden Aufschwung unter dem „Napoleon der Südsee“, Kamehameha, 1853 noch rund 71000 Eingeborene neben 1600 Weißen und 500 Chinesen. Durch Masseneinwanderung und Mischehen kehrt sich das Verhältnis vollständig um, grundstürzend infolge der Annexion von 1898 durch die USA. Die Zahlen von 1938 ergeben unter 411485 Einwohnern 153539 (37,31%) Japaner, 106999 höchst gemischte „Europäer“ (26%), 62135 (15,1%) Eingeborene und Mischlinge (unter denen aber keine 20000 reinen Polynesier mehr sind!), 52810 (12,83%) Philippinos — nach anderen mehr als 60000; 23380 (6,9%) Chinesen, 6707 (1,63%) Koreaner und 915 Angehörige anderer Rassen, zumeist Neger. Wo dabei die allermindestens 6000 eingeführten Portorico-Neger geblieben sind, fragt der redliche Rassenforscher — denn zu den sonstigen Schattenseiten der schwarzen Rasse gehört der Mangel an Kinderfreudigkeit nicht. Mit Recht sagt Dr. Tornau, daß eine genaue Volkszählung mindestens 80 Rubriken brauchte, um den Mischungsgraden einigermaßen beizukommen. In dem Rassensalat der sogenannten „Europäer“ befinden sich 30406 Portugiesen von großer Unbefangenheit in Rassenmischungsfragen, 1248 Spanier,

7639 Puertoricaner mit vielen Farbenabstufungen und 67706 „andere“ Europäer, zu denen sich seltsamerweise die starke amerikanische Besatzung zählt. Gegenüber dem Mischtopf der Neo-Hawaiier hat sich die japanische Rassenstete sehr rein zu halten gewußt.

Stellt man die heikle Frage nach der weltteilmäßigen Zugehörigkeit von Hawaii vom Standpunkt des rassenmäßigen Selbstbestimmungsrechtes im Lichte der Vorstellungen einer Neuordnung Ostasiens, wie sie nicht nur in den weitschauenden Köpfen Japans und Chinas, sondern auch der Philippiner, der wieder um Eigengeltung Ringenden unter den Koreanern, der politisch denkenden Malaien lebendig sind, so ist eine überwältigende ostasiatische Mehrheit der Inselbevölkerung unbezweifelbar. Ihre Frühkultur stammt aus den polynesischen Wanderungen; ihre Früheinwohner verstehen sich noch heute zur Not mit der Urbevölkerung von Neuseeland, von Samoa bis zur Malaienheimat, ungefähr so, wie sich die Bewohner der Wasserkante von Flandern bis ins Baltikum verstanden.

Damit ist es Zeit, die Südseefrage im japanischen Lichte einmal so zu betrachten, wie ich das in einzelnen Teilen der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ versucht habe, mit den Augen der Anrainer und Ureinwohner (Autochthonen). Aus diesem Blickpunkt handelt es sich bei der Erschließung des Großen Ozeans um den ungeheuerlichsten Ausdehnungs- und Beraubungs-, ja Vertilgungsvorgang der Erde, die Vernichtung des roten Mannes in den Vereinigten Staaten nicht ausgenommen. Dem zentripetalen, einer gewalttätigen Expansion über den ihnen wesensgemäßen Lebensraum hinaus eher abgeneigten Zug der ursprünglichen amerikanischen und pazifischen Lebensformen (den Drygalski einmal geistreich nachgewiesen hat), der den Maya- und Quichua-Reichen, den meisten polynesischen Kulturgebieten, den Staaten der pazifischen Westküste eigentümlich ist, wo sie nicht aus ihm herausgedrängt worden sind, stehen bei den großen atlantischen Raubmächten entgegengesetzte Züge gegenüber. Sie wirken auf den ganzen pazifischen Bereich ausgesprochen expansiv, so wie sie ihn zuerst betraten: Iberer, Niederländer, Franzosen, Briten, US.-Amerikaner, Russen. Ihnen gegenüber empfand sich Japan, abgesehen von dem bereits im Britenreich verkapselten Miniaturkönigreich Tonga, als die letzte übriggelassene bodenständige, erdwüchsige Lebensgestaltung pazifischen Ursprungs in Kulturschöpfung, Macht und Wirtschaft, als es 1854 zuerst die Schwere der amerikanischen, dem Abendland entstammten Fremdgewalt erfuhr.

Es wäre irrig und würde dem anmaßenden Selbstbetrug entsprechen, mit dem sich das Angelsachsentum die Ausbeutung der Welt als „the white man's burden“, als mühsames, aber gottgefälliges Liebeswerk vorspiegelt, zu glauben, daß man in Japan diesen Vorgang des äußersten Zurückweichens des Inselreiches auf sein zentripetales Daseinsmindestmaß vor der übermütigen und unersättlichen Ausdehnungslust und Raubwirtschaft der führenden Vertreter der weißen Rasse nicht als bittere zeitweilige Notwendigkeit gesehen hätte.

Sie trieb ja auch vor den Toren Japans die tollsten Auswüchse! Zu einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten noch mit keinem Fußbreit unmittelbaren Ufer-

zutritt zum Pazifischen Ozean hatten und Spanier und Russen Verträge abschlossen, um dem vordringenden englisch sprechenden Keil den Zutritt zur pazifischen Küste überhaupt zu verriegeln, rief ein amerikanischer Staatssekretär ein „Hände weg" für alle andern über Hawaii aus, auf das die Habgier amerikanischer Missionäre, Händler und Pflanzer ihre Augen geworfen hatte. In der Bucht von Kiautschou erklärte ein russischer Außenminister das „Recht der ersten Ankerung" (droit du premier mouillage!) an einer Küste, an der doch schon chinesische und japanische Großfahrzeuge geankert hatten, mehr als zwei Jahrtausende bevor, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, eine russische Flagge am Pazifischen Ozean wehte und Russen sehr gezwungenerweise Schiffe bauen lernten. Franzosen und Niederländer benannten nach fremden Generalgouverneuren und Seeleuten Meeresteile, deren von ihnen angeblich zuerst befahrene Gewässer seit zweieinhalb Jahrtausenden zum Hausbestand der Reiche Ostasiens gehörten, und ihre angestammten Namen wurden als nicht vorhanden betrachtet.

So sahen es die Japaner, so mußten sie es sehen und erkennen, daß alle Bescheidenheit, alles Streben, sich in den eigenen Boden zu vertiefen, ihnen nichts half, wenn sie nicht nach den fremden Methoden zu Gegenschlägen ausholten und auf einen Spitzbuben anderthalbe zu setzen lernten.

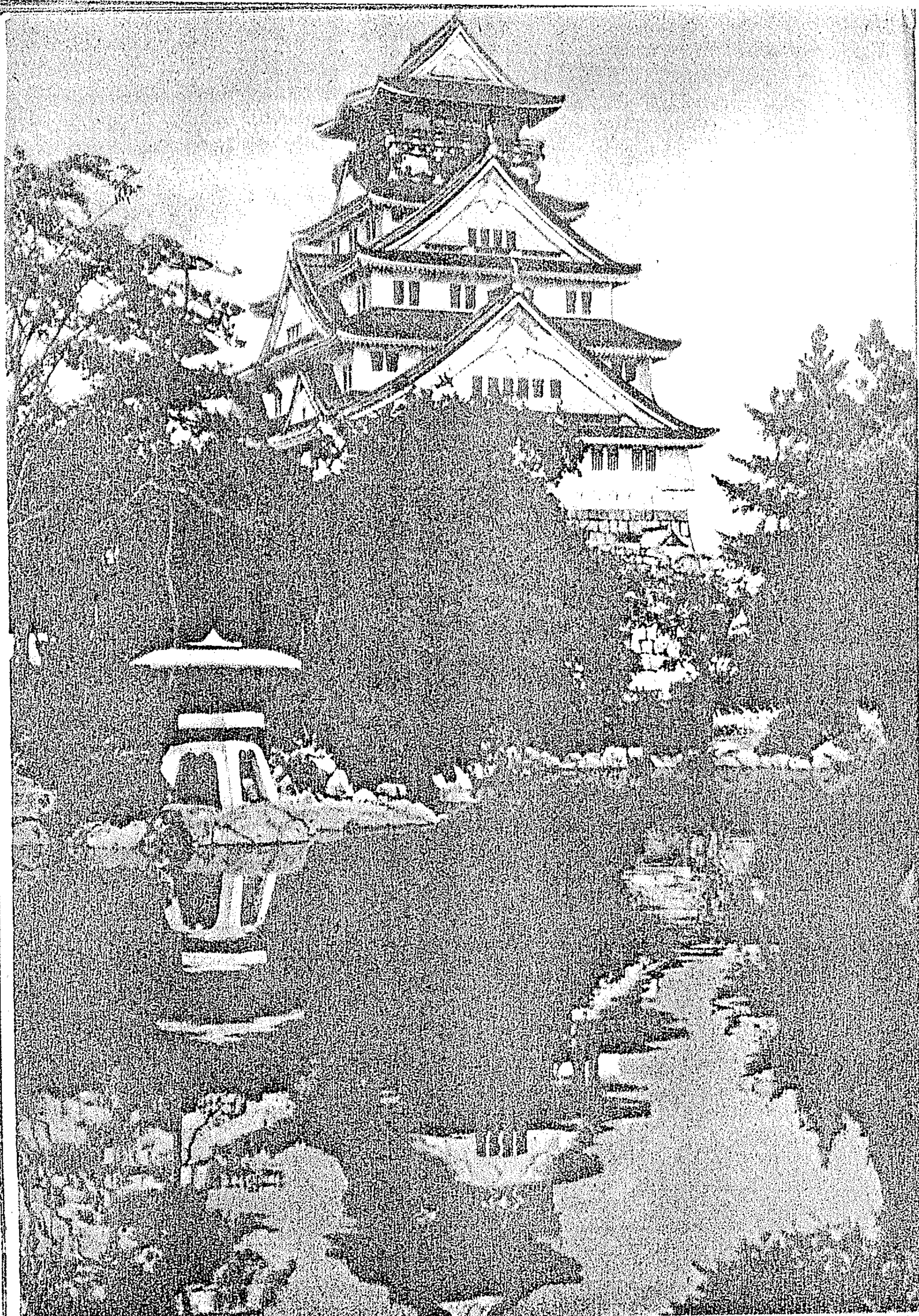
So und nicht anders entstand das Hinausgreifen der Japaner in den Großen Ozean, in die Südsee, an denen sie seit zweieinhalb Jahrtausenden ein besseres Anliegerrecht zu haben glaubten als alle die Fremden, denen gegenüber sie zu spät kamen.

Japan befand sich damals der Südsee wie dem Großen Ozean gegenüber, auf die sich seine Küstengewässer erschlossen, genau in derselben Lage wie ungefähr zur gleichen Zeit und Weltstunde die beiden zu spät gekommenen Großvölker des Abendlandes, Deutsche und Italiener, die sich nun plötzlich für die Küsten- und Randmeere vor ihren Haustüren, für Ost- und Nordsee, für Adria und Mittelmeer von keckeren Räubern, deren Räume ihnen noch als Rohstoffgebiete und Kolonisationsobjekte gedient hatten, Vorschriften machen lassen sollten, wie und mit wieviel Schiffen sie darauf fahren durften, ob sie Kriegsschiffe bauen konnten und unter welcher Flagge, wohin sie Handel treiben und Menschen und Waren ausführen durften und wohin nicht, und wie lange sie für die wichtigsten nationalen Einrichtungen fremdem Großkapital Zins zu zahlen und bevorzugtes Land abzulassen hatten.

Diese Gleichläufigkeit des Schicksals hat später, wenn auch leider auf langen Umwegen, die nicht nötig gewesen wären, den Aufbau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo und mit seiner Hilfe die Einleitung einer Emanzipation Eurasiens von der angelsächsisch-französischen Vormundschaft, von britischen, für Briten ersonnenen Regierungsmethoden und französischer, für Gallier geprägter Phraseologie, in der die widerspruchsvolle Lügenformel: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit am meisten die Augen geblendet hatte, ermöglicht.

Zunächst aber bestand gegenüber der Wiederausfahrt in das nur nach britischem Gutdünken „freie Meer", welche die Japaner nach Süden auf oft betretenen Spuren, nach Osten auf seltener aufgesuchten, aber immerhin befahrenen Wegen


Ausschnitt aus einer Gaukarte der ersten Meiji-Zeit



Das Schloß von Osaka

führte, die gleiche Hemmung und der gleiche Wunsch, sie zu überwinden, wie in Mitteleuropa. Das galt für die damals etwa 27000 Küstenkilometer Japans wie für die Restküste von einigen 2700 des Deutschen Bundes vor 1866 und für das mit der Länge seiner Küstenentwicklung zwischen beiden in der Mitte liegende, werdende, aber gegenüber Seemächten noch sehr anfällige dritte Italien; vor den Nasen dieser beiden Mächte lagen Helgoland, Korsika, Malta als Fremdbesitz. Das ist nicht etwa eine rückwärtsgewandte Konstruktion; der im folgenden angeführte Auszug aus einer Denkschrift des Fürsten von Mito an den Shogun in der Mitte des 19. Jahrhunderts beweist zur Genüge, wie weitschauende Japaner die Lage würdigten.

Dieser achtbare Sprößling des großen Shinto-Reformers und Erweckers Komon Mitsukuni schrieb klar zusammenfassend:

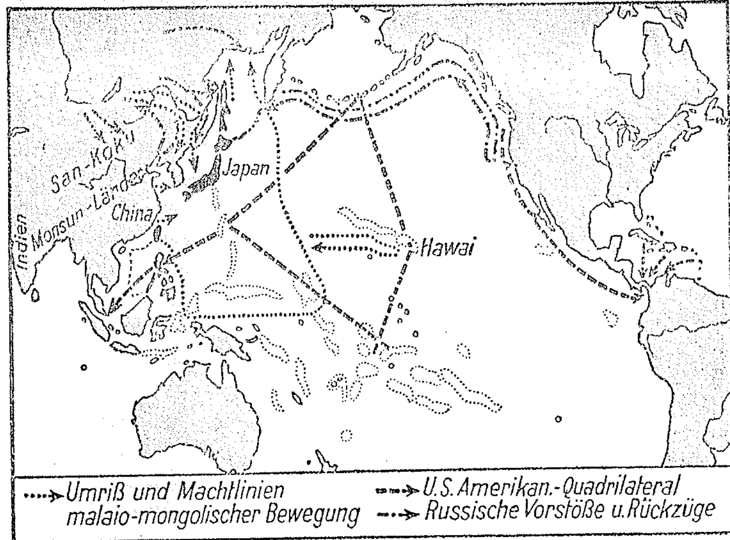
„Die Politik der Barbaren geht dahin, zuerst in ein Land um des Handels willen Eingang zu finden, dann ihre Religion einzuführen und nachher Streit und Unfrieden zu stiften. Deshalb laßt euch leiten von den Erfahrungen, die unsere Vorfahren vor zwei Jahrhunderten gemacht haben und verachtet nicht die Lehren des chinesischen Opiumkrieges."

Dieser Partei, die von vornherein alles ablehnen wollte, was an den Kern des heiligen Landes mit äußerer Gewalt herandringen mochte, stand eine andere gegenüber, die gewiß nicht weniger mißtrauisch gegenüber den Amerikanern war, aber fürchtete, ohne entsprechende Vorbereitung einer Abwehr gegen transpazifische Angriffe die nationale Unabhängigkeit überhaupt zu gefährden. „Wenn wir versuchen, die Amerikaner abzuwehren, werden sie sofort die Feindseligkeiten eröffnen und wir werden zum Kampfe gezwungen. Wenn dieser Streit aber einmal entbrannt ist, werden wir es mit einem Feinde zu tun haben, den wir so schnell nicht wieder los werden. Ihnen liegt nichts daran, wie lange der Krieg dauert; sie werden mit Tausenden von Kriegsschiffen kommen, unsere Küsten umringen, unsere Dschunken wegnehmen, unsere Häfen blockieren und uns jeder Hoffnung berauben, unsere Küsten beschützen zu können."

So teilte sich das Land aus Anlaß einer Bedrohung vom Pazifik her in zwei Parteien: die „Joito" für sofortige Barbarenaustreibung, und die „Kaikokuto" für vorsichtige Öffnung des Reiches — aber freilich mit dem Hintergrundgedanken, es zum besseren Widerstand zu bepanzern und dazu zunächst von den Bedrängern ihre eigenen Methoden zu erlernen.

Nach einer der besten Schilderungen, die ich kenne, dem ausgezeichneten Buch von G. E. Uyehara: „Political development of Japan 1867—1909" kam der Aufbruch durch den Anstoß vom Pazifik her mit einer ungeheuren inneren polaren Spannung zustande, bei deren Entstehung sich aber der mit Recht von Uyehara gerühmte Reichsinstinkt glänzend bewährte:

„Der wahre Ursprung des tätigen Auftriebs der japanischen Nation ist ihr Selbsterhaltungsinstinkt; und die Intensität und Schwingungsweite dieser Tätigkeit ist im wesentlichen der Einheit der Volksseele zu danken, die wieder das Ergebnis der Rasseneinheit ist, gemeinsamen Brauchs und einheitlicher Überlieferung, einer Gemeinschaft der geistigen Haltung und Gedanken-



Nr. 32 Japan und der Pazifik

führung — alles die Frucht einer langen, abgeschlossenen und unabhängigen Existenz."

Kein Wunder, daß mit dem Augenblick der Gefahrerkenntnis für diese Wurzel ihres Daseins auch das Gemeinschaftsziel einer Abwehr der Drohung für diese Unabhängigkeit und das Erringen gleicher Achtung und Ehre mit den übrigen Weltmächten an erste Stelle trat.

Diese standen zunächst, soweit sie ihre Drohungen überseeisch fortsetzen mußten, vor der überraschenden Tatsache, daß ihre nun einmal aufgedrängten und zugelassenen Vertreter den kulturpolitischen Grund für das Ausüben von Fremdgewalt unter ihren Füßen schwinden sahen. Was sie als Hauptfortschritt bringen zu müssen glaubten, die Befreiung vom Feudalismus und die Durchdringung der Welt mit den Sicherheiten der Demokratie, erwies sich in Japan für alle ehrlichen Berichterstatter als gegenstandslos. Zu ihnen wollen wir Sir Rutherford Alcock rechnen, den ersten bevollmächtigten Minister des Hofes von St. James; er schrieb 1863 und gab damit der Wahrheit die Ehre:

„Hier also haben wir den Feudalismus in Reinkultur ... in dem der Feudalherr alles ist und die niederen und arbeitenden Klassen nichts sind. Aber was sehen wir? Friede, Fülle und Wohlstand, offenkundige Zufriedenheit und eine Kulturlandschaft, vollkommener und liebevoller gepflegt und gehalten, mit mehr Baumschmuck überall, als sogar in England. Die Gesetze (des Jyeyasu) sind, soweit wir es beurteilen können, etwas drakonisch in ihrer Strenge und werden unverbogen in der einfachsten und unmittelbarsten Weise angewendet, ohne die Hilfe von Rechtswahrern ... Auf der andern Seite steht die sichtliche materielle Wohlfahrt einer Bevölkerung von ungefähr 30 Millionen, die aus diesem vulkanischen Boden einen Paradiesgarten gemacht hat und an Zahl und Reichtum durch eine ungeförderte einheimische Industrie gewachsen ist, ausgeschlossen von allem Wettbewerb mit der übrigen Welt."

Das ist das Ideal in sich selbst ruhender Autarkie!

Das also war es, was Japan, solange man es in dem von seinen Vätern ererbten Lebensraum von außen her zufrieden und ungestört ließ, aus diesem Reich gemacht hatte, das nun — im Verlauf einer folgerichtigen, rücksichtslosen Ausdehnungspolitik der Vereinigten Staaten von diesen her den entscheidenden Anstoß über die Weite des größten Ozeans hinweg zu einer grundlegenden Änderung seiner bisherigen Reichspolitik nach außen und nach innen empfing.

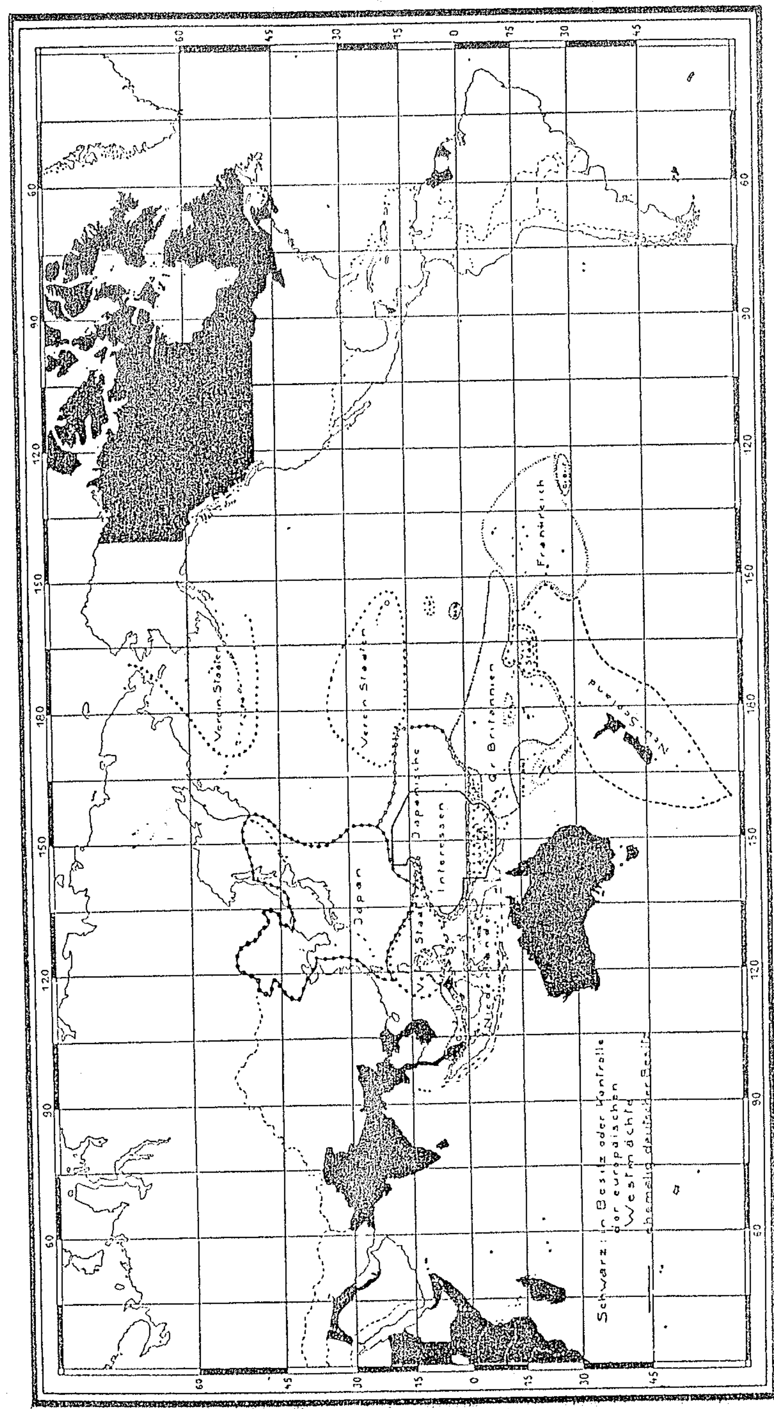
Dazu ist es nötig, sich die Entwicklung des nach seinen eigenen Aussagen friedfertigsten, in Wirklichkeit angriffslustigsten und streitsüchtigsten Großvolkkörpers der Erde in einfacher Verfolgung des dynamischen Leitrufs: „Westward ho!" in eine Karte einzutragen, so, wie sie als Herannahen einer Räuberfaust unter anderen Räuberfäusten den Männern auf der Brücke des japanischen Reichsschiffes erscheinen mußte.

Selten ist in der Weltgeschichte ein von einem raumpolitischen Denker wie Friedrich Ratzel geprägtes Gesetz, das sechste unter den anderen „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten", an einem bedeutenden Beispiel unserer Tage so überzeugend erweisbar wie im Falle des Verhältnisses von Japan zu Taiheiyo und Nanyo, zu Pazifik und Südsee (wobei die Ostasiaten unter „Südsee" etwas anderes verstehen als Europäer und Amerikaner, indem sie das australasiatische Mittelmeer mit dazurechnen).

Das sechste Gesetz lautet: „Die ersten Anregungen zum räumlichen Wachstum der Staaten werden von außen hineingetragen." Es ist in Japans Fall das alleinige Verdienst oder die alleinige Schuld der Vereinigten Staaten, den Anstoß zum räumlichen Wachstum des Japanischen Reiches im Westpazifik gegeben zu haben, das ihnen jetzt so unbequem ist, genau so, wie das gleiche Verdienst am großdeutschen Lebensraum die Briten und Franzosen haben.

„Um eine gewohnte Größe nicht zu überschreiten, wird die Zahl der Menschen durch alle möglichen Mittel ... in Schranken gehalten ... Der Staat soll durchaus überschbar und in einer Hand zusammenfaßbar bleiben." Das hatte das Tokugawa-Shogunat durch zwei Jahrhunderte bis an die Grenzen des Möglichen versucht!

Trotzdem „tasteten sich die fremden Wachstumsspitzen immer näher an die lebenswichtigen Stellen des Japanischen Reiches heran", strebten „politisch wertvolle Stellen im Wachsen zu umfassen", verwischten die Grenzen, lehrten Japan geradezu, „Richtungen des geringsten politischen Widerstandes zu verfolgen", und machten ihm erst begreiflich, „wo es die Grundtatsache der Staatengründungen über See der seefahrenden Völker zu suchen habe", wie es „das Meer als Bewegungsgebiet" nutzen müsse, um — ähnlich wie auch die britischen Wikingererben aus Angelsachsen- und Normannenblut — „geringe Kräfte zu großen Wirkungen zusammenzufassen", was es ja von den Malaien- und Polynesierschiffen her im Blute trug!



Nr. 33 Die Machtverteilung im Pazifik

Darf es nun irgend jemand dem Japanischen Reich vorwerfen, daß es sich als gelehriger Schüler erwies, wo Beispiel so viel mehr fruchtet als Lehre — die das Beispiel so wenig befolgt, wie das Beispiel der großen seefahrenden Kolonialvölker die Lehre ihrer Missionen befolgte.

Die Japaner aber lernten das Beispiel sehen — jenseits der Lehre.

Sie erkannten, daß sich die drei großen pazifischen Flurbereinigungen als Folgen kühner Raubtaten vollzogen hatten, und vermochten nicht einzusehen, warum ihnen nun plötzlich ein durch Seeraub erworbener Besitz heiliger sein sollte, als die alten angestammten pazifischen Besitzrechte den Räubern gewesen waren. Wer so ausschließlich vom „Gesetz des Dschungels" lebt wie die heutigen außenbürtigen Herren der indopazifischen Welt, der kann nicht verlangen, daß man ihm nicht Heuchelei vorwerfe, wenn er nun plötzlich die Sicherung seines Raubes auf Grund einer eigenmächtigen Änderung der Spielregeln verlangt.

So sehen in großen Zügen die entmachteten Millionen, heute mehr als eine Menschenmilliarde, wenn man den einzigen am Eigenleben gebliebenen Staat, das Japanische Reich, dazurechnet, im Machtbild des indopazifischen Raumes das Augenblicksrecht an seinen Randräumen und Inseltrittsteinen an: diese Art von Recht ist ihnen eine Eintagsfliege. Was Theobald Ziegler vom Zweiten Reich der Deutschen sagte, gilt darin auch vom Japanischen, daß es entweder in seinen Lebensraum hineinwachsen oder wieder verderben müsse.

So wird von selbst die Frage aufgeworfen: Wie besteht Japan bis jetzt im Gegenspiel von Macht und Erde im pazifischen Raum?

Bis zu jener Zeit vor 400 Jahren, die wir als Beginn des Zeitalters der Entdeckungen feiern, glaubte der atlantische Westen durch das Gegenspiel von Macht und Erde im pazifischen Raum wenig berührt zu sein. Wir haben in Europa ihre vierhundertste Wiederkehr durch den Übergang von der letzten Vorkriegs-Flurbereinigung im Pazifischen Ozean vor der Jahrhundertschwelle zum Weltkrieg und seinem Abklingen vermerkt. Dann haben wir die Weiterentwicklung zu den glorreichen, durch die Namen Versailles 1919 und Washington 1922/23 bezeichneten Zuständen der Weltpolitik erlebt, an denen die Erdkunde zum Glück keine Schuld trägt, weil die hohen Vertragschließenden nichts von ihr verstanden und niemand die Geographie zu befragen für nötig fand. Begnügte sie sich doch damals nach dem Urteil Rudolf Kjelléns noch damit, die Rolle des Registrators zu spielen, statt — wenn schon nicht die des Generaldirektors selbst — doch wenigstens einen Einfluß auf die Generaldirektoren anzustreben, der ihr im pazifischen Raum bisher freundlicher eingeräumt wird als im atlantischen. Es genügt, daraufhin die Verhandlungen der Tagungen des Verbandes für pazifische Zusammenarbeit in ihrer Gesamtentwicklung von den Tagungen in Honolulu über die von Batavia, Shanghai, Tokyo, Banff, Yosemite zu verfolgen, um nur einige zu nennen, oder die Arbeit der einzelnen Räte der „Pacific Union" in den Anliegerstaaten des größten Ozeans zu prüfen. Sie haben vieles getan, um bei kritischen Zuspitzungen einen transpazifischen Krieg hintanzuhalten; schon allein dadurch, daß sie ein klares ungeschminktes Bild der von beiden

Seiten zu fürchtenden Gefahr, des sicheren Schadens und Verlustes für alle hohen, möglicherweise daran Beteiligten vermittelten. Das hat man im pazifischen Raum aus der Vorgeschichte des Weltkriegs gelernt. Trotz der relativen Jugend politisch-wissenschaftlicher Behandlung der pazifischen Fragen ist man in ihrem Bereich lernfroh und erfahrungsgierig; nicht zuletzt sind es die Admirale der USA.

Dabei begann erst seit dem Erscheinen Albuquerques vor Malakka 1511, wo er die ersten Japaner aufspürte, erst seit dem Kreuzen der Reste von Magalhaes' Geschwader zwischen der nach ihm benannten Straße und den Philippinen 1521, seit dem Hineinschreiten Balboas in das „Mar del Sur" mit der Fahne von Kastilien am 29. September 1513 — dem heute rings um den Pazifik gefeierten St. Michaels-, heute Balboatag — das gewaltsame Öffnen der pazifischen Randländer, ihrer gelben, braunen und roten Erde für fremde, außerpazifische Macht.

Bis dahin hatte das natürlich auch hier um Jahrtausende zurückreichende binnenbürtige Gegenspiel von Macht und Erde im Gegensatz zum atlantischen Raum wie zu dem des romanischen Mittelmeers ein Zug von Selbstgenügsamkeit, ein Hang zu Autarkie und Autarchie beherrscht, von zentripetaler Bestrebung im Gegensatz zur zentrifugalen, expansiven (ausdehnungsfrohen) überflutenden Neigung des Westens. Dichter füllten sich mit der ostasiatischen Bevölkerungsballung die einzelnen Gaue, größere Volksmengen hielten sie fest, ehe sie überströmten, als die zwei anderen unter den drei altgeschichtlichen Volksdruckräumen, der indische und der europäische.

Freilich hatte sich der Westen nicht klar gemacht, es war ihm — trotz den Erzählungen der Brüder Polo — nicht zum Bewußtsein gekommen, daß eine Reihe lebensgefährlicher Überflutungen durch asiatische Steppenvölker als Folge des Abprallens der Hunnen, Avaren, Saker, Turkvölker, Mongolen an den verfestigten Lebensformen des Pazifikrandes, besonders Chinas, über ihn hereingebrochen war. Der Japaner Nohara hat in seiner Geschichte der gelben Gefahr etwas spöttisch neuerdings die Schreckwirkung dieser Reihe auf den Westen zusammengestellt. Der Deutsche konnte es auch in vielen Geschichten seiner Landsleute lesen wie bei Franke und Krause, oder in Herrmanns Karten finden. Er zog nur zumeist den fremden Schriftsteller und die Reportage der Belehrung vor. Es wäre reizvoll, diesem binnenbürtigen, endogenen Gegenspiel von Macht und Erde Großasiens durch die vier Jahrtausende, in denen wir es vorläufig nachweisen können, im Zusammenbau von Geschichte und Wehrgeographie zur Geopolitik zu folgen. Ein fünftes Jahrtausend enthüllt sich gegenwärtig aus den Verbindungen vom Nahen Osten über Mohanjo Daro, China und die malaiopolynesische Welt bis zur Osterinsel durch die Arbeiten von Banerji, Sir John Marshall und W. v. Hevesy. Aber im Rahmen unseres Themas beschränken wir uns auf das Machteinzugsgebiet des Pazifischen Ozeans und gehen dabei vom augenblicklichen Kräftespiel aus, von dem, was es uns politisch-geographisch lehrt und bedeutet.

Zuvor wird es nötig sein, an einige Grundtatsachen der politischen Geographie zu erinnern, die sich ja mit dem Zustand, dem Erwerb oder Verlust,

der Verlagerung, den Gründen des Werdens und Vergehens der Macht in Räumen der Erde befaßt:

Macht im Raum kann nur durch Volk geübt werden. Auch da, wo es nicht zu Besetzung und Besiedlung gekommen ist, wird nur die Machtstrahlung eines Volkes erreichen, daß papierne oder herkömmliche Ansprüche und Rechte auf Erden von anderen Völkern geachtet werden und den beanspruchten, aber leergelassenen Raum vor ihrem Andrang schützen.

Antrieb zu diesem Andrang in fremden Raum aus den Entwicklungsräumen oder Kernzellen von Rassen und Völkern heraus ist erfahrungsmäßig immer die Raumnot oder Furcht vor Raumnot, so daß die Ausgangsfronten des Gegenspieles von Macht und Erde schließlich immer bezeichnet werden können durch die weltbekannten polaren Schlagworte „Volk ohne Raum" wider „Raum ohne Volk". Aber in der Auffassung des Grades, bei und in dem ein Naturrecht zur Überschreitung von Raumgrenzen aus zu enger Atemweite und zu kleinem Ellenbogenraum entsteht oder besteht, steckt bereits ein nach Rasse und Volk abgestuftes Werturteil. Dieses bei den alten Kulturvölkern der Monsunländer und der atlantischen Conquista grundverschiedene Werturteil ist der Hauptgrund der entscheidenden transpazifischen Spannungen in unserem Kraftfeld. Solche Urteile werden nur aus Erfahrungsreihen begründet werden können: einen absoluten Wertmaßstab für die Tragfähigkeit des Quadratkilometers in den verschiedensten Bodenwerten und Klimalagen der Erde gibt es trotz Pencks Bonitierung der Erde und den vielen Tagungen des „Pacific Institute" noch nicht. Gehen wir denn mit Hilfe der politischen Erdkunde zur Gewinnung von Erfahrungsmaßstäben an die Erfahrungsreihen der jüngsten Zeit heran! Eine der wertvollsten liegt zweifellos in den Ergebnissen der europäischen und japanischen Einwanderung in Brasilien vor. Hier gewinnen wir aus jüngsten Untersuchungen folgende Werte:

Die im Stillen Ozean beheimatete Hochkulturrasse verträgt auf gleichwertigem Boden das Vierfache an Zusammendrängung wie die fremdbürtige Ausdehnungsbesatzung. Einmal entfesselt, wird ihr Wanderdruck aber zur Dauergefahr, da er mit den gewöhnlichen Mitteln der Rückstauung von Bevölkerungsgefäll nicht abzudämmen ist und einen anderwärts fehlenden Fruchtbarkeitsrückhalt hat.

Die betreffenden Untersuchungen (vgl. u. a. Dr. F. Freise in „Brasiliens Bevölkerungskapazität"; Pet. Mittlg. 5, 1936, S. 143), die sehr sorgfältig angestellt sind, decken sich nicht nur mit meinen eigenen Erfahrungen in Japan und sonst in Ostasien, sondern stimmen auch mit der richtigen Anschauung von Micheji Ishikawa („The cityward movement in Japan"; Cultural Nippon; März 1936; Bd. IV, Nr. 1) überein, daß man in diesem Fall nur dann auf einen grünen Zweig kommt, wenn man nicht vorwiegend, wie die meisten Statistiker, von den Ortszahlen und -größen ausgeht, sondern von dem Gesamtgesicht (Aspekt) des Landmachtverhältnisses (Agrarpolitik) und der Volksseelenstimmung (Mentalität) der Großstadt und Stadt gegenüber. So übernehme ich ihre Ergebnisse als geeigneten Baugrund. Sie stellen fest, daß der Japaner auch im fremden, nicht durch

2600jährige Kultur vorbereiteten, wenn auch seiner Siedlung wesensgemäßen Lande nur der Ausbeute von 0,27 bis 0,32 ha bedarf, wo der weiße Siedler für den Kopf 1,2 ha braucht, um eine für den Europäer überraschend hohe Lebensführung zu haben. Dabei wird im Rahmen eines gesamten Eindringungskörpers von höchstens 450000 Köpfen ein jährlicher Zuwachs von 6,4% gehalten gegenüber 2,94% der brasilianischen Gesamtbevölkerung, bei zurücksinkender Leistungssumme der eingewanderten deutschen Bauerngeschlechter, deren Kopfzahl nur in 13% der untersuchten Fälle fortschreitend, in 58% stehend, in 29% zurückgehend gefunden wurde.

Ähnlich waren General Unterbergers wie Arsenjews Siedlungserfahrungen bei Chinesen und Russen.

Von allen noch zwischen Hingabe an die Verstädterung (England 92,8% Verstädt., Vereinigte Staaten 78,2, Holland 77,1, Australien 77,7, Südafrika 50?) und Erhaltung vorwiegend ländlicher Bevölkerung (Indien zwischen 11 und 28,3, China 20, Finnland 33,7% Verstädt.) in Übergangszuständen schwankenden Volkskörpern ist der japanische (mit 1920 noch 51,6% Landvolk?) zweifellos der auf die dichteste Ballung der Siedlungen eingerichtete nächst dem chinesischen, wenn auch Kawada mit Recht auf die großen Unterschiede in den ländlichen Siedlungsgewohnheiten der Völker auch ohne Notzwang hinweist. Dabei scheint er allerdings die in Einzelhöfe aufgelösten deutschen Gaue wie Chiemgau, Niedersachsen (beide altherkömmlich), Allgäu (als Folge von Agrarreform) nicht zu kennen, denn er rechnet Deutschland wie Italien und Japan zu den Ländern mit vorwiegend geballter Landsiedelung.

Der Weg zur Verstädterung in Japan war schnell: 1925 55,78%, 1930 60% nach Kawada; andere rechnen wesentlich niedriger.

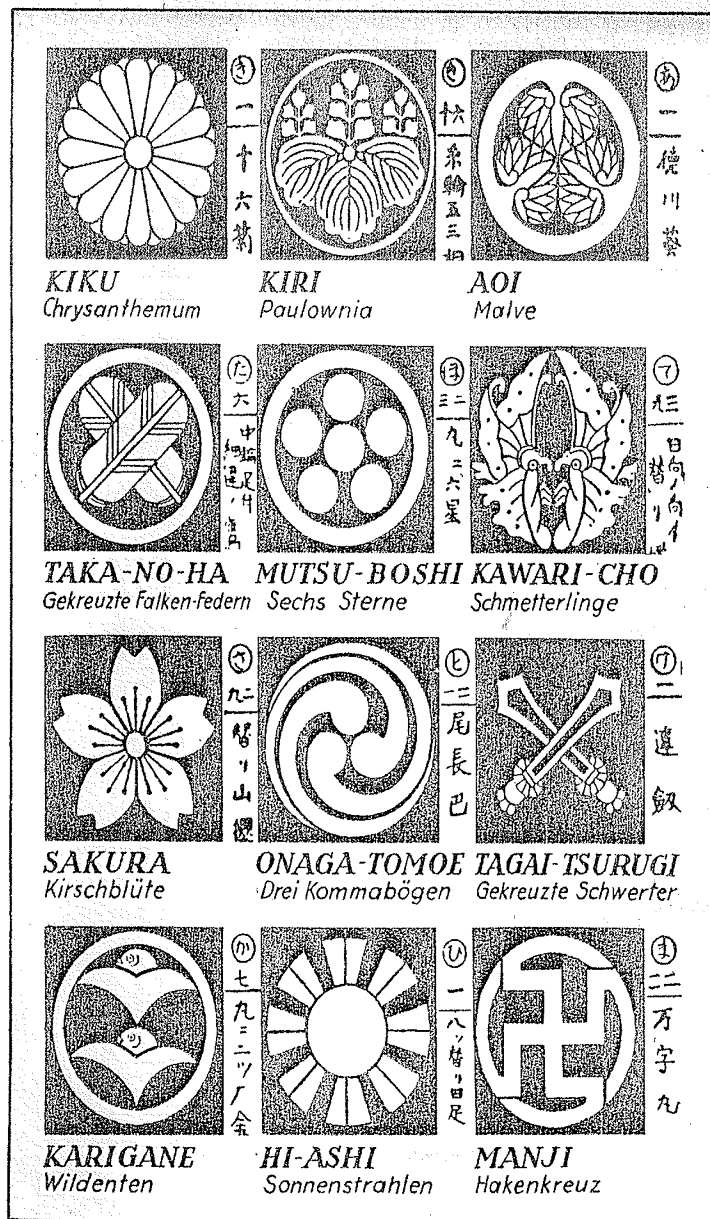
Davon abgesehen kann Japan aber als Typ des Hochdrucks im pazifischen Raum gelten: Zentralantrieb der japanischen Geopolitik ist der höchste Volksdruck, der in einer Großmacht auf Erden überhaupt vorkommt, wenn er für das Kernland auf den wirklich tragfähigen Bodenquadratkilometer berechnet wird und zu Zahlen von 970 je Quadratkilometer der Volksdichte vorstößt. Ist er unerträglich? War der Ausbruch aus der Raumenge 1931 bis 1934 unvermeidlich? Hat er Abhilfe geschaffen?

„Jeder Kenner des Landes wird zugeben, daß das Agrarproblem zur Zeit den wundesten Punkt der japanischen Bevölkerungspolitik darstellt" — die wieder den Schlüssel zur ganzen übrigen Bewegungswucht des tätigsten pazifischen Staatskörpers gibt, der heute im Reichsverband über 100 Millionen, mit seinen Schutzfreundschaften mindestens 135 bis 140 Millionen zählt. Mit obigem Satz begann J. Kraus (Tokyo) sein bedeutungsvolles Referat im Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft von 1935: „Landbevölkerung und Verstädterung in Japan. Tatsachen und Ursachen" (Bevölkerungsfragen; München 1936; Lehmann, S. 192—199).

Wie brennend die Frage von den Japanern selbst empfunden wird, zeigt etwa unter vielen anderen japanischen Arbeiten die von Präsident Shiro Kawada: „The Japanese agricultural community and the composition of its population"


Buddhasteinbild in einem japanischen Garten


Eingang eines japanischen Hauses



Beispiele japanischer Wappengestaltung
Kiku und Kiri sind die Wappen des Kaiserhauses,
Aoi ist das Wappen der Tokugawafamilie

(Journal of the Osaka University of Commerce; Osaka 1935. No. III). Sie sind auf denselben Ton gestimmt wie die Sorgen des Japanischen Instituts für Bevölkerungsprobleme (Yasutoshi Yanagisawa) und der Union für pazifische Zusammenarbeit (Am. Council; Inst. of Pac. Rel. Far Eastern Survey. Jeann. Randolph: Population pressure in Japan. S. 127, Bd. V, 13).

Trotz so sorgfältigen auch kartographischen Darstellungen dieses Fragenkreises, wie sie von Sanesige Komaki, Kôiti Andô und Hideo Ohasi in „The population of the Kinki district" (Landschaft um Osaka, Kobe, Kyoto-Ahnenland, Gokinai) vorliegen, glaube ich noch nicht jene klare Einstellung zu fortgeschrittener Verstädterung als einem rassen- und volkspolitischen Übel in Japan zu finden, wie sie bei uns in wissenden Kreisen schon während des Weltkrieges, allgemein seit der Reichserneuerung herrschend geworden ist. Das mag mit der bevölkerungspolitischen Erfahrung Japans in der einen Richtung zusammenhängen, die ihm gestattet hat, nach einer jahrhundertelangen gewollten Trägheitsstauung wieder mit einer jäh ansteigenden Volksvermehrung anzusetzen, also das Problem bewußt zu behandeln.

Nach den sorgfältigen bevölkerungspolitischen Arbeiten von Etsujiro Honjo (Kyoto) über die Tokugawa-Zeit (1600 bis 1854/69) hat sich in diesen zweieinhalb Jahrhunderten der Bevölkerungsspielraum zwischen 26 und 30 Millionen gehalten und in einem Jahrhundert sogar nur um etwa 100000 Köpfe vermehrt: also um nur ein Neuntel bis ein Zehntel der heutigen Jahresdurchschnittsvermehrung. Dieser Trägestauungszustand hielt sich mit wiederholten Hungersnöten auf demselben Raum, auf dem jetzt 70 Millionen leben. Diese haben freilich in einem Reich mit 100 Millionen, mit weiten Schutzfreundschaftsgebieten und über 52000 km Küstenentwicklung ganz andere Lebens- und Erwerbsmöglichkeiten, als sie in dem damals freiwillig auf seine Territorialgewässer eingegrenzten Inselbogen bestanden, den schon seine eigene Nordinsel Yezo-Hokkaido als Siedlungsboden abstieß.

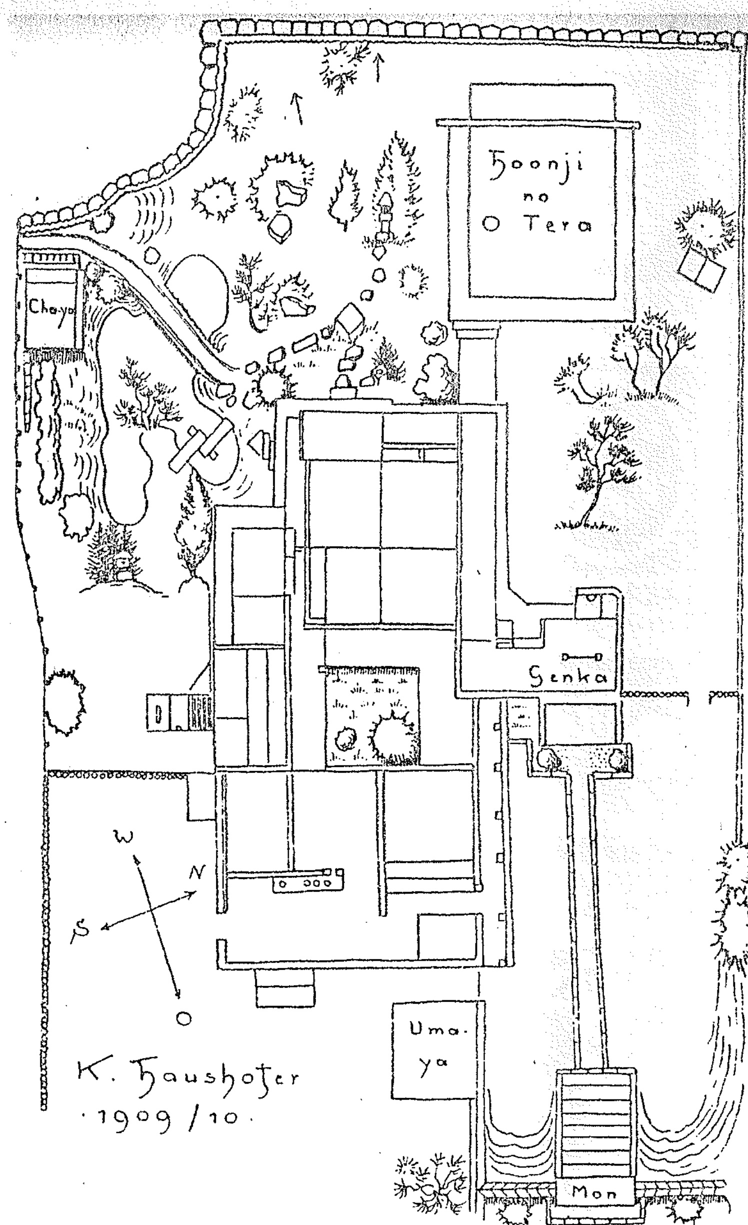
Aus der letzten Zeit der Trägheitsstauung mit etwa 27 Millionen stieg die Volkszahl — aus einem nationalen Erneuerungs- und Willensakt heraus — in starken Sprüngen auf die jetzige Höhe an. In ähnlichen Steigerungen bewegt sich ein großer Teil der chinesischen, hinterindischen und (auf Java) malaiischen Bevölkerung. Ihr steht, durch die gesteigerte Möglichkeit der Raumüberwindung, mehr und mehr unvermittelt eine stellenweise katastrophale Entvölkerung oder Bevölkerungsumschichtung der pazifischen Inselwelt gegenüber und die merkwürdige Tatsache, daß sich die Verstädterung der britischen Rasse auf die pazifischen, für farbige Einwanderung gesperrten, sogar die weiße Zuwanderung erschwerenden Dominien übertrug, deren Lebenswille in einer sie heute selbst erschreckenden Weise zurückbleibt. Australien ist mit 0,8 bis 0,9 Einwohnern auf dem Quadratkilometer, Neuseeland mit 6, Kanada mit 1,1 weit untersiedelt; in allen dreien ist der größere Teil dieser an sich unzulänglichen Bevölkerung obendrein verstädtert, wie übrigens auch der russische Ferne Osten einen Verstädterungsgrad von 35% aufweist. W. M. Hughes (früher australischer Minister) in „Australia and war to-day" und Lord Bledisloe (früherer Generalgouverneur von

machen, daß sie sich am Nordrand eines Zerrungsfeldes vom Rang des australasiatischen Mittelmeeres zu halten vermag. Nur dann werden die Inselleute — heute $13^1/_2$ Millionen auf fast 300000 Quadratkilometern — ein wirkliches Eigenleben führen können: auf der japanischen Kraftlinie zum heißbegehrten Nanyo (japanischer Südseebegriff, etwas anders umgrenzt als der europäische), zwischen dem als Tropenübergangsstation entwickelten Formosa-Taiwan mit seinen mehr als 5 Millionen Einwohnern (mehr als ein Drittel der Philippinen!) und dem bereits durch japanische Konzessionen erschlossenen Niederländisch-Neuguinea.

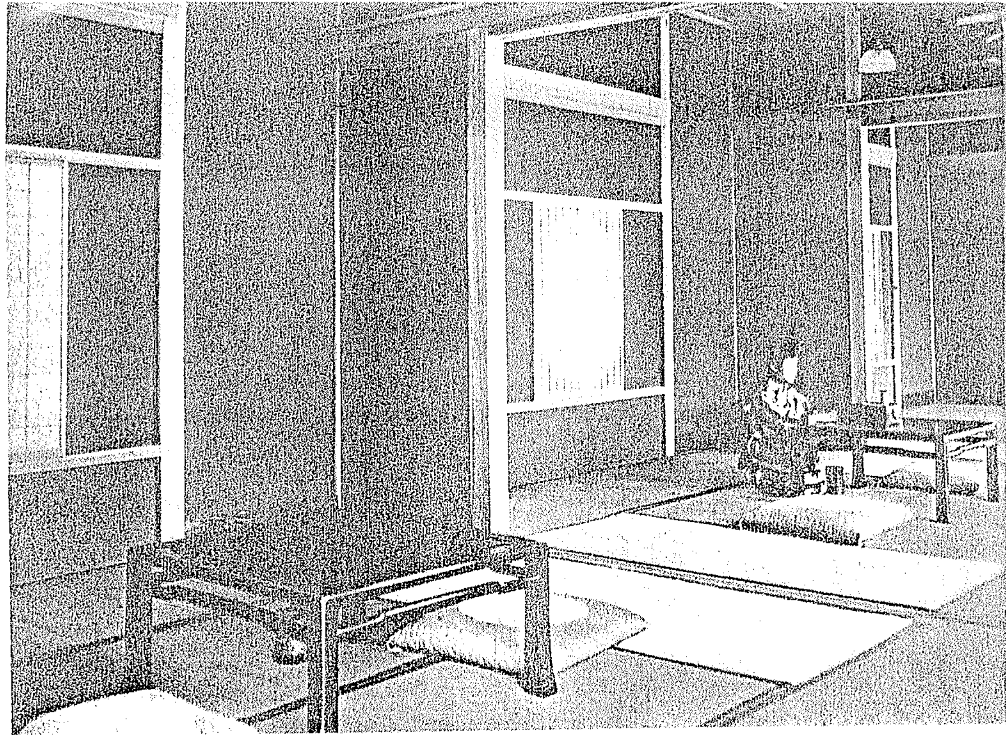
Dieses Ziel hofft der frühere US.-amerikanische Generalstabschef Douglas MacArthur (nach sehr unbefangenen Äußerungen in Manila am 29. 5. 36) durch eine Flotte von 50 bis 100 kleinen, sehr schnellen Küstenverteidigungsfahrzeugen mit je acht Mann und zwei Torpedorohren, eine Luftstreitkraft von 250 Flugzeugen und eine zunächst, neben einem kleinen stehenden Heer, auf 400000 Mann eingerichtete Reserve, die in 30 Jahren auf 1,2 Millionen gebracht werden soll, zu erreichen. Damit bezweckt er einen Grad von Sicherung gegen feindliche Einfälle, der immerhin nur durch einen Aufwand von 500000 Mann, 10 Milliarden $, schwere Verluste und drei Jahre Zeit zu überwinden wäre: hier wurde ein Risikogedanke in die Fernostpolitik eingeführt, der sich im Westen nicht bewährt hat.

Damit könnten die Inseln „eine große Nation und das Tor zum Fernen Osten" werden! ... „Leicht zu verteidigen und schwer zu bekämpfen, wie sie sind!" Zusammengehalten mit den Gedanken von Admiral J. Hepburn über aktive Flottenvorstöße aus dem Aljuten-Hawaii-Baker-, Howland- und Jarvis-Inselschleier, der bis gegen Kingman's Reef und andere mögliche Flugbasen auf den Gesellschaftsinseln reicht, und Bowmans „American Quadrilateral" sind das wehrgeopolitische Vorstellungen von raumweiter Auffassung: Vorstellungen, vor deren Gefahr für Kleinräumige bei rücksichtsloser Anwendung durch asiatische und amerikanische Staatsmänner Ratzel rechtzeitig warnte. Aber auch der Völkerbund hat ja diese Gefahr nicht bannen können!

Soweit das pazifische Einzugsgebiet in Frage kommt, hat freilich der Völkerbund noch mehr versagt, nämlich bei seiner 26. Entscheidung in territorialen Staatenkonflikten, der Entscheidung über den 1931 ausgebrochenen mandschurischen Konflikt. Dabei hat sich die Pufferstaatenzone seither noch weiter ausgedehnt: auf die Äußere Mongolei und Tannutuwa nebst Hsinkiang (Chinesisch-Turkestan) mit russischem, Monguo (Innere Mongolei) und Osthopei mit japanischem Einfluß. Damit ist die bereits vor dem Herbst 1931 in „Jenseits der Großmächte" unternommene Behandlung der Pufferräume, Rückhalts- und Schutzgebilde der Eurasiatischen Zerrungszone im Mittleren und Fernen Osten als eigene geopolitische Erscheinung nachträglich durchaus gerechtfertigt. Gleichzeitig wurde sie zu einem Beweisstück für die Fähigkeit der Geopolitik zur Prognose, ohne daß die Weltareopage auf das damit angerichtete Elend stolz zu sein brauchten. Außerordentlich geschickt betriebene Propaganda der Sowjets, die z. B. auch die Spalten des

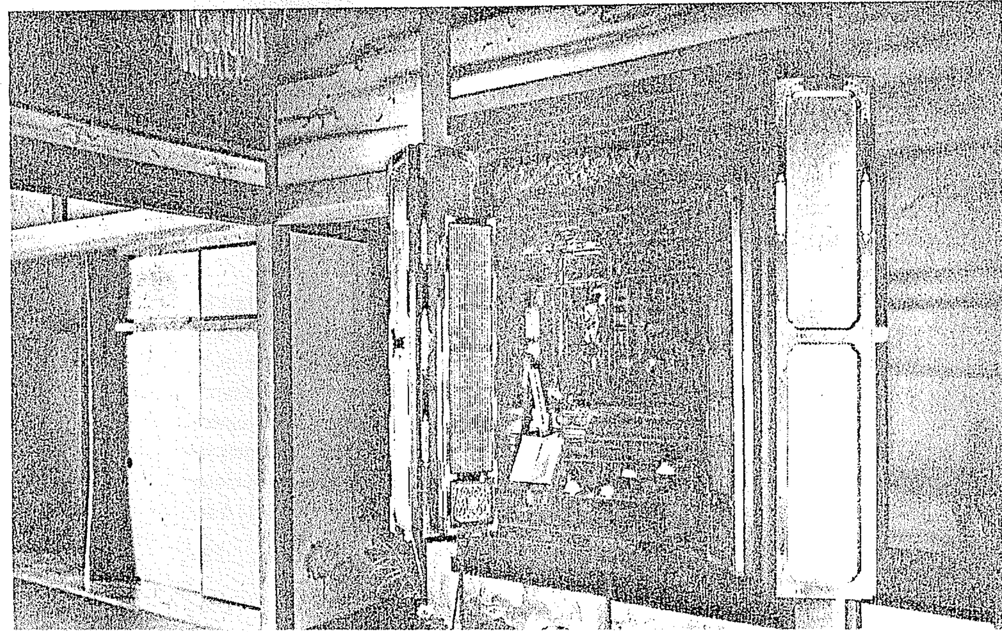


Plan des vom Verfasser 1909/10 bewohnten Priesterhauses am Hoonji-Tempel



Zimmer eines Hauses

Hausaltar und Empfangsraum



„Manchester Guardian" und vieler ahnungsloser amerikanischer Zeitungen erfüllt, brachte es dabei fertig, das Schutzfreundschaftsverhältnis zu Tannutuwa und der Äußeren Mongolei in ein durchaus harmloses Licht zu setzen. Dabei fällt der Schatten nur auf die Abkommen mit der Zarenregierung vom 21. 10. 1912, Art. 1 (mit ausdrücklicher Absperrung der Kolonisation des angeblichen chinesischen Souveräns!) und vom 23. 10. 1913, Ziff. 4, die alle durch die Sowjeterklärung vom 5. 11. 1921 und 21. 5. 1924 widerrufen seien, während die „wirtschaftliche" Durchdringung Turkestans mit Bahn und Straßenbau ganz getarnt wird. Auch die merkwürdige Rolle von Owen Lattimore („The Inland gates of China") ändert nichts an der Tatsache, daß der gegenseitige Verteidigungspakt vom März 1936 zwischen den 170 Sowjetmillionen und den 670000 Mongolen ein Löwenpakt ist und daß die „freie Willensbestimmung" für Urga—Ulanbator—Choto, Kysyl—Choto—Krasnyi und Kiachta tatsächlich von Moskau ausgeübt wird. Ebenso ist der Rat der Nationalitäten seit 1924 mit seiner russischen Minderheit von 10 zu 40 bis 60 Splitterrassenstimmen eine geschickt aufgebaute Kulisse. Aber sie tut ihren Dienst, auch weiten chinesischen Kreisen gegenüber. Russische und japanische Führungsgedanken in Asien sind grundverschieden getarnt — wechseln auch je nach dem Gegenstand, auf den sie sich beziehen.

Einige rassenpolitische Erfahrungen mögen als Nebenfrucht der Beobachtung des Gegenspiels von Macht und Erde im pazifischen Raum hier eine Stelle finden — bei aller Vorsicht, die auf diesem Arbeitsfelde vor dem Aussprechen von Formeln für gesetzmäßige Vorgänge gewahrt werden muß. Aus Wanderungs- und Anpassungsvorgängen scheint sich eine absteigende Reihe loszulösen, die von den festländischen (kontinentalen) Rassen zu den randlichen (peripherischen) meerwärts absinkt, von Chinesen über Inder zu Japanern, Philippinos, den Malaio-Polynesiern der Kleininselreihen und Inselwolken. In dieser Reihe scheint ein dauerndes Durchsetzen gegenüber allen als ortsfremd, raumwidrig (anatopisch) empfundenen Verhältnissen zusammen mit der Siedlungswilligkeit in sie hinein abzunehmen. Das gilt nicht nur für die japanische Siedlung, die zahlenmäßig immer stärker abklingt, je weiter sie amtlich in nordische, in Höhenlagen, in scharfe Klimawechsel hineingeführt wird, über die Landbrücke von Korea (rund 500000) nach der Mandschurei (nur mehr etwa 280000) und gar in die Innere Mongolei (Monguo), während subtropenwärts ein unleugbarer Siedlungserfolg (Formosa 256000, 5,1%, und Mandatsgebiet 60000, etwa 60%) erreicht wurde.

Aber auch bei den Chinesen, deren pazifische Wanderkraft der indischen — mit Ausnahme von Fidschi — auch in den für Inder wesensnäheren Ländern, wie Birma und Straits, unzweifelhaft überlegen ist, kann eine Teilung des Wanderstroms beobachtet werden, die etwa ein Viertel bis ein Drittel subtropisch angepaßtes, mit dortigen Rassen gemischtes Chinesentum nach Süden, zwei Drittel bis drei Viertel aber aus der mehr nordischen Hirselandschaft nordwärts abfließen läßt. Dabei hatte die ursprünglich nordische Tatsing-Dynastie ihr Stammland nach seiner Leerwanderung verriegelt und versperrt; dennoch setzte sich der Volksdruck durch; die Mandschurei ist zwar staatspolitisch 1900 an die

Russen, 1905 bis 1934 an die Japaner verloren, aber volkspolitisch rückerobert worden durch und für chinesische Volkskraft. In diesem Schwebezustand ist sie nun 1940; er bedeutet vom Li-Lobanow-Abkommen, das zuerst die chinesische Wehrhoheit den Russen 1897 preisgab, bis zu den jüngsten nordchinesischen Vorgängen natürlich eine wehrpolitische Gefahr.

Ist der mandschurische Gefahrenherd der größte, der augenblicklich in Ostasien in düsterer Glut steht, oder hat er nach Südwest überhaupt keine Begrenzung seit 1937 bis 1940? Damit stehen wir vor der entscheidenden geopolitischen Frage, wenn wir versuchen, vom chinesischen Standpunkt aus diese Schwelle zu prüfen. Denn wenn in Japan der geopolitische Gefahrenpunkt sich zentral vom Volksdruck aus erklären ließ, so ist es für China anders. An die schließliche volkspolitische Überwindungskraft seines Volksdrucks glaubt ganz China (vgl. Botschafter Cheng Tien Fang: „New Life in Old China"; People's Tribune, Bd. XIV, Nr. 1, S. 15). Aber was ihm bis jetzt seit den Tagen der wirklich leistungsfähigen Himmelssöhne nicht mehr hat begreiflich gemacht werden können, ist, daß es sich für seinen Volksboden wehren muß und dazu ihn als staatspolitische Einheit zu begreifen und zu erhalten hat, nicht als Länder-, Großfamilien-, Klüngel- und Gildenkonglomerat, und zwar vor der Erfüllung von Sun Yat Sens demokratischer Ideologie (ebenda, S. 16, Abs. 2).

Soweit wir Chinas Geschichte überschauen können, liefert sie einen zusammenhängenden Beweis für die Tatsache, daß der weite chinesische Volksboden, mit seinen Rassenmischungsspannungen in drei große Streifen der Breite nach gegliedert: altnordchinesischen Kulturboden längs Weiho und Hwangho, Übergangslage der Yangtseländer und neue Kolonialausweitung im Süden, nur von überragenden Persönlichkeiten zusammengehalten und einheitlich regiert werden kann. China selbst tröstete sich über dieses Ergebnis seiner zu zwei Fünfteln in losen Zusammenhängen, ja in „kämpfenden Reichen", nur zu drei Fünfteln in geschlossenem Reichsverband im Stile der Shihwangti und Kienlung verbrachten Geschichte mit Äußerungen der Selbsterkenntnis wie: „Lang getrennt, gehen wir zusammen — lang beisammen, trennen wir uns leicht." Solche Richtlinien (Staatsmaximen) aber waren nur so lange ungefährlich, als China durch Wüsten, Hochländer und den Ozean im wesentlichen abgeriegelt war und sich rhythmisch in einem breiten, nach Norden mehr durch wehrhafte Siedlungszonen als durch einen 2400 km langen Mauerring geschützten Lebensraum ausdehnen und zusammenziehen konnte. Mit der Erschließung des indopazifischen Seeraums von außen her endete der Naturschutz, aber nicht die Vorstellung von seiner schützenden Kraft im chinesischen Volk. Damit begannen die Zusammenbrüche, zuerst anschließend an ein verwegenes Sozialexperiment des Reformers Wang-An-shi unter der Sung-Dynastie, das immerhin nur Ostasiaten: Mandschu und Mongolen in den zersetzten Volksboden eindringen ließ.

Erst mit dem Sinken der Ming-Dynastie kam die Fremdgefahr über See. Dabei ist bezeichnend, daß der Mehrheit des chinesischen Volkes seine Mitverantwortlichkeit aus einem beim Beginn intimerer Berührung mit Westkultur und Westwehr im Jahre 1842 rund 17000 km Seeküste umfassenden Besitz, von dem heute immer noch ein Restbestand von 7100 km Meerberührung vorhanden ist, kaum zum Bewußtsein kam, wie es ja auch in den blühendsten Zeiten des Reiches mit der Seewehr haperte (Kublai Khans Fehlschläge gegen Japan!).

Während es ein sehr klar konstruiertes Sinnzeichen für „Inselreich" gibt, fügte die chinesische Zeichenschrift das Zeichen für Fluß, Strom und Berg, Gebirg, zusammen, um das „Reich" zu bezeichnen. So lebendig stand vor dem Lehrstand die Leitbedingung der Reichserhaltung, daß es die Ströme und die Gebirge waren, die von der Erde aus Chinas Daseinsbedingungen als Macht beherrschten, nicht das Meer, dessen Küsten erst im Süden, dem volkspolitisch später bezwungenen, einen verkehrsfreundlichen Charakter mit vielen Häfen annehmen, während die nordchinesische, zuerst erreichte Küste eher verkehrsfeindlich ist.

Wägt man etwa nach Mecking, Schepers oder Rosinski ab, welche Rolle das Verhältnis zu seinen 52000 km Küste, zu seinen zahlreichen Häfen, zu seiner Meerernährung in Japan spielt, dann läßt sich sagen, daß zwischen den beiden höchstentwickelten binnenbürtigen pazifischen Lebensformen eine reinliche Scheidung nach vorwiegend kontinentaler und ozeanischer Einstellung und Seelenhaltung gegenüber Macht und Erde besteht, die im wesentlichen durch den Küstenmeerkorridor auseinandergehalten wird. Seine Überschreitung festlandwärts wird auf die Dauer Japan zu einer Überanstrengung seines Volkskörpers in Richtungen zwingen, für die er nicht gebaut ist. Das bedeutet Überforderung, bedeutet, daß die Zeit festlandeinwärts nicht für Japan arbeitet, soweit sich die Geopolitik darüber jetzt schon ein Urteil erlauben kann; während die Zeit volkspolitisch — freilich unter sehr weiten Perspektiven — für China arbeitet, auch gegen Rußland, dessen Siedler ohne staatspolitische Hilfe dem chinesischen Landbauer ebensowenig gewachsen ist wie der japanische, wo Licht und Sonne gleich verteilt sind (Unterberger, Arsenjew, B. Doliwo-Dobrowolski: „Tychookeanskaja probljema", Russ.-Moskau 1924).

Damit stehen wir freilich vor einer Aufgabe, die Robert Sieger auf dem Breslauer Geographentag der Geopolitik als weiterer Entwicklungsstufe der politischen Erdkunde zugewiesen hat: dem Versuch zur Vorhersage, zur „Prognose", zur Schicksalskündung aus erdhaften, raumbedingten, bodenwüchsigen Zügen, soweit Rassen- und Volkspolitik sich bis jetzt mit ihnen zur Schicksalsgestaltung auf bereits sichtbaren Linien durchgekämpft, „zusammengerauft" hat: der nächste Schritt führt schon ins Können, wie etwa George Bronson Rea's Heft: „Issue in Asia", Hsinking 1936.

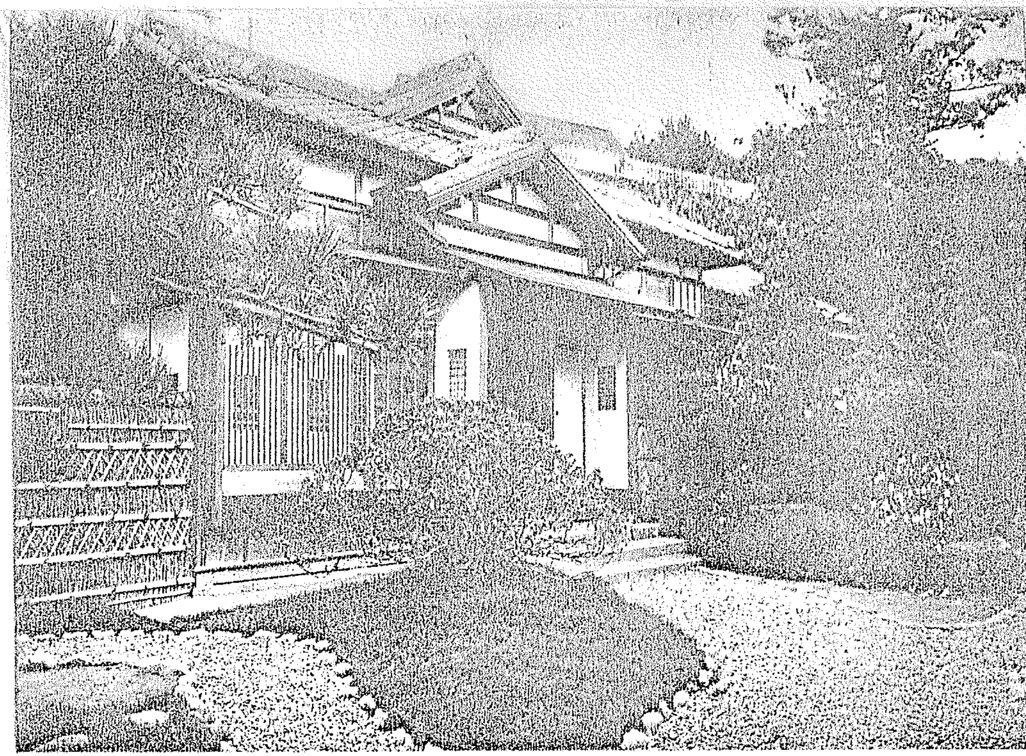
Sie scheint uns zu sagen, daß im Nordwesten des Großen Ozeans die langsame volkspolitische Rückerwerbung des ihm abgepreßten Siedlungsbodens durch das chinesische Volk eine Frage kürzerer oder längerer Zeit ist, aber keine, die nicht schließliches Gelingen verspräche. Japan kämpft zur Zeit dort volkspolitisch auf wesensfremdem Grunde, wenn auch staats- und wehrpolitisch mit einem großen Kraftaufwand, auf dessen Linie aber kaum je eine wirkliche Zusammenarbeit mit China möglich sein wird. Wohl aber könnten vorbeugend durch einen Schutzkeil die Sowjetbünde und ihre Lehren von der chinesisch-japanischen Aus-

einandersetzung ferngehalten werden, in der sich jeder die Finger verbrennt, der allein hineingreift.

Das Rückgleiten der Philippinen in ihren ostasiatischen Zusammenhang ist ein mahnendes Vorzeichen dafür; was südlich von ihnen unter euramerikanischen Flaggen steht, wird die Frage zu entscheiden haben, ob es eine großzügige Einwanderung rassenverwandter Kräfte in letzter Stunde auf die Beine bringen oder den allzuweiten, leergelassenen Boden unter den eigenen Füßen verlieren will. Für die vorwiegend farbig besiedelten Gebiete ist durch eigene Schuld der Kolonialmächte alten Stils die Selbstbestimmungsbewegung der großen Völker auf dem Marsche, als Folge der für die Aufpeitschung der kleinen mißbrauchten Schlagworte. Nichts wird für Festland- und Inselindien diesen Vormarsch auf die Dauer aufhalten können, nur verzögern kann ihn politische Klugheit. Das ostpazifische Ufer hat sich — eine künftige reinliche Scheidung durch die Breite des Ozeans anstrebend — einen Flugverteidigungsschleier von den Aljuten über Hawaii nach Samoa und von dort nach Panama gewoben, hinter dessen zäher Kraft auch das iberische Amerika, ohnehin kooperativ gestimmt, einen gewissen Teilschutz findet. Er ist durch die Erklärung von Panama 1939 verstärkt worden. Hier stehen also die Zeichen wanderungspolitisch auf Abwehr, nicht mehr auf Angriff.

Einzelheiten dieser Zusammenarbeit waren sicher auch Gegenstand vertraulicher Gespräche bei den Amerikatagungen in Buenos Aires und Lima, die freilich vielleicht erst nach Jahren die Öffentlichkeit erreichen. Aber sie liegen sicher auf der allgemein vom einheitlichen Willen der Neuen Welt vorgezeichneten Bahn, nach der äthiopischen Enttäuschung des Völkerbundes sich nun eine geschützte Fenz gegen alle transatlantischen und transpazifischen Störungen aufzubauen, ohne die Bewegungsfreiheit der einzelnen allzusehr zu beeinträchtigen. Selbst Zuwanderung einer halben Million schafft Beklemmung. Eine solche Schutzwehr findet sich ja schon völkerrechtlich in einer weiten Auslegung der Monroe-Lehre und des „Hände-weg“ von van Burens und Tylers Hawaii-Erklärung der USA. von 1841, Sewards „Hände-weg“ von Mittelamerika. Soweit zurück liegt die Einsicht der USA. von der Notwendigkeit einer Fühlerlinie von „Tentakeln“ weit vor ihrer Küste inmitten des „Meeres der Entscheidungen“ (Com. p. 8). Daher die 500-km-Schutzzone!

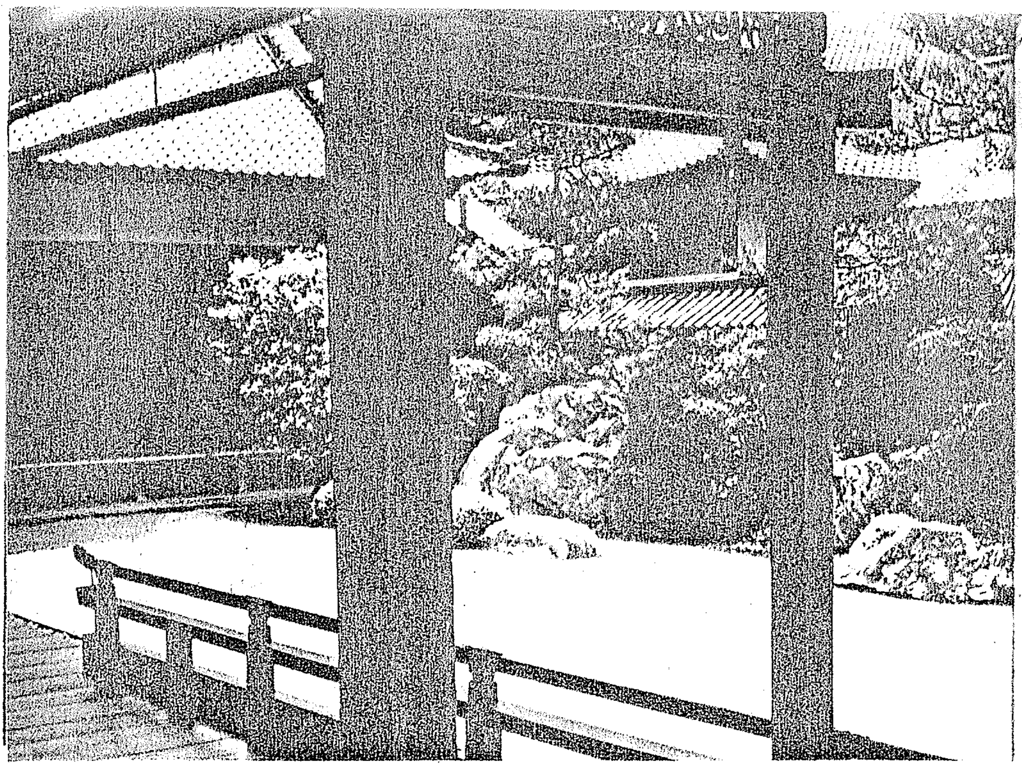
Das Vorgefühl trog nicht, aus dem heraus sie ihre Rechte auf Hawaii eher proklamierten (1841), als ihr Fuß machtpolitisch das eigene pazifische Ufer in Washington, Oregon und Kalifornien (1848) betrat. So folgerichtig kann geopolitische Linienführung durchgehalten werden, unter pazifistischen und militanten Regierungen, an deren buntem Wechsel es den Vereinigten Staaten, aber auch den A-B-C-Staaten Südamerikas und den farbigen Gentlemen zwischen ihnen von Mexiko bis Peru und Bolivia nicht fehlte. Ihr pazifischer Gefahreninstinkt ist sogar stärker entwickelt und feinhöriger, wacher, hellsichtiger als der atlantische. Man fühlte sich leichter genügend abwehrgerüstet gegenüber einem uneinigen europäischen Großmachtkonzert ohne Dirigenten als gegenüber dem Volksdruck Ostasiens, der japanischen Flotte, den Kominternmethoden der Sowjets und dem



Eingangsseite eines reichen Hauses

Gartenseite eines reichen Hauses





Strenger Frühstilhausgarten im Hof

Üppiger Spätstilhausgarten im Landschaftsstil



nordischen Nachbarn mit dem großen Stock, die alle bereits Fenster und gute Ausfallpforten nach dem Großen Ozean zu hatten, ohne sofort Gegner auf den Plan zu rufen.

Das wird jetzt langsam anders; denn auch diese Weiten schützen nicht mehr. Aber ihre Überwindung ist flotten- und flugtechnisch noch nicht so allseitig vorbereitet, als daß nicht fesselnde Zufälle auftreten könnten. Dort blüht die Phantasie der Seekriegsromane, unter denen Admiral Baywater unstreitig führt. Auch sie verraten manches, das besser im Stahlschrank bliebe. Aber darüber mögen die Pazifik-Anlieger sich mit ihren Wehrträgern auseinandersetzen. Der Geograph und der Träger politischer Wissenschaft haben das Recht, das Gewebe ihres Weltbildes zu verdichten, wo sie die Fäden greifen — auch wenn Admirale plaudern und die Presse von ihnen erfährt, was sie nicht wissen sollte.

Zwei vorzügliche deutsche Presseleistungen, die eine der Münchner Neuesten Nachrichten, die andere des Militär-Wochenblattes, scheinen uns diese Wahrheit auf den letzten Stand von 1940 für das pazifische Kraftfeld zu bringen und mögen deshalb hier Platz finden, weil wir uns aus unausgesetzter Beobachtung völlig mit ihnen einverstanden erklären können.

Sie zeigen, mit welcher Vorsicht und Kühnheit zugleich sich das Japanische Reich im Pazifik zwischen den angelsächsischen Anakondamethoden vom amerikanischen Gegenufer und von der Südsee her bewegen muß.

Unter den Schlagzeilen:

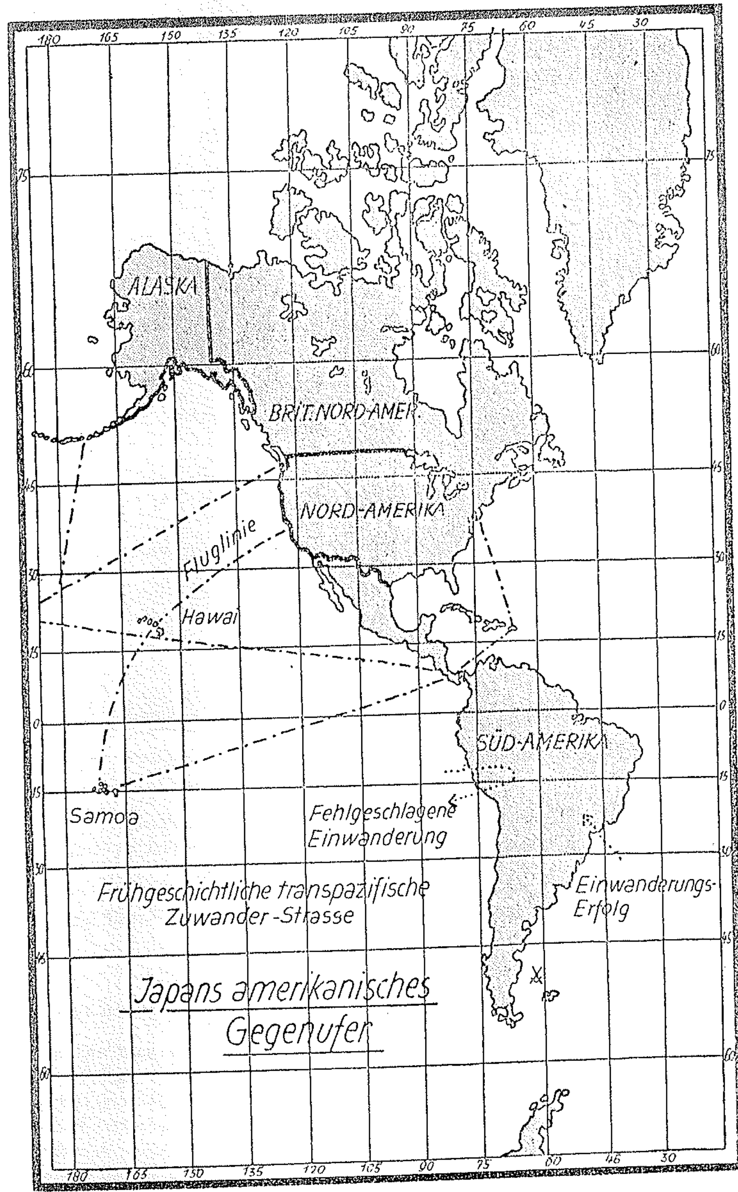
Bedroht die USA.-Flotte Japan im Pazifik?

Die langsamste Schlachtflotte der Welt / 13000 km Front / Erst Neubauten ändern die Lage

schrieben in Nr. 278/1939 die Münchner Neuesten Nachrichten:

Wird Japan durch den Aufmarsch der USA. Kriegsflotte in seiner Handlungsfreiheit beeinträchtigt? Diese Frage ist berechtigt, und sie drängt sich um so mehr auf, als die amerikanische Pazifikflotte im April 1939 aus dem Atlantik, wohin sie Roosevelt geschickt hatte, zurückgekehrt ist; im Oktober 1939 sind Aufklärungsstreitkräfte auf den vorgeschobenen Posten von Hawaii entsandt worden. Das geheime Flottenabkommen zwischen England und den Vereinigten Staaten, das 1938 abgeschlossen worden sein soll, beginnt sich offenbar auszuwirken, genau so wie auch die Kündigung des amerikanischen Handelsvertrages mit Japan die Zusammenarbeit der angelsächsischen Mächte in Fernost belebte. In einer Studie über das Kräfteverhältnis der japanischen Kriegsflotte zu den bescheidenen Einheiten, die England und Frankreich in den ostasiatischen Gewässern kreuzen lassen, haben die „M. N. N." (Nr. 267 vom 24. September) nachgewiesen, daß Japans Übermacht während der Dauer des europäischen Krieges und vor Fertigstellung der britischen Schlachtschiffneubauten geradezu überwältigend ist und daß sie infolgedessen eine energische Politik zur Erreichung endgültiger Ziele gestattet, die Japan die unbestrittene Vorherrschaft in Ostasien sichern.

Indessen haben wir auch auf den Flankendruck hingewiesen, dem ein japanischer Vormarsch nach Süden von seiten der USA.-Kriegsflotte ausgesetzt ist. Um diese bisher noch unbekannte und letzte Chance der britischen Ostasienpolitik ihres unheimlichen Charakters zu entkleiden, wollen wir rein theoretisch die Möglichkeiten prüfen, die heute eine offensive Seestrategie den Vereinigten Staaten bieten würde. Heute, d. h. bei dem Stand der Kräfte, wie er im Jahre 1939 und 1940 vorliegt; denn von 1941 ab treten die riesenhaften Neubauten der amerikanischen Schlachtflotte auf den Plan, mit etwa sechs Großkampfschiffen von 35000 t und mindestens zwei weiteren von 42000 t. Dieser unbestreitbaren Offensivwaffe, der



Nr. 35 Japans amerikanisches Gegenufer

sich dann auch fünf neue britische Schlachtschiffe von 35000 t in Ostasien zugesellen werden, ist Japan mit seinen zwei bis vier entsprechenden Neubauten keineswegs gewachsen. Im Gegenteil muß es befürchten, daß in wenigen Jahren die Stunde der Abrechnung kommt, wenn Japan bis dahin nicht zu unverlierbaren Ergebnissen gelangt ist.

Zum Angriff wenig geeignet

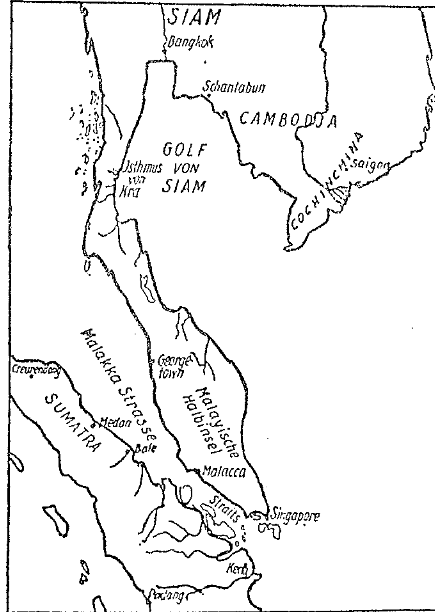
Die Frist ist kurz, aber sie ist reich an Möglichkeiten, denn die gegenwärtige Kriegsflotte der Vereinigten Staaten scheint einem Angriff, der sich 8500 km von der heimatlichen Küste und 6300 km von dem zentralen Kriegshafen Pearl Harbour auf Hawaii entfernen müßte, nur wenig gewachsen. Die Schlachtflotte der USA., die aus 15 Schiffen älterer Bauart besteht (Stapellauf 1911—1920), ist die langsamste der Welt. Ihre schnellsten Einheiten erreichen nur 22 Knoten (40 Stundenkilometer) und sind nur mit einem schwachen Deckpanzer von 76 mm versehen, während die zehn nicht minder alten japanischen Schlachtschiffe immerhin mit einem Deckpanzer von 152 mm, zwei sogar mit 176 mm gegen Luftangriffe geschützt sind. Vor allem fahren die japanischen Schlachtschiffe 23—26 Knoten, ein Vorteil, der auf den weiten zum Manövrieren geeigneten Flächen des Stillen Ozeans um so höher gilt, als die wirkliche Geschwindigkeit der Amerikaner nach der langen Anreise um einige Knoten sinkt. Es kommt hinzu, daß die drei ältesten Schlachtschiffe der USA. zur Atlantikflotte gehören und daß zwei weitere Schlachtschiffe zwischen Hawaii und dem verwundbaren Panamakanal als Deckung und Reserve zurückbleiben müssen.

In der Entscheidungsschlacht stünden sich also die Gegner im Ernstfall mit je zehn Kampfschiffen gegenüber, wobei es den Amerikanern bei ihrer Langsamkeit wenig oder gar nichts nutzt, daß ihre Feuerkraft 24 Geschütze zu 40,6 cm und 80 Geschütze zu 35,6 cm beträgt, zusammen 104 große Kaliber, während die Japaner nur 94 besitzen, davon nur 16 zu 40,6 cm. Diese papierene Rechnung dürfte jedoch schon überholt sein, da Japan nach Schätzung von Sachverständigen bereits ein neues Großkampfschiff von 42000 t in Dienst gestellt haben soll, wodurch es die eindeutige Feuerüberlegenheit erhalten würde.

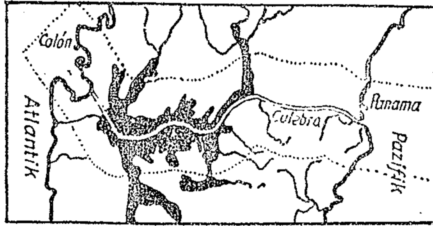
Die Zersplitterung

Ein ganz augenfälliger Nachteil ist nun für die Seestrategie der Amerikaner ihre ausgedehnte Angriffsfront. Sie müssen von Dutch Harbour im Norden in einem weitgeschwungenen Bogen, der westlich von Hawaii dicht an Samoa vorbei bis nach der Küste von Peru verläuft, eine Frontlinie von über 13000 km abdecken. Denn auf jedem Punkte dieser Linie könnten schnelle Kampfverbände des Gegners durchbrechen und die rückwärtigen Verbindungen, ja den Panamakanal selbst bedrohen. Japan verteidigt dagegen nur eine Front von 5000 km, die eine natürliche Festungslinie, einen geschlossenen Gürtel von Inseln darstellt, deren Lücken durch Minenfelder leicht zu sperren sind; hat Japan doch eine Minenlegerflotte von über 21 Schiffen. Diese glückliche Verteidigungslinie sichert der japanischen Flotte die Chance der offensiven Abwehr. Aber die Lage der Amerikaner ist noch ungünstiger. Sie müssen einen Teil der Flotte, etwa das heutige Asiengeschwader mit einem schweren Kreuzer, zahlreichen Zerstörern und U-Booten — das allenfalls durch das vereinigte Ostasiengeschwader der Westmächte mit sieben schweren, vier leichten Kreuzern und 17 Hochsee-U-Booten verstärkt werden könnte — zum Schutze der Philippinen abzweigen. Sie benötigen ferner eine große Anzahl von Aufklärungsstreitkräften, um die Westküste des ganzen amerikanischen Kontinents bis hinunter zum Kap Horn mit der in Panama neu beschlossenen Hoheitszone von 500 Seemeilen „gegen feindliche Kriegshandlungen" zu schützen. Sie haben sich, wie es scheint, ein wenig übernommen.

Für einen Angriff, der Japan „einschüchtern" könnte, bleiben ihnen also außer der langsamen Schlachtflotte nur noch zwei Flugzeugträger (von fünf dieser Einheiten werden zwei zur Zeit umgebaut und einer dürfte zur Reserveflotte gehören), während Japan mit sechs aufwarten kann, d. h. der Japaner kann die Manöver des Angreifers gut beobachten, der Amerikaner die Umgehungsversuche des Japaners aber nur schwer. Ferner würden von den 17 schweren Kreuzern der USA. höchstens sieben bis acht die Schlachtflotte begleiten können, der Rest müßte im Pazifik zur Deckung auf Patrouille gehen — Japan hat deren aber zwölf —, allenfalls



Nr. 36 Der Isthmus von Kra



Nr. 37 Der Panamakanal ..... Kanalzone ▬ Gatunsee

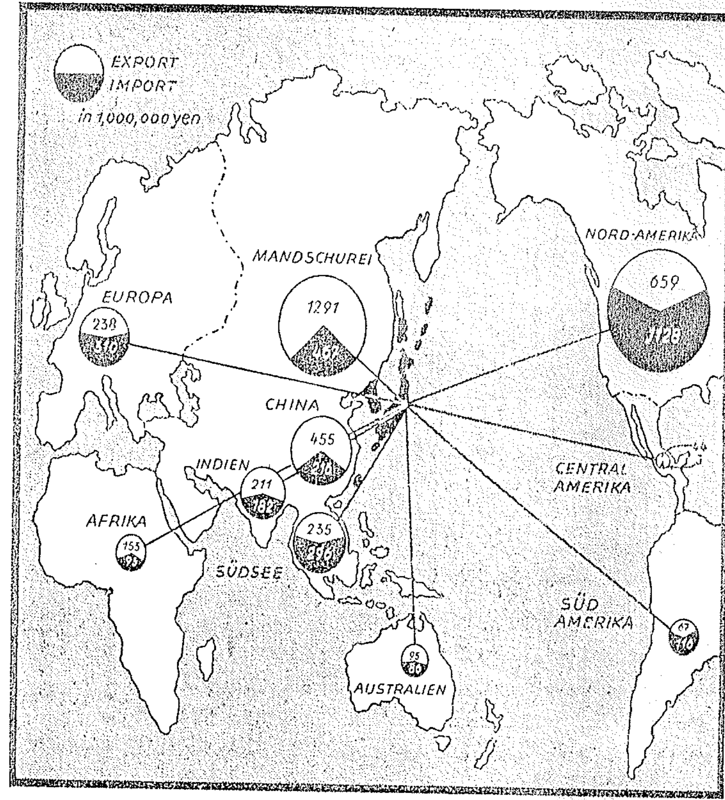
Die wichtigsten Sectore des Großen Ozeans

sechs leichte Kreuzer — Japan wartet mit 24 auf — höchstens 50 Zerstörer. Japan kann über 100 nach vorn schicken. An U-Booten besitzen die Vereinigten Staaten heute schon etwa 100, aber nur ein Viertel von ihnen hat einen Aktionsradius von über 5000 Seemeilen und könnte an einem Angriff auf Japan teilnehmen, während Japan von etwa 115 U-Booten mindestens 32 sehr schnelle Schiffe mit 16000 Seemeilen Aktionsradius in dem Kampf gegen die rückwärtigen Verbindungen des Gegners einsetzen kann.

1 : 1 statt 3 : 2

Stellt man also das Kräfteverhältnis der beiden Kriegsflotten in den wirklichen Raum des Pazifischen Ozeans, dann schmilzt die Statistik der USA.-Macht, die auf dem Papier etwa 3 : 2 ausmacht, auf erheblich weniger als 1 : 1 zusammen. Man versteht jetzt erst, warum Roosevelt in den letzten beiden Jahren ein Flottenprogramm von einigen Milliarden Dollar aufgestellt hat. Ohne die künftige neue Schlachtflotte sticht der amerikanische Trumpf nicht. Man begreift aber auf der anderen Seite auch, weshalb Japan keine Zeit hat, mit der Durchführung seiner Chinapolitik auch nur einen Tag zu warten. Die Amerikaner sind bereits im Vormarsch. Die Flotte in Hawaii ist heute noch eine warnende Geste, 1941 nicht mehr. Bis dahin soll Guam in unmittelbarer Nähe des japanischen Lebensraumes Hawaii ergänzen. Das wäre nur möglich nach der Niederlage. Japan wird daher handeln. Es sprach jedoch alles dafür, daß die Japaner unter der außenpolitischen Führung des amerikafreundlichen Admirals Nomura den Kriegstreibern in USA. nicht den geringsten Anlaß bieten würden, eine Verletzung amerikanischer Handelsinteressen festzustellen. Im Gegenteil, Japan ist und bleibt der erste Kunde Nordamerikas, es hat auch verstanden, den amerikanischen Geldmarkt so gründlich in Anspruch zu nehmen und weiterhin mit der Aussicht auf den Wiederaufbau Chinas zu locken, daß nicht nur unter den Baumwollfarmern, sondern auch unter Bankiers und Industriellen eine sichere japanfreundliche Partei entstanden ist, die es vorzieht, das asiatische Geschäft nicht mit England zu teilen.

Der Pazifische Ozean wird, nach Lage der Dinge, noch einige Zeit der „friedliche" Ozean bleiben. Er wird es um so mehr bleiben, als Roosevelt immerhin Versuche macht, die Vereinigten Staaten in den europäischen Konflikt doch noch in irgendeiner Form hineinzuziehen.



Nr. 38 Wirtschaftliche Friedensbande: Räumliche Verteilung von Japans Außenhandel 1939 mit Vorwiegen des Pazifik

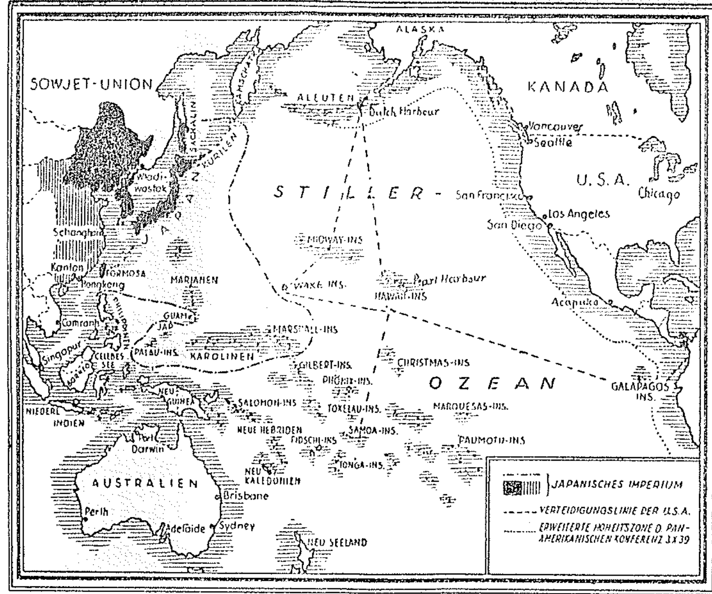
Vielleicht gibt es ein Mittel, ihn davon abzuhalten. Die Sorge vor Verwicklungen in Asien könnte ihn am Ende davon überzeugen, daß es angesichts der maritimen Schwächen der USA. besser ist, nach Westen wie nach Osten gleichermaßen neutral zu bleiben.

Diese Warnung wurde ergänzt durch Roosevelts drohende Geste gegen Japan:

Zwei neue Inselgruppen im Pazifik werden befestigt

New York, 5. Januar 1940

Im Rahmen der zusätzlichen Rüstungskredite, die Präsident Roosevelt vom amerikanischen Bundesparlament fordert, befindet sich auch ein Betrag von 4 Millionen Dollar für die Befestigung der Midway-Inseln, die etwa 2500 km nordwestlich von Honolulu (Hawaii) liegen, und der Wake-Inseln, die auf halbem Weg zwischen Honolulu und den japanischen Inseln in unmittelbarer Nähe der von Japan beherrschten Marshall-Inselgruppen gelegen sind. Der von militärischen Kreisen betriebene Plan, auch die noch weiter vorgeschobene Insel Guam zu befestigen, hat offenbar bisher keine Annahme durch die Regierung gefunden, da Japan allzu deutlich hat wissen lassen, daß es in der Militarisierung Guams eine kriegerische Handlung sehen werde. Über die auf den Midway- und Wake-Inseln geplanten Befestigungen verlautet,



Nr. 39 Die Stützpunkte der USA. im Pazifik

daß sie vor allem den Aufklärungsstreitkräften der Luftwaffe und Marine als Basis dienen sollen. Die Verteidigungszone der Vereinigten Staaten im Pazifischen Ozean, die bisher bei den Hawaii-Inseln endete, wird also nunmehr um drei Tagereisen für die amerikanische Schlachtflotte näher nach Japan verlegt. Sie gewinnt damit offensiven Charakter.

Nach dieser schweren Drohung Roosevelts scheint wenig Aussicht mehr für eine Besserung der amerikanisch-japanischen Beziehungen zu bestehen. Die zunehmende Spannung in Ostasien trat 1940 auch noch an einem anderen Sturmzeichen in Erscheinung: am 2. Januar, kurz nach Beginn der japanischen Offensive nördlich von Kanton, wurde durch den Gouverneur der britischen Kronkolonie Hongkong der Hafen dieser Stadt für die internationale Schiffahrt gesperrt, eine Maßnahme, die sonst nur in Kriegszeiten üblich ist.

24 Kriegsschiffneubauten geplant

Die von Präsident Roosevelt in seiner Budgetbotschaft vorgeschlagenen Ausgaben von 1800 Millionen $ für die Landesverteidigung umfassen u. a. 369 Millionen $ für das Marinebauprogramm. Dieses Programm sieht Bauarbeiten an 120 Kriegsschiffen verschiedener Größe vor, sowie den Beginn des Baues weiterer 24 Kriegsschiffe.

Die Neubauten umfassen 2 Schlachtschiffe, 1 Flugzeugträger, 2 kleine Kreuzer, 3 Zerstörer, 6 U-Boote, 1 U-Boot-Tender, 3 Wasserflugzeug-Tender und 1 Minensucher. Gegenwärtig sind bereits sechs 35000-t-Schlachtschiffe im Bau. Mit der Herstellung zweier 45000 t-Schlachtschiffe soll demnächst begonnen werden. Mit den im Budget vorgesehenen zwei neuen Schiffen würde die Gesamtzahl der Schlachtschiffneubauten auf zehn erhöht werden. —

Die vorläufig endgültige Gestalt des Rooseveltschen Flottenbauprogramms bestätigt mit ihrer Erhöhung der Zahlen auch für Schlachtschiffneubauten die unlängst von uns dargelegte Zielsetzung der USA., während des gegenwärtigen Krieges die britische Flotte zu überflügeln und der amerikanischen Flotte eine Stärke zu geben, die sie befähigt, gleichzeitig gegen zwei Großmächte anzutreten. Es ist dies der Zwei-Schlachtflotten-Plan: Eine Flotte soll im Pazifik, eine zweite im Atlantik stationiert werden. Die Schlachtschiffneubauten der britischen

Marine zählten bei Beginn des Krieges nur sieben. Die relative Stärke der britischen Schlachtflotte ist aber gegenüber der ursprünglich zahlenmäßig gleich großen amerikanischen Flotte (15 : 15) durch Verluste während des Krieges gesunken, besonders durch die Versenkung der „Royal Oak" in Scapa-Flow.

Aus den Erwägungen amerikanischer Marinefachleute, die in den letzten Tagen in der USA.-Presse erschienen, geht hervor, daß Amerika nicht nur die Zahl, sondern auch die Tonnage der Schiffe heraufsetzen will. Es hieß u. a., es sollten nach Erlöschen der letzten Bindungen aus dem Londoner Vertrag von 1936 Schlachtschiffe von 65000 t gebaut werden (die Höchsttonnage war bisher 45000 t — der von England bevorzugte Schlachtschifftyp zählt nur 35000 t), um die schwersten Kaliber auf ihnen unterbringen zu können. Auch wurde angekündigt, daß der künftige Typ der schweren Kreuzer von 10000 t auf 15000 t verstärkt werden solle, um diese Schiffe unter Beibehaltung ihres bisherigen Kalibers von 20,3 cm und der Geschwindigkeit von rund 32 Seemeilen stärker zu panzern. Zum erstenmal tauchten die 15000-t-Kreuzer in dem spanischen Flottenbauprogramm auf, das im November vorigen Jahres veröffentlicht wurde.

Dieses pazifische Lagenbild ergänzte von der Südseeseite her rechtzeitig das Militär-Wochenblatt Nr. 10/1939:

Welche Rolle spielen im Rahmen dieser Betrachtungen die Aufrüstungsmaßnahmen Australiens?

Australien ist, wie alle Dominions des Britischen Reiches, seit einigen Jahren in Wehrmacht und Wirtschaft in rascher Aufrüstung. Das Zusammenwirken zwischen Großbritannien und Australien in allen wehrpolitischen Belangen wird immer enger. Ein britischer General ist Generalinspekteur der australischen Wehrmacht. Aus einer Reihe von Mitteilungen, die in der Londoner Presse in den letzten Monaten erschienen sind, läßt sich über den Rüstungsstand Australiens etwa folgendes Bild gewinnen:

1. Die Wehrmacht. Es besteht noch keine allgemeine Wehrpflicht, doch ist die Feststellung aller Wehrfähigen in Durchführung. Diese Maßnahme war bekanntlich in Großbritannien der erste Schritt für die gleich darauf erfolgte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Das Milizheer hat einen Stand von 35000 Mann. Die Erhöhung auf 42000 ist in Durchführung, eine weitere Verstärkung auf 70000 Mann und die weitgehende Motorisierung werden folgen. Die Weltkriegsteilnehmer, 90000 Mann an der Zahl, sollen für den Kriegsfall herangezogen werden, und zwar etwa 50000 Mann für den Feld-, 40000 für den Bewachungsdienst. — Aber im Fernen Osten!

Die Kriegsmarine, mit einer Gesamttonnage von rund 80000 t, hat fünf neue Kreuzer (7000—10000 t) und eine Reihe kleinerer Fahrzeuge, doch bisher keine U-Boote. Beachtenswert ist, daß in Sidney Docks und Reparaturwerkstätten für Schlachtschiffe errichtet werden sollen.

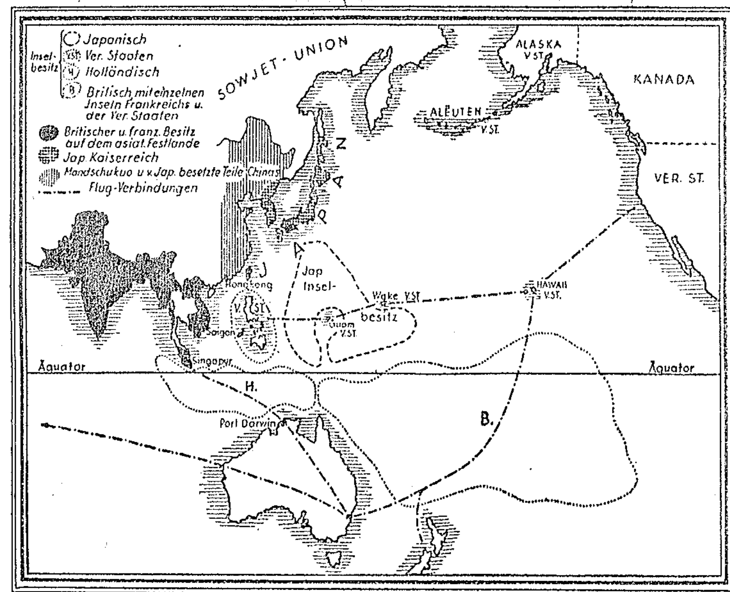
Die Luftwaffe hat ihre für 1940 vorgesehene Zahl von 200 Flugzeugen erster Linie schon jetzt erreicht. In West- und Südaustralien sind mehrere Flugplätze im Bau.

Die Wehrauslagen für 1938/39 betrugen 18 Millionen £, das ist das Fünffache wie 1932/33. Für die Jahre 1939/40 und 1940/41 sind 23,5 bzw. 20,5 Millionen £ vorgesehen.

2. Für die wirtschaftliche Aufrüstung hat Australien sehr günstige Vorbedingungen: Es ist sehr reich an den wichtigsten Bodenschätzen, Kohle und Eisenerz. Ferner hat es Kupfer, Zink, Blei, Zinn, Wolfram, Bauxit, Silber und Gold. Der Ölbedarf wird zu einem Viertel im Lande aufgebracht. Produkte der Landwirtschaft (Getreide, Fleisch, Wolle) sind in größten Mengen verfügbar.

Eine rasch wachsende Rüstungsindustrie, besonders im Südosten des Landes, ermöglicht schon jetzt die Erzeugung von Waffen einschließlich Flak, von Kampfwagen, von Munition, Sprengstoffen, Minen, kleineren Kriegsschiffen, neuestens auch von Flugzeugen.

Die Handelsflotte Australiens hat die beachtliche Größe von 500000 t.



Nr. 40 Die Einkreisung Japans in der Südsee

In der Skizze ist versucht worden, die ganze Wichtigkeit der Lage des aufgerüsteten Australien für den pazifischen Raum augenfällig zu machen. Australien wird hierbei auch von dem gleichfalls aufrüstenden Neuseeland unterstützt.

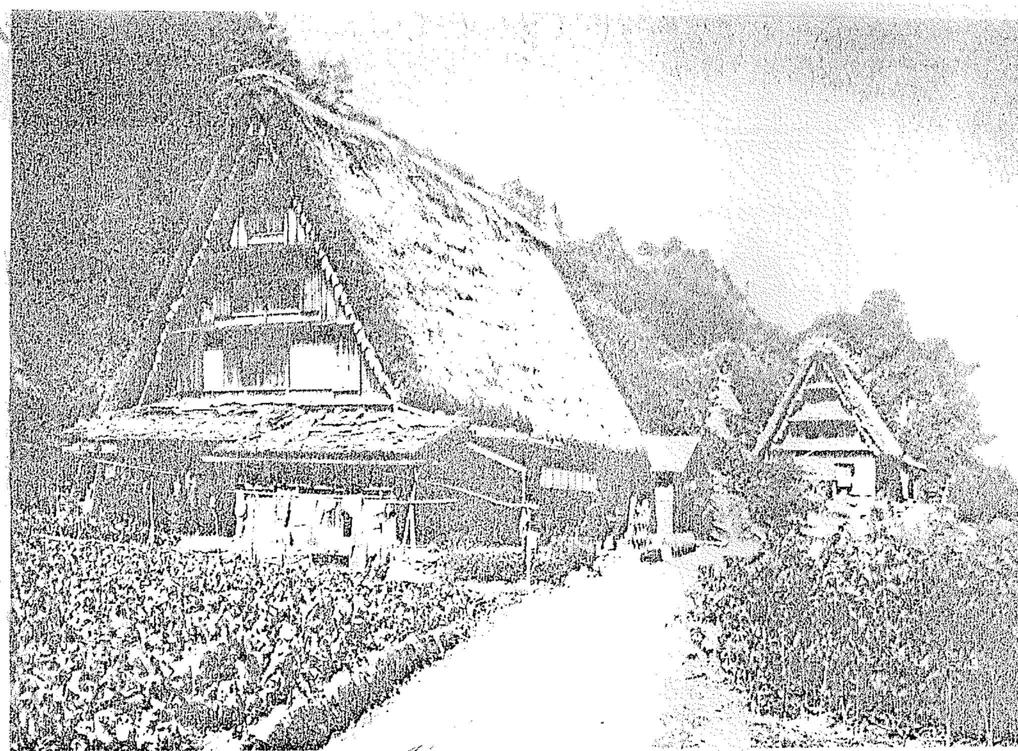
Die Skizze zeigt einerseits die Lage Japans, Mandschukuos, der von Japan besetzten Gebiete von China und den japanischen Inselbesitz im Südpazifik. Andererseits sind hervorgehoben: Der britische und französische Festlandbesitz in Vorder- und Hinterindien und Indochina, dann die meist britische Inselwelt nordöstlich von Australien, weiter das gewaltige holländische Kolonialreich, schließlich die Besitzungen der Vereinigten Staaten (Philippinen, Guam, Wake, Hawaii, Aleuten). Mit dem nordamerikanischen, angelsächsischen Festlande und der Sowjetunion ergibt sich das Bild einer riesigen Einkreisung des japanischen Raumes.

Für den südlichen Teil dieses Einkreisungsringes ist die Wichtigkeit der Lage Australiens augenfällig. Dieses britische Dominion ist für den ganzen Südraum ein militärischer und wirtschaftlicher Rückhalt höchsten Wertes. Weit und breit ist dort keine Rüstungsindustrie, außer der australischen. Auch im französischen Indochina ist der Aufbau einer solchen Industrie erst geplant.

Der australische Kriegshafen Port Darwin ist eine wichtige Ergänzung zum britischen Stützpunkte Singapore.

Nord- und Ostaustralien geben der Unzahl großer und kleiner Inseln der mit H und B bezeichneten Räume im Südpazifik die nötige strategische Stütze. Dafür sichert dieser breite Inselgürtel den Seeverkehr Australiens und Neuseelands südlich des Äquators. Für beide britische Dominions dürfte dadurch auch im Kriege der Verkehr mit dem Atlantik sowohl über Ost wie über West kaum ernstlich gefährdet sein. Diese Verbindung Australiens und Neuseelands mit den atlantischen Häfen Europas, Amerikas und Afrikas wäre sowohl um das Kap der Guten Hoffnung wie um das Kap Horn möglich. Selbst der Verkehr mit den pazifischen Häfen Südamerikas und auch mit jenen des Indischen Ozeans dürfte für die zwei Dominions, wenigstens im Beginn eines großen Krieges, kaum gehindert werden können.

Als Gesamteindruck ergibt sich, daß ein aufgerüstetes Australien in der pazifischen Einkreisungskette gegen Japan militärisch und wirtschaftlich ein sehr wichtiges Glied bildet.



Erbbauernhof in der Provinz Hida

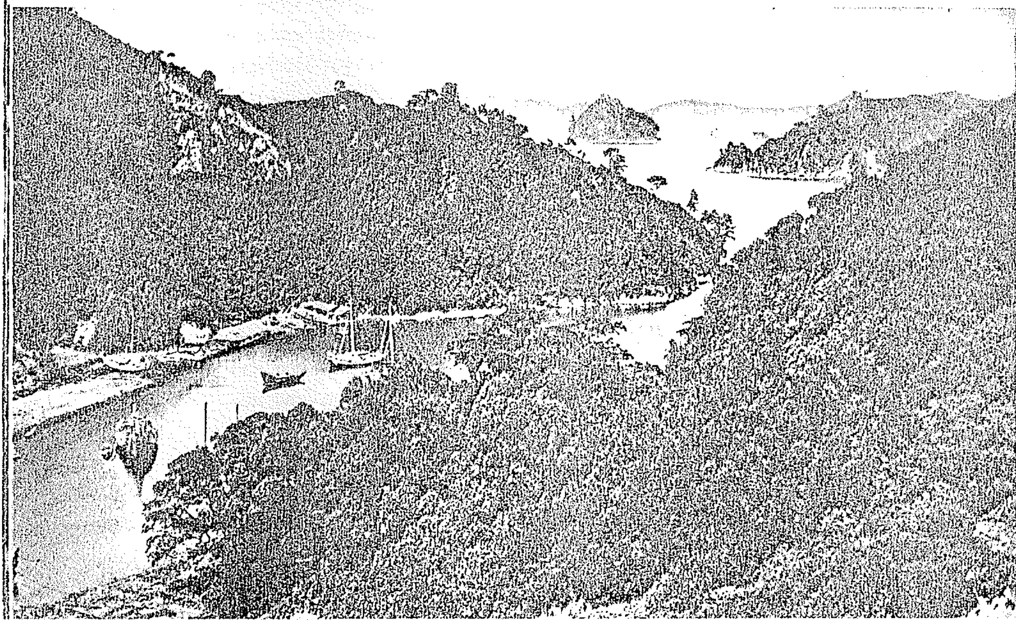
Kewroku-Park, Kanazawa

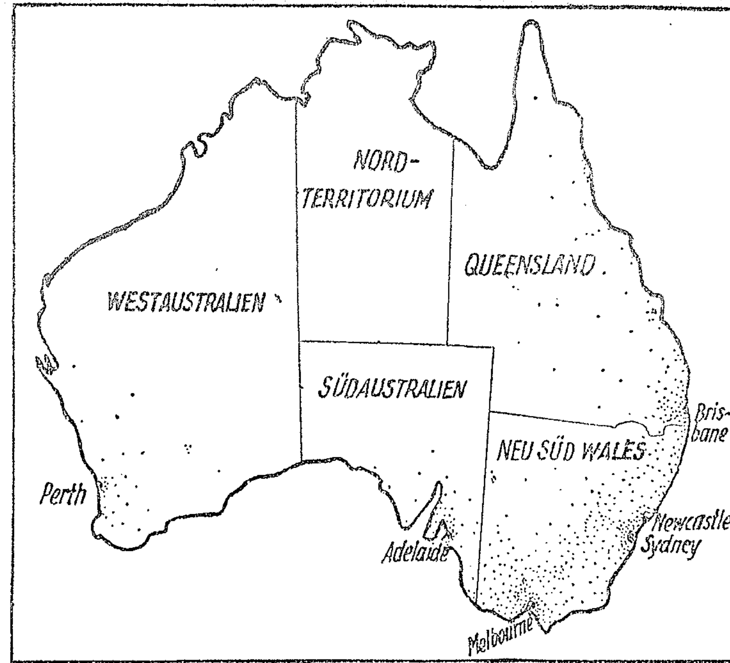




Westliche Abwehrküste bei Amakusa

Einfahrt nach Nagasaki





Nr. 41 Siedlungsdichte Australiens

Bezeichnend für die französische Einstellung zu Ostasien, Reichsfragen in Südsee und Großem Ozean ist die Schrift von André Duboscq: „Le problème du Pacifique" (Paris 1927, Librairie Delagrave).

Auf einer Reihe guter eigener geopolitischer Arbeiten fußend, mit angelsächsischen, russischen, japanischen wie französischen Vorarbeiten wohl vertraut, in Auseinandersetzungen vor allem mit Sarraut (langjährigem Generalgouverneur von Indochina und Bevollmächtigten in Washington), Barthélemy, Yoshitomi, René Pinon, aber auch Karachan und Baron Goto, Ferrère und Wortführern der Vergangenheit wie Réclus, entwickelt der Verfasser in der anmutigen, formsicheren Art, die dem kultivierten französischen Politiker bei der Behandlung solcher Fragen eigen ist, das Schlußkapitel einer Pazifischen Geopolitik vom französischen Standpunkt aus gesehen.

Alle die Zitate, die — kurz gewürdigt — dem Kenner beweisen, daß der Verfasser sich innerlich mit fast allen Quellen von Rang auseinandergesetzt hat, daß er sie aber nur mit flüchtigen Werturteilen streifen will, um sein Buch nicht zu belasten, sondern lesbar für eilige, aber wichtige Leute zu halten — sie sind eigentlich der Unterbau, auf dem sich die nur 111 Seiten Schlußfolgerungen erheben. In A. Duboscq spricht ein außerordentlich geschickter Wortführer der schönen Reden der Gleichheitsidee eines Volkes und der bösen Taten seiner Herrschsucht. Mit einem Zitat von Abel Bonnard gleitet er anmutig und form-

gewandt wie zu Beginn seines Buches (S. 36) an der Frage „des demographischen Gleichgewichts zwischen Japan, Amerika und Australien“ — an dem freilich auch noch Chinesen und Malaien beteiligt sind — vorbei über die heikle Brücke des Gegensatzes in den Worten und Werken Frankreichs gerade im Pazifischen Ozean. Er hilft auf diese Weise erklären, wie geschickt sich Frankreich außerhalb der Wurflinien in China zu halten wußte, und zeigt ein glänzendes Beispiel jener in solchen Schachzügen so gewandten geopolitischen Kleinkunstarbeit der Franzosen zur Führung der öffentlichen Meinung nicht nur Frankreichs, auch Europas und der Welt.

Nur glauben wir aus eigener Arbeit zu wissen, daß die Leitfragen des Großen Ozeans zu groß für diese Behandlungsweise sind; sie sind es wert, daß man über ihrem Durchdenken schwer werde, und vertragen spielerisches Handhaben nicht; dazu nehmen sie die den Pazifik umrandenden Großvölker zu bitter ernst, dazu sind sie vor allem für Japan zu sehr eine Lebensfrage.

XVI

海·陸·軍

Kai-Riku-Gun

See-Land-Macht

Verklammerung zweier großer Sendungsideen meerwärts und landwärts durch einen inneren ozeanverbundenen Seewehrraum als Basis nach außen und ein umrandetes Randmeer als Basis festlandwärts neben der Landbrücke Korea-Chosen

Zu jenen Zeiten, als ich den Streitkräften Japans und ihren Überlieferungsträgern persönlich nahestand und zu erkennen glaubte, was in Reih und Glied der Samuraierben an Reichsinstinkt lebendig war, pflegten sie See- und Landmacht in der Reihenfolge zu nennen, daß die Seemacht voranstand. Darin drückte sich ein tiefes Verständnis dafür aus, daß Japans Reichskern nur zur See und später in der Luft tödlich getroffen werden könne, daß die Landmacht also notwendig nur Träger der Reichserweiterung, nicht in erster Linie des Kampfes ums Dasein, sondern nur ein Rückhalt dafür war.

Das ist ein tiefer Wesenszug der beiden Dienste, der den einen vorsichtiger, den anderen kühner macht, weil die Flotte noch mehr als das Landheer sich der letzten Notwendigkeiten der Reichsverteidigung bewußt ist, die auch durch die ganze Weltgeschichte hin lehren, daß die Aufrechterhaltung der Seemacht oft von wenigen entscheidenden Stunden abhängt. Nicht umsonst wurde in Trafalgar und vor Tsushima fast das gleiche Signal gehißt, und 1905 Tsushima, nicht etwa Mukden als das reichsentscheidende Ereignis betrachtet.

Noch mehr als ganz gewiß in seinen maßgebenden Stellen beim Heer, wie bei einem Prinzen Kanin und seinem Vertrauensmann Hata, bei einem Kido oder Kodama, war in der Flotte, wie in dem Hervorragendes leistenden Satsumastamm, bei Männern wie Togo, den großen politischen Admiralen Yamamoto, Saito, Yonai der Reichsinstinkt zur Bewahrung vor Ferngefahren wach. George Etsujiro Uyehara hat diesem ausgeprägt entwickelten Instinkt in seinem Buch „Political development of Japan“ so klaren Ausdruck verliehen, daß diese Stelle kennzeichnend für die immerwache Witterung der Inselleute für Ferngefahren ist. Mitteleuropa hat diese Gabe, die vielleicht mit den transpazifischen und eurasiatischen Weiten des Ausblicks verbunden ist, nicht in gleichem Grad ausgebildet.

„Der wahre Ursprung der straffen Tatfreudigkeit des japanischen Volksstaates liegt in dieses Volkes Instinkt für Selbsterhaltung, und die Intensität wie die Weiträumigkeit dieser Tatenlust sind vornehmlich zu verdanken der psycho-

logischen Einheitlichkeit des Volkes, als Ergebnis der Rassenhomogenität, gemeinsamer Gebräuche und Überlieferungen und einer Geistes- und Gedankengemeinschaft als Früchte einer langen, abgeschlossenen und unabhängigen Existenz."

„Kokku-kwa-Land und Heimat stehen ihm über allem andern; sie sind ihm eine höhere und größere Wirklichkeit als sein Ich, sein Selbst" ... „darüber steht ihm die Ahnengeistergemeinschaft und der Vermittler zu ihr, der Kaiser als Ahnenhohenpriester ..."

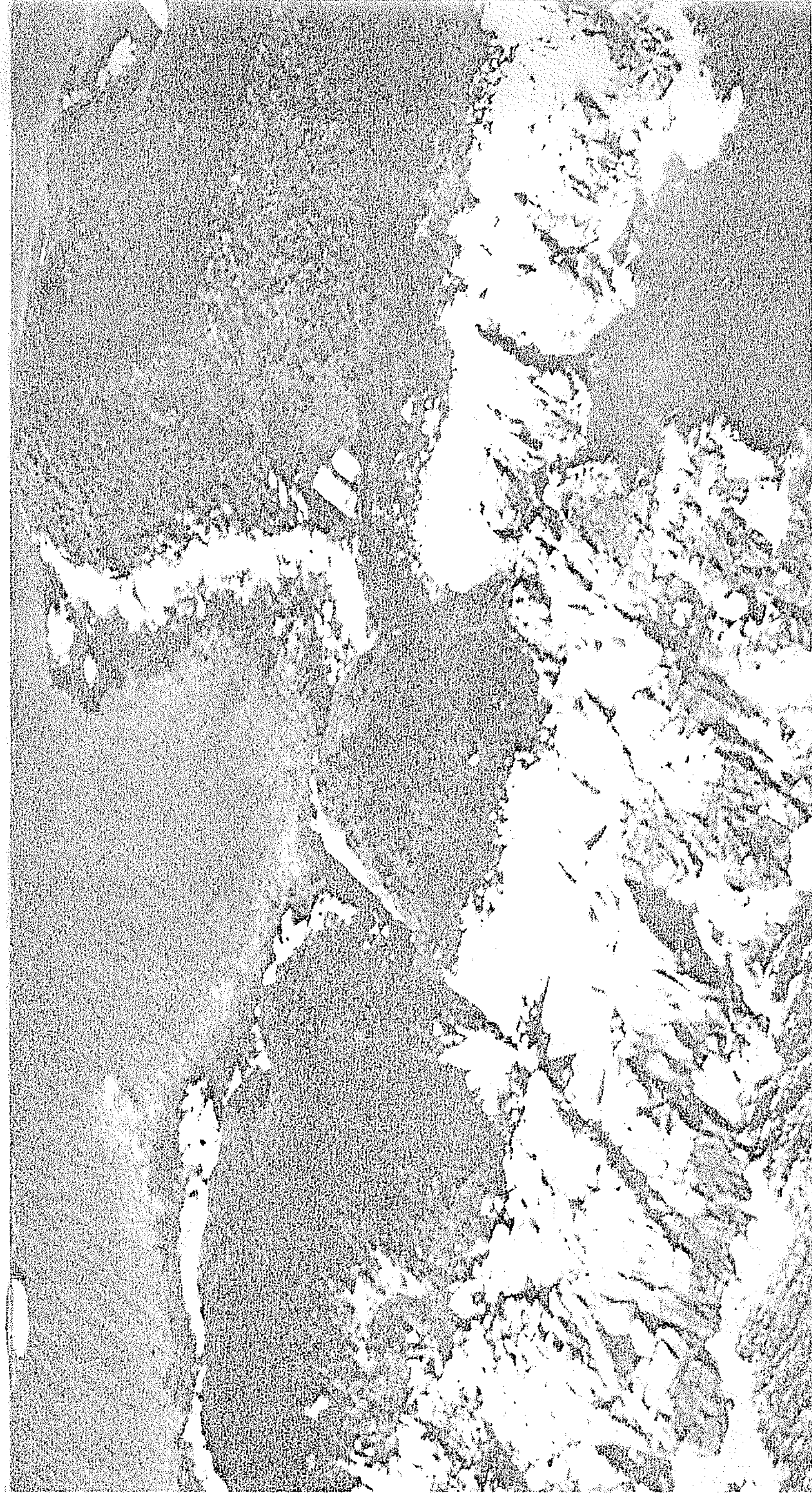
„Die Japaner, so gewiß sie natürlich sehr beträchtliche individuelle Artverschiedenheiten aufweisen, sind doch, wenn man von ihnen als Ganzes spricht, eine Rassen- und Gesinnungsgemeinschaft. Durch kaum zählbare Geschlechtsfolgen — mindestens 124 im Reich — dieselben Stätten bewohnend, mit denselben Nachbarn dieselbe Sprache sprechend, dasselbe Schrifttum lesend, zu denselben Gottheiten betend, denselben religiösen Riten nachgehend, können sie gar nicht anders, als zu derselben Art des Denkens und Fühlens zu kommen. Es ist nur natürlich, daß das Land ihrer Geburt, wo ihre Ahnen seit undenklichen Zeiten lebten, verbunden mit seinen angenehmen geschichtlichen Assoziationen in ihren Seelen die zartesten Gefühle der Zuneigung erwecken muß. Diese Zuneigung, diese Liebe ist der Ansporn ihres ganzen Nervensystems, hält es auf der höchsten Leistungshöhe in allen Fragen von dringender nationaler Wichtigkeit und vereinigt die ganze Volkheit zu einer Masse von solider Stoßkraft. Dieser instinktive Gefühlswert wird hier und da unter dem Begriff ‚Japanischer Patriotismus' (Yamato Damashii) zusammengefaßt. Die ganze Größe seiner Wucht hängt aber an ihrer Intensität und Geschlossenheit."

„Es ist sehr schwierig für Menschen, die keine japanische Seelenstruktur haben, die völkerpsychologische Einheitlichkeit der japanischen Volkheit zu begreifen."

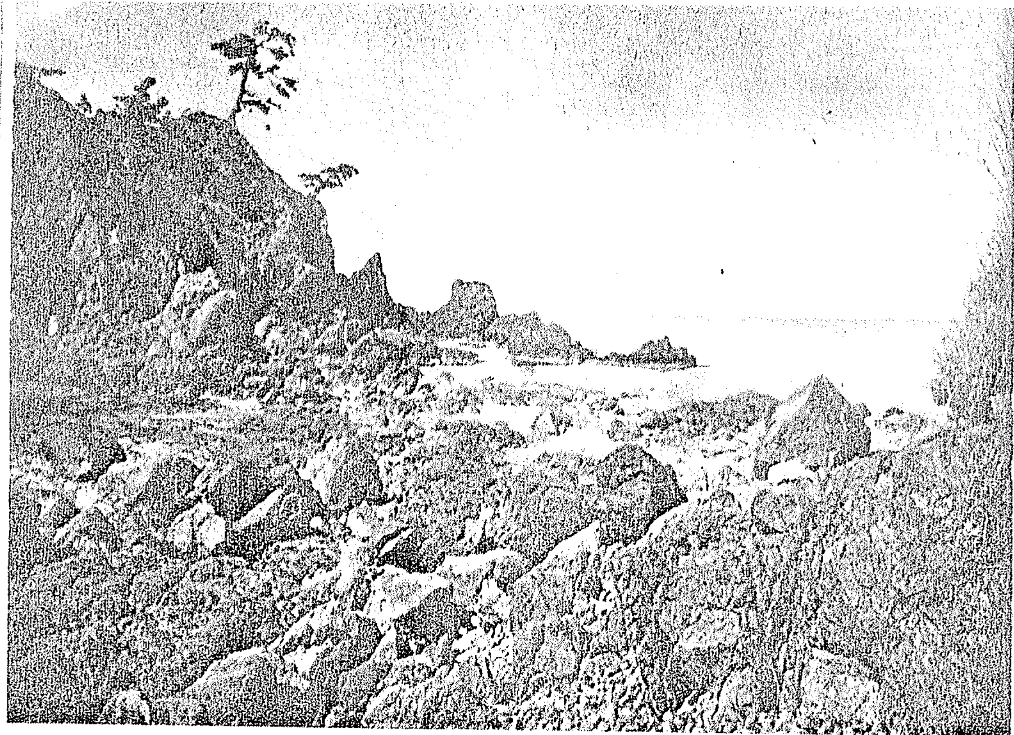
(Der Asama-Maru-Fall im Januar 1940 — Stellen und Berauben eines japanischen Großdampfers angesichts von Tokyo durch Briten — ist als Faustschlag ins Gesicht empfunden worden.)

„Die Japaner werden sich stets instinktiv jeder Gefahr bewußt, die ihr nationales Dasein bedroht, weil ihr Vaterland immer vorherrschend (predominantly) allgegenwärtig vor ihrem bewußten Sein ist. Sie bedürfen nicht einer beständigen Warnung oder feindlichen Aufpeitschung gegen ein fremdes Volk. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß etwa das repräsentative Regierungssystem, die Reform der bürgerlichen und Strafgesetzbücher, die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, die moderne wissenschaftliche Erziehung, kurz, die Europäisierung von Japan allein es zur am meisten fortgeschrittenen Macht in Asien gemacht hätten."

Dieser in ihrer Art klassischen Schilderung der Quellen des japanischen Reichserhaltungsinstinkts und Reichserweiterungsantriebs geht eine Betrachtung der Tatsache voraus, warum weder Lihungtschang, einer der scharfsinnigsten Staatsmänner Chinas, noch die gerissensten russischen Diplomaten und Politiker die völkerpsychologische Sonderart der Japaner richtig verstanden haben, und weshalb sie darum ihre Länder in unheilvolle Kriege hineinzerrten.

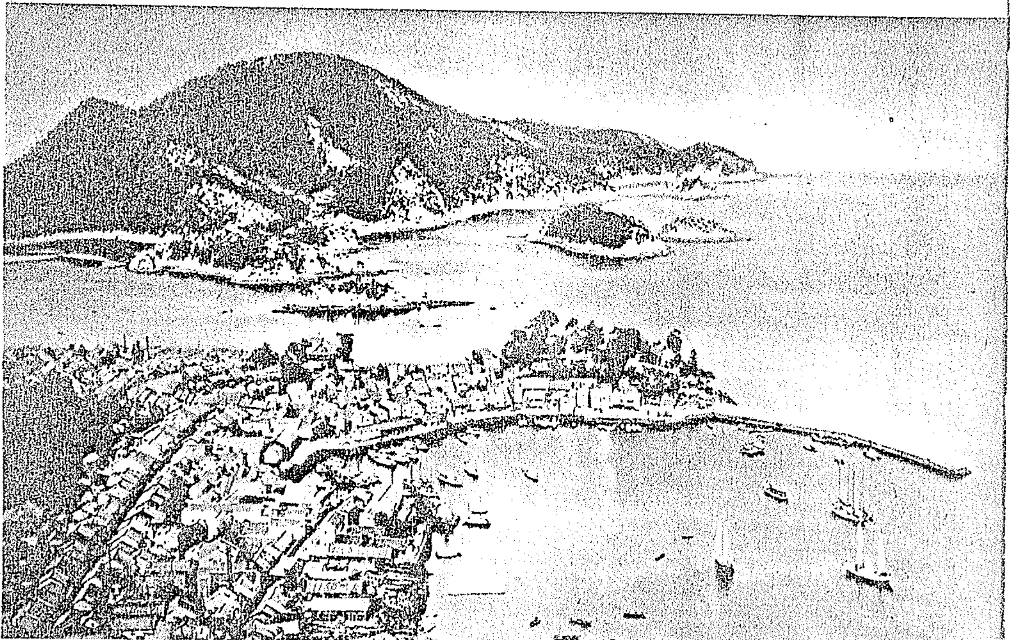


Zeppelinaufnahme der Steilküste



Verkehrsfeindliche Küste

Verkehrsfreundliche Küste



„Man hat gesagt: der im Ausland herrschende Eindruck des beständigen Nichtübereinstimmens zwischen Volksvertretung und Regierung vor dem Chinesisch-Japanischen Krieg habe Lihungtschang zu seiner falschen Auffassung der japanischen Wirklichkeit (reality of Japan) geführt. Gleichermaßen habe die vergleichsweise ruhige Haltung der japanischen Presse und des Volkes vor dem Russisch-Japanischen Krieg die russischen Politiker und Diplomaten zu ihrem Verkennen des wahren Gefühlszustandes in Japan verleitet."

Beide, Chinesen und Russen, die Gefahrenträger vom Festland her, haben ihre Erfahrungen gemacht und teuer bezahlt. Sie werden so bald nicht Lust haben, den Küstenmeerkorridor ozeanwärts zu überschreiten, den sich das Sonnenaufgangsreich als Schutzpuffer zwischen Großen Ozean und Festland gelegt hat und als „Innere Seewehrzone" bezeichnet, in der es kein Eindringen ortsfremder Seemächte dulden will. Briten und US.-Amerikaner aber haben ihre Erfahrung mit dem Heranstoßen von außen her an diesen Schutzpuffer noch zu machen, wenn sie auch ihr Instinkt vor einer Kraftprobe gerade an dieser Stelle bisher gewarnt hat.

Denn auf der Vorherrschaft in dieser inneren Seewehrzone des ostasiatischen Küstenmeerkorridors beruht die wahre Sicherheit des erweiterten, des dritten Reiches der Japaner, das sich auf die Errungenschaften des großen Kaisers Meiji gründet. Auf der Kraftlinie steht es, die von der Südspitze von Kamtschatka über die Kurilen längs der Ostküste von Honshu dort verläuft, wo die Weite des Pazifischen Ozeans am nächsten an die Steppenlandschaft Eurasiens herantritt, bis die äußere Seewehrzone des Inselreiches wieder in die Inselwolken des früheren deutschen Südseereiches hinausschweift und sich der US.-amerikanischen Anfluglinie entgegenbiegt, während die innere Seewehrlinie über Bonin-Inseln, Ryukyu, Formosa, auf Hainan und Shinnangunto weiterzieht (Hongkong schon ebenso einkapselnd wie im Norden Wladiwostok). Auf dieser Kraftlinie beruht die Rückensicherheit des ganzen Vorgehens gegen China und die Gewähr schiedlich-friedlichen oder schlagbereiten, wachsamen Aneinanderlegens mit Eurasien.

Den Wächterdienst an dieser Linie leistet die Flotte (Kaigun), stiller als das Landheer (Nachfahren des Wehradels der „Buke", dann Samurai), das seit dem Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke 1937 von der Inneren Mongolei über Shansi, Honan, Hankou, den mittleren und unteren Yangtse, die Taiwan-Straße bis Kanton so viel mehr Lärm in der Weltgeschichte gemacht hat. Die Flotte aber weiß, daß diese stillere Aufgabe ihre ganze Kraft fordert; deshalb ist sie vorsichtig und bremst zusammen mit dem Rest der alten Staatsmänner und der aus den „Kuge" (Hofadel) von einst in Hofämter verwandelten nächsten Umgebung des Kaiserthrons den allzu stürmischen Reichserweiterungswillen über Land. Ohne es in Briefen niederzulegen, wie der sterbende Lord Palmerston England gegenüber, tragen sie im Herzen — aus Warnungen des Reichserhaltungsinstinkts — die Einsicht, daß sich Japan nicht in kontinentale Aufgaben einlassen dürfe, die seine Kräfte übersteigen könnten, ehe der Rücken des Reiches ozeanwärts ganz klar ist. Denn man hat nicht vergessen, daß die Rückseite ursprüng-

lich, als Ura-Nihon, an der Japansee lag, die Frontseite, Omotte-Nihon, auf der Sonnenaufgangsseite. Dorthin drängt auch die natürliche Neigung der Siedler, also südseewärts, nicht festlandwärts, wohin der Bauer künstlich gepumpt werden muß, nur der Händler und der kleine Beamte freiwillig in hellen Scharen strömt. Der große Kolonistenerfolg liegt aber auf den Südsee-Eilanden und in Formosa.

Behält man diese Verhältnisse im Auge, so gewinnt die Tatsache einen großartigen Zusammenhang, daß sich das Bestreben von Feldmarschall Saigo, zu früh Hand auf die Landbrücke Korea zu legen, schon 1874 zur ersten Heerfahrt gegen Formosa als eine Art von Anspruchsanmeldung wenden ließ. Man versteht, warum in letzter Stunde des Japan-China-Krieges (der eigentlich um Korea, die Südspitze der Mandschurei und das Nordufer von Schantung geführt worden war) Formosa, in letzter Stunde des Russenkrieges dann Südsachalin als Randstein der inneren Seewehrzone eingefügt wurde. Es sind ihre Fühler in Gestalt der Bonin- und Vulkaninseln, der Marianen — mit Ausnahme des schmerzlich entbehrten Guam — der Marshallinseln, Karolinen- und Palauinseln (mit dem zäh gegen US.-amerikanische Ansprüche von 1919 bis 1922 verteidigten Yap), die sich pazifikwärts erstreckten, nachdem schon von 1876 bis 1879 durch die Einverleibung der Ryukyu weit früher der Abschluß ihres Nordteiles vorbereitet worden war.

Von 1919 bis 1925 wurde auch der Nordteil von Sachalin festgehalten und dann ungern genug geräumt. Durch seinen Besitz hätte eine doppelte Inselkurtine (Kurilen seit 1875; Südsachalin-Karafuto seit 1905, Nordsachalin mit seiner Ölfündigkeit ab 1919) zwischen dem freien Nordpazifik und den einigermaßen eisfreien Ausbruchspunkten der Russen von der Linie Uda-Bucht—Wladiwostok her gehangen und die heikle Berührung der Raumriesen USA.—UdSSR. ausgewogen. Sie nähern sich ohnehin zwischen Aljuten und Kommandeurinseln auf Sichtweite, etwa die Entfernung zwischen München und Garmisch-Partenkirchen. Schon zur Zarenzeit war der Plan einer amerikanisch-sibirischen Eisenbahnverbindung Alaska—Kansk aufgetaucht und nur an den breiten Forderungen der Amerikaner auf Ausbeutung rechts und links der Eisenbahn gescheitert.

Nur an einer einzigen Stelle lag in diesem wohldurchdachten Scheidebau ein ganz wunder Punkt: an der Bruchstelle des Japanbogens, gerade dort, wo sich im Hintergrund einer befestigten Bucht die pazifische Hauptflottenstation Yokosuka, der pazifische Hauptanfuhrhafen und die Seidenexportzentrale Yokohama vor die Hauptstadt Tokyo in starkem, aber schmalem Riegel hinlegen. Wohl sandte man, als man es 1879 wiedererlangt hatte, das Bonin-Vulkan-Inselsystem als einen Schutzfühler vor. Wie wenig er aber ausreichte, das bewies eben im Januar 1940, im Jubeljahr 2600 der Reichsgründung, beinahe am Reichsgründungstag (11. Februar) der Zwischenfall der Asamamaru. 35 Seemeilen, rund 50 km vor der Einfahrt in die Reichshauptstadt, angesichts des Fuji-San, der Festungsinsel Oshima, in Schußweite der Langrohre von Yokosuka konnte ein Stolz der japanischen Handelsflotte — von 7,5 Millionen Tonnen nach den Erweiterungsplänen für 1942, mit mehr als 1 Million Tonnen Kriegsflottenschutz hinter sich — von einem kecken britischen Kreuzer angehalten und

Nr. 42 Japan in der Südsee im deutschen Mandat

gezwungen werden, 21 Deutsche unter der wehenden Sonnenaufgangsflagge herunterholen und nach Hongkong verschleppen zu lassen. Gerade Hongkong aber wähnte man bereits von der erweiterten Seewehrzone überschattet, die dazu auf Hainan und die Shinnangunto vorgeschoben war, weit über den Riegel der Formosa-Straße hinaus.

Solche Erfahrungen zeigen nachträglich, wie berechtigt es gewesen war, daß man 1894 und 1904 das große Hauptquartier Japans nach Hiroshima an der innersten Inlandsee verlegt hatte, wo es zwischen der heiligen Insel Miyajima und dem festen Kriegshafen Kure wehrsicherer lag als im menschenwimmelnden Kwanto und auch den Umschlägen der Volksstimmung einer Millionenstadt entrückt blieb. Der mit künstlerischem Landschaftsgefühl ausgestaltete Gipfel des Tempelbergs Miyama ist denn auch ein Lieblingsaufenthalt des großen Kaisers Meiji wie des Fürsten Ito gewesen. Aber er entsprach auch wehrtechnisch dem Leitgedanken der innersten Wehrzone des Reiches, der ozeanisch, nicht festländisch seine Wahl für den besten Ort zur Kommandoführung der Inselreich-Seefestung zu treffen hatte. Die Verteidigung der nassen Gräben, nicht der trockenen ist für sie entscheidend!

Welche letzte Abwehr hätte dort, angesichts einer Insel, die der Volksüberlieferung so heilig war, daß Sterbende von ihr weg auf das Festland geschafft wurden, um ihren Boden nicht zu entheiligen, das ahnungslos gestellte und im Druck verewigte Kriegsziel Kuropatkins gefunden: „Gefangennahme des Mi-

kado!" Da hätte vorher wohl der letzte Mann und „die letzte Galeere" des Inselreichs vor seiner stärksten Seewehrburg gefallen sein müssen. Sehr viele hätten mit ihnen die dunkle Meido-Brücke beschritten.

„Aber mit solchen Leuten kann man doch nicht Krieg führen", sagte mir der gewiß verwegene, später in der Mongolei erschossene Baron Ungern-Sternberg. Ich konnte nur erwidern: „Das hätte sich Ihre Regierung vorher überlegen müssen!"

Kaum gegen irgendeine der japanischen Maßnahmen an der chinesischen Küste, selbst nicht gegen die Sperre der Yangtse- und Westflußschiffahrt regte sich ein so starker Widerstand der anderen großen Seemächte wie gegen die Besetzung von Hainan und den Spratley-Riffinseln und das Geltendmachen der älteren japanischen Rechte an der Paracel-Gruppe, wie früher an den Pratas-Inseln.

Denn an diesen Stellen witterten die Wettbewerber aus der Weitsee den Anlauf zur Ausdehnung der inneren Seewehrzone des Japanischen Reiches in das Zerrungsfeld des australasiatischen Mittelmeeres und die Möglichkeit einer Zukunftsverbindung mit dem Nanyogedanken und der großmalaiischen Bewegung. Wir erwähnten schon den Unterschied zwischen der japanischen Nanyo-(Südozean-)Auffassung und dem euramerikanischen Begriff „Südsee", dessen Kern eigentlich das einstige deutsche Südseereich gewesen war, das britischer Handels- und Machtneid zerstörte, womit er die unmittelbare Nachbarschaft des menschenleeren Australien und des menschenwimmelnden Japanischen Reiches herbeiführte und sich selbst eines wohltätigen Raumpuffers beraubte.

Seitdem ist der ehemals deutsche Anteil nördlich des Äquators in einen erfolgreich aufblühenden japanischen Siedlungsraum verwandelt, bei dem die Zahl japanischer Siedler längst die der Frühbewohner überwachsen hat (60000 bis 70000 gegen einige 40000). Umgekehrt ist der britisch-australisch-neuseeländische Anteil südlich des Äquator zu einem offenkundigen organisatorischen und siedlungstechnischen Mißerfolg geworden. Dort zeigt sich ein unverhüllter Raubbau unmittelbar vor den Augen der Welt und in Griffweite der asiatischen Menschenmassen und Siedlerströme. Angesichts dieser Entwicklung im Osten der Philippinen und des französischen „Südseebalkons" Indochina war natürlich eine seestrategische Umfassungsbewegung westlich der Philippinen bis an die Tore von Insulinde, mitten hinein zwischen Hongkong, Manila-Korregidor, die französische Kamranh-Bucht mit Spitze auf die Dreiecksbasis Singapore—Port Darwin doppelt peinlich. Man muß sich klar sein, daß man die Japaner weit eher aus ganz China, wie einst aus Sibirien, als aus diesen Inselstützpunkten wieder vertreiben kann.

Auf der Linie dieser Entwicklung sah der geopolitische Instinkt der großen Kolonialmächte alten Stils mit ihrer seeräuberischen Vergangenheit von ihrem Standpunkt folgerichtig die Einkapselung von Hongkong, die künftige Scherenlage von Indochina zwischen Japan und Siam, die Umklammerung der Philippinen voraus, wie früher Wladiwostok eingekapselt, die Wachstumsspitzen in Dairen und Port Arthur, von Waiheiwai, von Tsingtau, den Tschusan-Inseln



Die Schlacht von Fushimi

Das Schloß von Nagoya

umgekehrt, die britische Yangtse-Stellung entwertet und Shanghai gefährdet worden war, dessen brüchigen Zustand Richter Feetham so mitleidslos enthüllt hatte.

Hier leuchtete aber zugleich, bei der nötigen Fernschau, ein gemeinsamer Belang der großchinesischen Idee und des japanischen Reichsgedankens auf: denn diese Entwicklung begünstigte doch auch einen Heimfall der von China in Notlagen abgetretenen oder ihm mit Gewalt entrissenen Fremdrechte in den vielen Hafenkolonien wenigstens für ein kooperierendes Ostasien, bei dem sich die unverwüstliche chinesische Rassenzähigkeit schon wieder geltend machen würde. („China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen!") Sie begünstigte ebenso die Rückgewinnung des schon halb und halb an Frankreich aufgegebenen Yünnan wie der Kwangtschauwan-Stellung und der französischen Privathypothek auf Hainan, wie ja auch tatsächlich das große Szetschwan sowohl der britischen (Hoosie) als der französischen Begehrlichkeit entwunden war.

Nr. 43 Siedlungsbild von Shanghai

So erschien nicht nur Japanern, sondern auch weitsichtigen, säkular rechnenden Chinesen der — vom Standpunkt des Fernen Ostens gesehen — wenigstens einheimische Ausbau der inneren Seewehrzone Ostasiens gegen alle Fremden begrüßenswert. Er beruhte auf dem geopolitischen Leitgedanken des ostasiatischen Küstenmeerkorridors als Träger einer unantastbaren Verbindung der beiden ostasiatischen Kulturmächte, wie er dem Reichsjapaner als Verbindung der japanischen Festlandspolitik mit seiner ozeanischen erscheinen mußte. Damit klangen große Wellenringe der Kulturpolitik (Wahrung der arteigenen Grundzüge), der Macht (Wahrung der seestrategischen Reichsgrundlagen und der Verbindung mit China) und der Wirtschaft (euramerikafreie Autarkie; Rohstoffergänzung) zusammen.

Man spricht wenig von diesem Fernziel, aber man denkt um so eifriger daran, die Grundstellung für seine Erreichung zu sichern!

XVII

東亜
To-A

Der Weg über die Landbrücke zur ostasiatischen Sendung mit Führungsanspruch — Die letzte der drei festländischen Stufen zur Reichserweiterung

Der Schicksalsruf zur ostasiatischen Festlandsendung ist nicht zum erstenmal in der japanischen Reichsgeschichte erklungen, als ihn die Stürmer des erneuerten Kaiserreichs gleich nach der Wiederherstellung der Kaisermacht erhoben, solange bis er 1874 zu vergeblichen Anläufen, 1884 zu Drohungen, 1894/95 zum ersten Kampfe mit Nordchina um Korea und die Südspitze der Mandschurei führte. 1904/05 trat Japan — nach einem zehnjährigen Unabhängigkeitstraum des „Landes der Morgenruhe" — zum gleichen Kampf mit Rußland an, entschloß sich 1909 zur Einverleibung Koreas, 1915 zur ersten Vergewaltigung Chinas. Ihr folgte 1918 bis 1925 die sibirische Expedition mit Zurückebben von der Shantungstellung (1922), vom besetzten Wladiwostok (1923) und von Sachalin (1925), der Ansturm auf die Mandschurei (1931), auf Jehol (1933), endlich auf die Innere Mongolei und Nordchina (1937) und das vorläufige Fußfassen am mittleren Yangtse und der Küste Chinas fast in ihrer vollen Ausdehnung von 7000 km, mit einer Kampffront von 5000 km (1940) gegen das Innere Chinas und seinen Nordwesten.

Das ist — kurzgefaßt — die letzte Wendung eines uralten Dranges.

Seine einzelnen Erscheinungsformen zeigen jene durch die ganze Reichsgeschichte verfolgbare Eigenart des periodischen Schwankens zwischen Ausgreifen in die Weite und Zurückzucken vor der Größe der damit verbundenen Sendung, die sehr an die amphibische Lebensform des küstenhaftenden Meertieres erinnert, das im Wellengang auf- und niedertreibt, mit seinen Tastorganen bald um sich greift, bald sie an sich zieht und im Gehäuse seines Inselschutzes, seiner Küstenfelsen birgt.

Sie ist gewiß nicht Japan allein eigen, sondern es teilt sie mit vielen Inselvölkern, Inselstaaten und Küstenstaaten, wie Athen, Venedig, England, den Niederlanden, Portugal; aber sie ist bei Japan deshalb am deutlichsten ausgeprägt, weil es in seiner Geschichte eine der am wenigsten von außen her in ihrer folgerichtigen Entwicklung gestörten Experimentreihen der politischen Erdkunde zeigt.

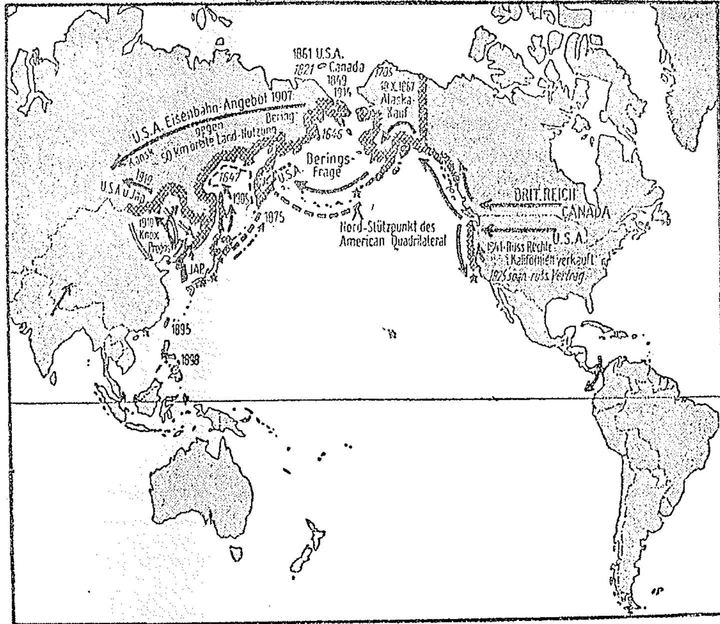
Lange vor der Zeitwende griffen die Reiche der Wa nach der Südküste Koreas. Damals schon spielt die Wächterinsel Tsushima in der Meerenge zwischen dem japanischen Inselbogen und der Landbrücke zum Festland bald die Rolle einer schützenden Küstenmeer-Torburg, bald die einer Ausfallbrücke.

Schon Jimmu Tenno hat auf der Reichsgründungsfahrt die Ausfahrt bei Shimonoseki erkundet, ehe er sich, in weiser Beschränkung auf das zunächst Mögliche, wieder einwärts zur Inlandsee wendet. Aber Vorburgen, Brückenköpfe auf dem Festland werden früh besetzt; so Mimana u. a., von deren Leidensgeschichte durch kühne Wikingerzüge die koreanischen Reichschroniken berichten. Kaum je sind die japanischen Hafenkolonien in Fusan und Gensan, die „Nihonmachi", die Japanerviertel dort, dauernd aufgegeben worden. Dann folgt der zurückebbenden Ausfallstellung der Rückschlag vom Festland her in Gestalt von Segnungen der älteren Festlandkultur, wie wir früher gesehen haben. Einer Reichserneuerung folgt am Ende des Mittelalters 1593 ein wilder Stoß nach Korea, bei dessen Abwehr die ersten Panzerschiffe auftauchen, von dessen erschütternder Wirkung zwischen 1592 und 1598 sich aber das Reich der Morgenruhe niemals wieder ganz erholt hat.

Darum nennen wir den Vorgang, der sich um je ein Menschenalter vor und nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert abspielt, in einer uns schon beinahe gesetzmäßig anmutenden Folge von Vorstößen und Rastzeiten wie bei vulkanischen oder seismischen Erscheinungen, die jüngste und vorläufig letzte der drei festländischen Stufen zur Reichserweiterung festlandwärts und erinnern uns, daß sie alle nach stoßweisen Überflutungen weithin wieder zurückwogten. Die Doppelschau des Zerrungsreiches der ostasiatischen Inselbögen ersteht: zwischen seiner seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu riesigen Abmessungen emporgeschnellten ozeanischen Sendung, vor der es zweieinhalb Jahrhunderte wie in Ahnung ihrer Gefährlichkeit sich verschloß und zurückschauderte, und der scheinbar auf geringere Weiten und Widerstände stoßenden, durch zweieinhalb Jahrtausende verfolgten Festlandsendung — heute Neugestaltung Ostasiens genannt —, die dem allereigensten Wesen des Inselstaates nicht wesensgemäß ist, der hinter dem Ackerbaustreifen von 1905 bis heute der Steppe mit ihrer meerverwandten Großraumwucht begegnet.

Es gibt wenig Stellen auf der Erde, wo sich innerhalb desselben Machtbaues so schroffe geopolitische Gegensätze vereinigen müssen, wie über die Landbrücke von Korea hinweg die grüne gestaltungsreiche und formenschöne japanische Inselwelt mit den gelbbraunen einförmigen Weiten des Eisenbahnlandes der Mandschurei. Gute geopolitische Gründe machen begreiflich, warum das Inselreich sich vorsichtig tastend von den ersten, mehr randlichen Berührungen Schritt für Schritt festlandeinwärts vorschob, wobei es den entscheidenden Sprung in der Auseinandersetzung mit der am meisten kontinentalen Weltmacht, Rußland, 1904/05 zu tun hatte.

Damals ergab sich der Friede, in Portsmouth durch die USA. vermittelt, daraus, daß sich ungefähr in der Mitte der Mandschurei in der Gegend ihrer heutigen Hauptstadt Hsinking Japan landwärts totgelaufen hatte und Rußland



Nr. 44 Der Rückgang Rußlands am Pazifik

nicht mehr die Kraft in sich fühlte, den Vorstoß nach den eisfreien, warmen Meeren an dieser Stelle noch einmal zu führen; es wurde im Gegenteil von den Vorwehen einer Revolution geschüttelt, die im wesentlichen aus der Reaktion breiter russischer Volksschichten gegen die ihnen nicht verständliche imperialistische pazifische Politik eines verhältnismäßig kleinen herrschenden Kreises entstand.

Den Zusammenbruch dieser weiträumigen ozeanischen Politik unter dem Druck der sämtlichen Seemächte zeigt eine Skizze aus der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", in der dieses Problem eingehend behandelt ist.

Zunächst aber stand Japan nach dem Erfolg eines Krieges, der um die Landbrücke Korea entbrannt war, vor der seinem Wesen fremden Aufgabe, ein kontinentales Eisenbahnproblem zu meistern. Denn die Mandschurei ist für heutige Entwicklungsfragen ein so typisches Eisenbahnland wie etwa die Weizenstaaten Nordamerikas. In diesem Stil wollten auch die amerikanischen Eisenbahnkönige des Westens Harriman und Straight mit ihren Anläufen von 1905 bis 1909 (Knox Proposal) die Mandschurei „entwickeln", d. h. in Beuteland des Großkapitals verwandeln, nachdem sie ihren wirtschaftlichen Nutzungswert den Japanern wie den Russen mit dem Durchdringungsinstrument der Eisenbahn aus den Händen gewunden haben würden. Zu ihrem Glück merkten beide streitenden Parteien aber rechtzeitig den Plan „dritter Mächte"; und das führte 1909 ihre erste Wiederannäherung nach dem Kriege herbei, deren Opfer Fürst Ito durch das Attentat eines Koreaners wurde.

Japans wichtigster macht- und wirtschaftspolitischer Erzieher zu seiner Festlandsendung aber war das Erbe der Russen, der Kriegsgewinn der Südmandschurischen Eisenbahn.

Der Wert des Kriegsgewinns der Südmandschurischen Bahn als Werkzeug der Erziehung zu festländischer und großräumiger Reichsentwicklung kann in Geld überhaupt nicht abgeschätzt werden. Ihr Netz, das 1905 von Dairen bis Changchun, dem heutigen Hsinking, reichte und etwa 1100 km umspannte, zu denen weitgehende Forst- und Bergwerksrechte kamen, lenkte zunächst die Aufmerksamkeit des amerikanischen Eisenbahnkönigs Harriman auf sich, der bei der damaligen Geldnot von Zarenrußland den Ausbau der Bahn mit der großzügigen Erschließung von Sibirien zu verbinden gedachte und Vorschläge für ein amerikanisches Gemeineigentum an Baukörper und Betrieb der mandschurischen Linien machte.

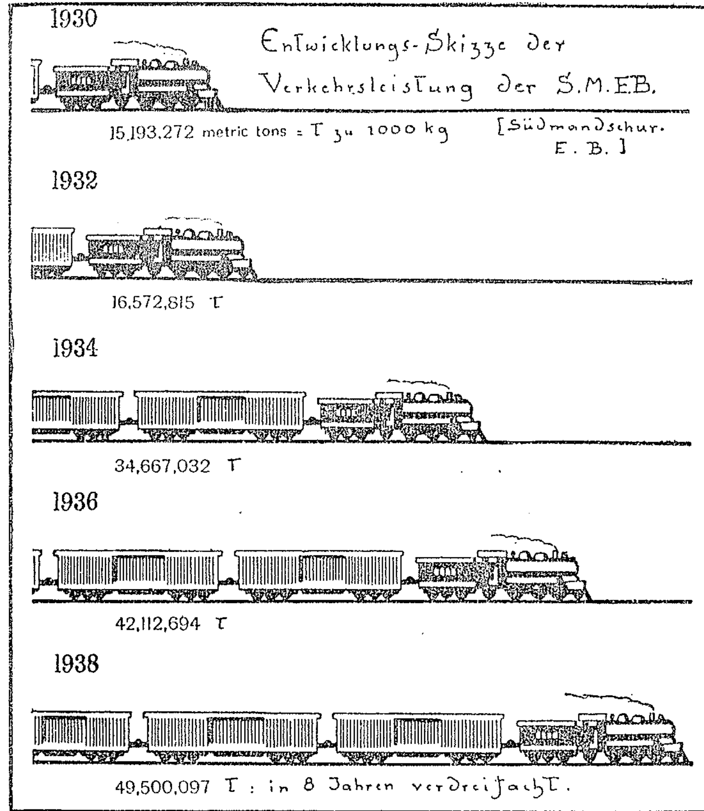
Sein wachsamer Reichsinstinkt bewahrte Japan vor diesem Hereinfall, und so errichtete es 1906 mit einem Kapital von 200 Millionen Yen, wovon die Hälfte der Staat zuschoß, die Südmandschurische Eisenbahn-Gesellschaft. Diese wuchs sich unter den geschickten Händen von Graf Goto zu einem Eisenbahnstaat im Staate aus, der nicht nur seine Bahnen, sondern Eisen- und Kohlenbergwerke, Landwirtschaft und Hausbau, Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke, Hotels, Dampferlinien und Hafenbauten, Laboratorien und Musterwirtschaften in der Eisenbahnzone betrieb, und vor allem auch die vielseitigen Menschen erzog, die ihre insulare Enge überwinden und in Kontinenten denken lernten, wie es die Besitzer der großen Dampferlinien in Ozeanen lernten.

In Sprüngen stieg die glänzend rentierende Kapitalsanlage auf 440 Millionen Yen 1920, auf 880 1933.

Natürlich brachten der dritte große Festlandvorstoß Japans von 1931 bis 1934 und die Entwicklung von 1937 bis 1940 wirtschaftliche Schwankungen; sie liefen aber schließlich alle auf eine Steigerung der Verkehrsleistung und Ausdehnung des nun einmal eingeschulten Verkehrskörpers auf das übrige Eisenbahnwesen des weiträumigen Gebiets hinaus. Hand in Hand damit ging eine Schulung für den festländischen Eisenbahnkrieg, für den die Personal- und Sachwerte des aufblühenden, wachsenden Unternehmens einen unerschöpflichen Rückhalt stellten.

Es gehört zu den kurzsichtigen Fehlern des zusammensinkenden Altchina, daß es die angebotene Beteiligung an der Bahn ablehnte. Die beigefügte Skizze ist ein Verkehrsmesser und Verzeichner wachsenden Wohlstandes zugleich, von dem China sich ausschloß.

Eine wirtschaftliche Zusammenarbeit zur rechten Zeit auf dem Gebiete der sogenannten drei östlichen Provinzen hätte China viel Leid ersparen können. Denn daß die Verhältnisse des sich rasch zersetzenden Riesenreiches nach dem Opiumkrieg im Süden und der britisch-französischen Expedition im Norden, angesichts des russischen Herantastens im Nordosten an die raumweiten Außenländer und der Auflösung der altchinesischen Staatsmoral durch das amerikanische und britische, weniger das katholische Missionswesen einer raumpolitischen Katastrophe entgegentrieben, das war zwischen der japanischen



Nr. 45 Die Verkehrsleistung der Südmandschurischen Eisenbahn

Reichserneuerung von 1868 und dem Tiefstand chinesischer Abwehr gegen die Fremden von 1900 klar geworden. Die Frage war nur, ob sich Japan von der Neuregelung Ostasiens auf dem Festland würde ausschließen lassen oder nicht.

Einen Vorstoß in der Richtung auf Korea versuchte schon 1874/75 Feldmarschall Saigo durchzusetzen; aber die rechtzeitige Rückkehr der Sendboten Iwakura-Ito aus dem Ausland verhinderte das vorzeitige Unternehmen, das schließlich in eine Expedition und Anspruchsanmeldung auf Formosa und im Satsuma-Aufstand verklang. Deutlicher wurde der Anspruch durch die Abkommen von 1885 und den Chinesisch-Japanischen Krieg um Korea 1894/95 angemeldet, dessen ganze Führung noch eine typische Befangenheit Japans gegenüber den Problemen der Festlandkriegführung verriet, sobald sie sich von rein litoralen Aufgaben wie dem Küstenfeldzug durch Korea und über den Yalu, der Eroberung von Port Arthur und Weihaiwei entfernte. Dann schnitt der Eingriff der drei Festlandmächte Rußland, Frankreich und Deutschland die

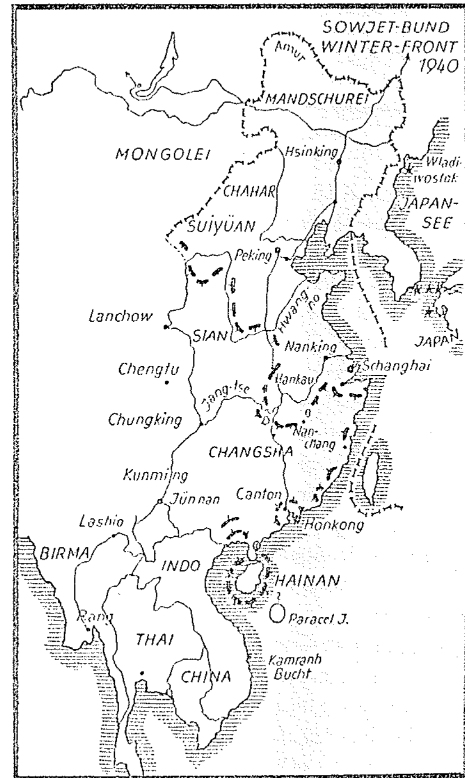
schon gereiften Erfolgsmöglichkeiten auf dem Festland ab und ließ nur Formosa in den Händen Japans.

Viel weiter festlandeinwärts, wenn auch zu Beginn auf vertrauten, bereits von Meckel vorgezeichneten Spuren, führte das entscheidende Ringen um die Landbrücke von Korea und die Herrschaft über den Yalu, dann die Südspitze der Mandschurei, das Liautung Gebiet, gegen Rußland von 1904/05. Es wurde von Japan als Kampf ums Dasein geführt und gewonnen, von Rußland als mit halbem Herzen angefangener Kolonialkrieg hingezogen und verloren und ließ Japan im Besitz zweier unvergleichlicher Schulungskörper für sein weiteres Verhalten auf dem Festland: der Kwangtung-(Liautung-)Armee und der Südmandschurischen Eisenbahn.

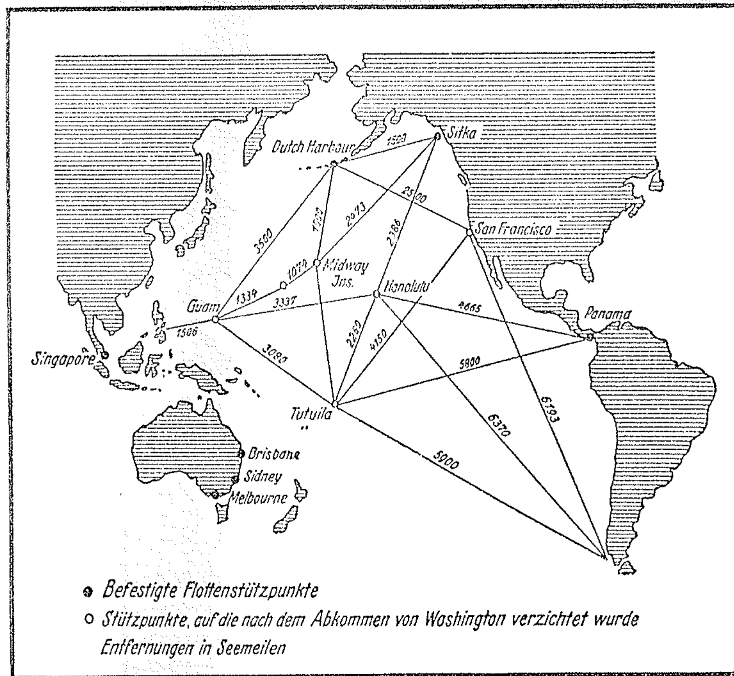
Was die Festlandarmee und ihr Generalstab auf wehrgeopolitischem Erziehungsgebiet leisteten, das bewirkte auf wirtschaftlichem das Traggerüst der Südmandschurischen Eisenbahn: die Umstellung der Inselleute auf das Denken in Festländern, in Kontinenten, und ihre dem bisherigen Reichsaufbau wesensverschiedenen Daseinsbedingungen.

Man unterschätzte dabei die latente Widerstandskraft des ostasiatischen, rassenverwandten Partners und vor allem, aus dem eigenen Zentralisierungserlebnis heraus, dem das Großgeflecht der chinesischen Großfamilie und Gilde, die Zusammenhänge zwischen Binnen- und Auslandschinesentum auf finanziellem Felde aus dem eigenen Staatsdenken heraus fremd waren, die Lebenskraft seiner Länder.

Daher rührten die grundsätzlichen Irrtümer, die man von Japan aus bei der Aufstellung der 21 Forderungen an China während des Weltkriegs, beim Vorstoß in die sibirischen Leerräume gegenüber Sowjetrußland, auch vielfach während der Chang-Regierungen in der Mandschurei anfangs gerade gegenüber ausgesprochen kontinentalen Erscheinun-



Nr. 46 Japanische Winterfront in China 1940



Nr. 47 Das amerikanische Machtviereck mit seinen Stützpunkten

gen bei allen drei großen Festlandsgegnern beging, bis man 1931 so weit war, sie in der Mandschurei und in Jehol vermeiden zu können.

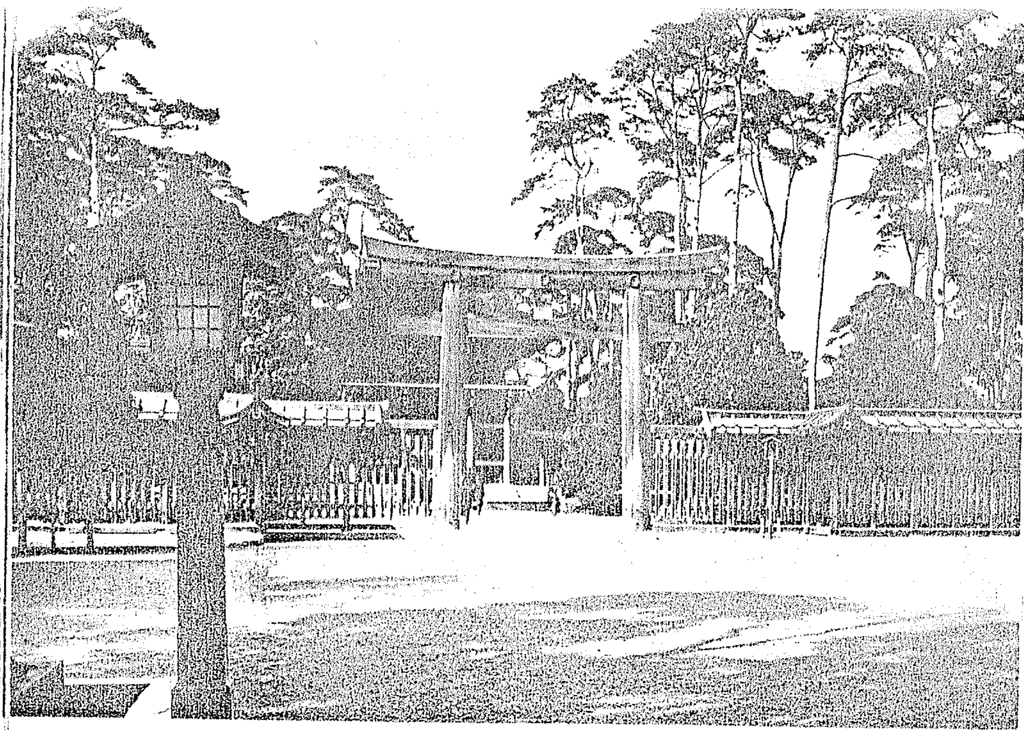
Tatsächlich hat denn auch die volle Gewinnung der überragenden Festlandsstellung in der Mandschurei von 1931 bis zu ihrer vollendeten Sicherung 1934 unverhältnismäßig wenig Kraft gekostet. Das wurde anders, sobald die Kwangtung-Armee glaubte, auf dem nordchinesischen Altkulturraum mit ähnlichen Mitteln Boden gewinnen zu können wie in dem Kolonialgebiet der Mandschurei. Sie stieß dabei auf den völkischen und wirtschaftlichen Widerstand der Chinesen, bis es durch den von beiden Seiten nicht gewollten Zusammenstoß an der Marco-Polo-Brücke am 7. 7. 1937 zu den noch andauernden Wirren in China kam. Darin aber scheint 1940 ein ähnlicher Ausgleichszustand eingetreten zu sein, wie er dem russisch-japanischen Aufeinanderprallen nach dem ersten Lustrum des 20. Jahrhunderts ein weniger geräuschvolles Ende bereitete, als es der Anfang erwarten ließ. Wir machen uns das Kräftebild in Skizze Nr. 46 klar.

Die Festlandentwicklung Japans aber wird noch mehr als von dem Sowjetbund beeinflußt von den Kraftlinien, die sich in China schneiden.

Woher kommt die Kraft, die den zuerst 10 Millionen, dann immer noch 4 Millionen Quadratkilometer weiten chinesischen Volksboden in seinen Grundfesten erschüttert, zu zerschneiden, zu zerreißen droht und eine mehr als viertausendjährige Kultur aus ihren Wurzeln hebt?

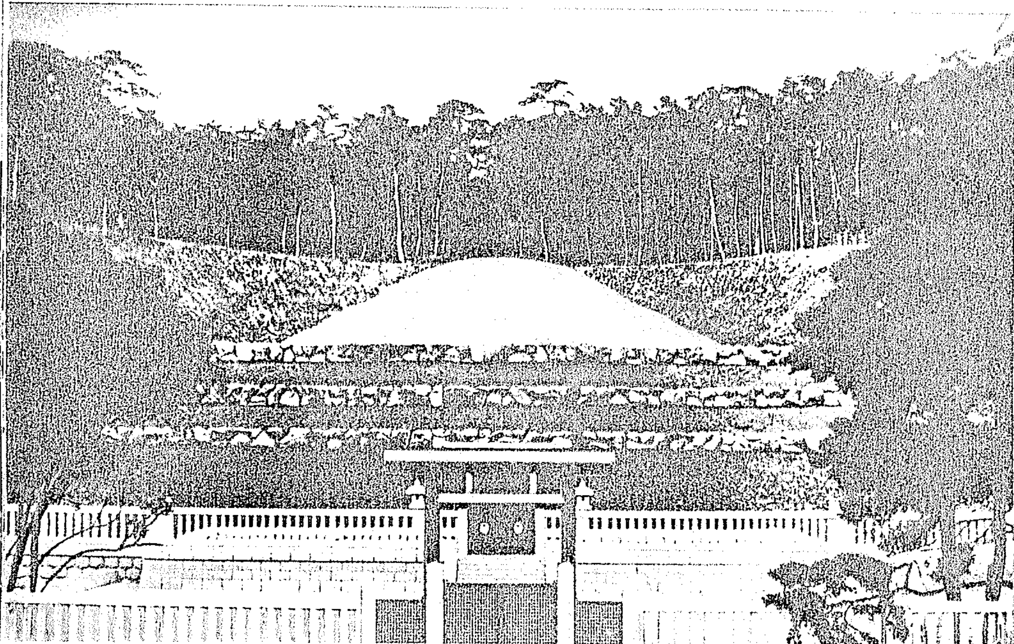


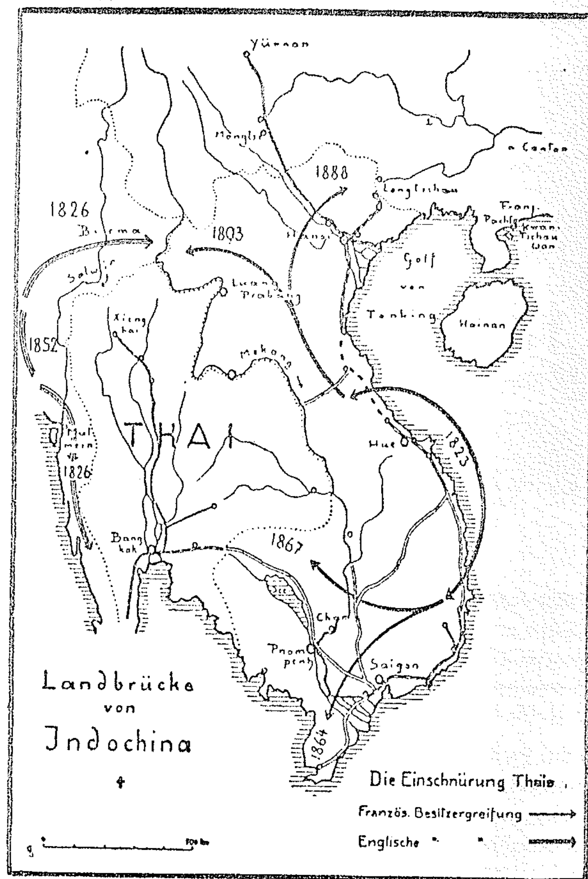
Kaiser Mutsuhito-Meiji Tenno



Eingang zum Meiji-Schrein

Mausoleum des Meiji Tenno

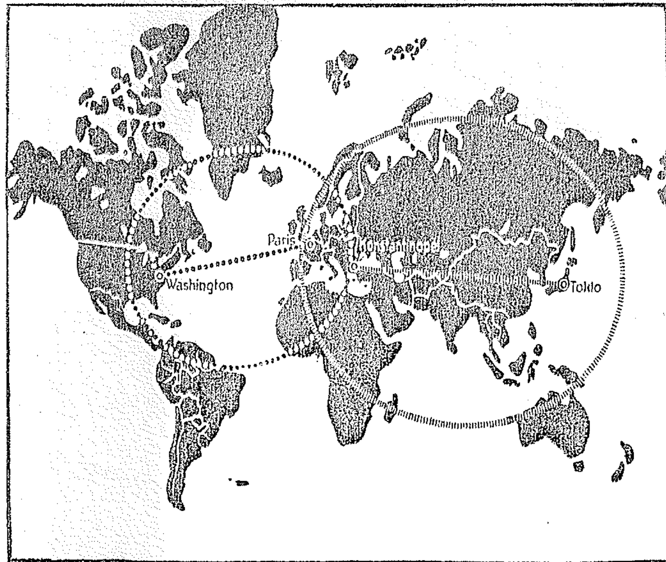




Nr. 48 Thai und Indochina als Beispiel kolonialpolitischer Anakondataktik der Westmächte

Wir alle fühlen von der dort noch gestauten Bewegungswucht, daß sie stärker sein könnte als alles, was die spanische Frage zur Gefahr für unseren Erdteil machte, was im Nahen Osten Europas und Vorderasiens an Brandherden glostet; wir sehen, wie sich die großen Weltmächte dagegen stemmen, daß der Fernostwirbel sie in seinen Bannkreis hineinreiße: den geschlossensten Landraum der Erde, die Sowjets, ihre unbefangenste Wirtschaftsmacht, die USA. — (das gebrannte Kind in den Philippinen!) —, das weltumspannende Britenreich mit seinen weltumspannenden Sorgen und einem trotz Ottawa krachenden Gefüge; die Kolonialmächte alten Stils: Frankreich, die Niederlande, Portugal.

Durch ihre ganze Presse geht ein banger Zug, und mit Unbehagen erkennen sie, daß das Dreieck Berlin—Rom—Tokyo außerhalb des Genfer Kreises stehe. Eines haben Dreiecke vor Kreisen voraus: daß sie auf einer Dreiecksseite fester



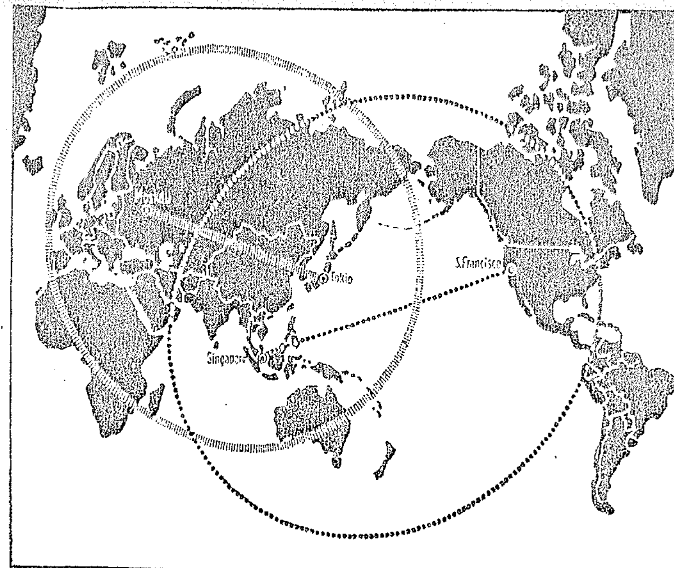
Nr. 49 Die große Antithese West—Ost 1914 bis 1918
Die Überschneidungsfläche der beiden Ellipsen zeigt den Entladungsraum der Spannungen

auf gewachsenem Boden stehen und nicht so leicht in unberechenbares Laufen kommen wie der Kreis!

Wie hoch wir aber die Spannung schätzen, die der japanische Inselbogen, wie ein Riegel vor den ganzen Fernen Osten geworfen, von seinen übervölkerten Machtmittelpunkten aus zu entsenden vermag: er muß doch auch einem ungeheuren Druck von außen standhalten, bei unsicheren Widerlagern, und könnte eine solche Wirkung, wie sie in China sichtbar wird, niemals allein leisten, wenn sie nicht zugleich im Sinne vieler, vorher schon auflockernder, dorthin zusammenstrebender Kraft- und Machtlinien liefe und geradezu von deren Spiel, selten wissentlich, oft ahnungslos, vorwärtsgetragen worden wäre.

Macht man sich an einer Jahreswende wie 1940 dieses Kraftlinienspiel einmal klar, so wird dem Auge des Wissenden vieles deutlich, was sonst als reichlich verworrenes Zufallsspiel erscheinen mag.

Als die Welt des Fernen Ostens erst vor einem Jahrhundert durch eine Reihe von teils meerüber durch Angelsachsen und Franzosen, teils über Land durch Russen geführten Stößen „erschlossen" wurde, wie man es zwischen 1842 und 1854 nannte, und damit zugleich aus ihrem lange bewahrten Gleichgewicht herausgeworfen worden war, da schienen beide Altkulturmächte des Fernen Ostens, China und Japan, in abgeschlossenen Beharrungszuständen erstarrt. Aber sie bewegten sich innenpolitisch auf auseinanderstrebenden Linien: Japan auf eine Reichserneuerung im Wege der Evolution: Umformung ohne Umsturz zu; China auf einen „himmlischen" Mandatswechsel (Ko Ming) hin, der ohne gewaltsamen



Nr. 50 Die große Antithese West—Ost in Zukunft
Die Überschneidungsfläche der beiden Ellipsen zeigt den künftigen Entladungsraum

Sturz der noch vor kurzem so machtvollen und kulturreichen Tatsing-Dynastie, also ohne tiefgehende Schwächung des Reichsgefüges nicht zu erreichen war: sie hatten also den Zug, aneinander vorbei zu steigen und zu fallen, was sich zwischen 1894 und 1900 vollzog. Schon 1900 trat das Japanische Reich den damaligen Weltmächten als werdende, im Reichsgefüge sogar älteste unter ihnen entgegen, China, wie sie glaubten, nur als Gegenstand ihrer Politik und Ausbeutungsziel ihrer Wirtschaft.

Zu beidem hatten sie aber selbst den Anstoß gegeben; nur Deutschland und Italien waren am Entstehen dieses Kräftespiels unbeteiligt, weil ihre vorletzte und letzte Reichsbildung sich gleichläufig mit der japanischen vollzog und sie in dieser Zeit von 1848 bis 1871 zu viel mit sich selbst zu tun hatten, um in Ostasien störend aufzutreten. Alle außenbürtigen Kraftlinien, die zur Auflockerung und Zerstörung Chinas, wie es war, zusammenwirkten, setzten mit ihren entscheidenden Stößen lange vor den Reichserneuerungen Deutschlands und Italiens an. Das ist die harte, jederzeit zu erweisende dynamische Wahrheit. Wir greifen nur einige der wichtigsten Stoßzeiten und Eindringungspunkte heraus:

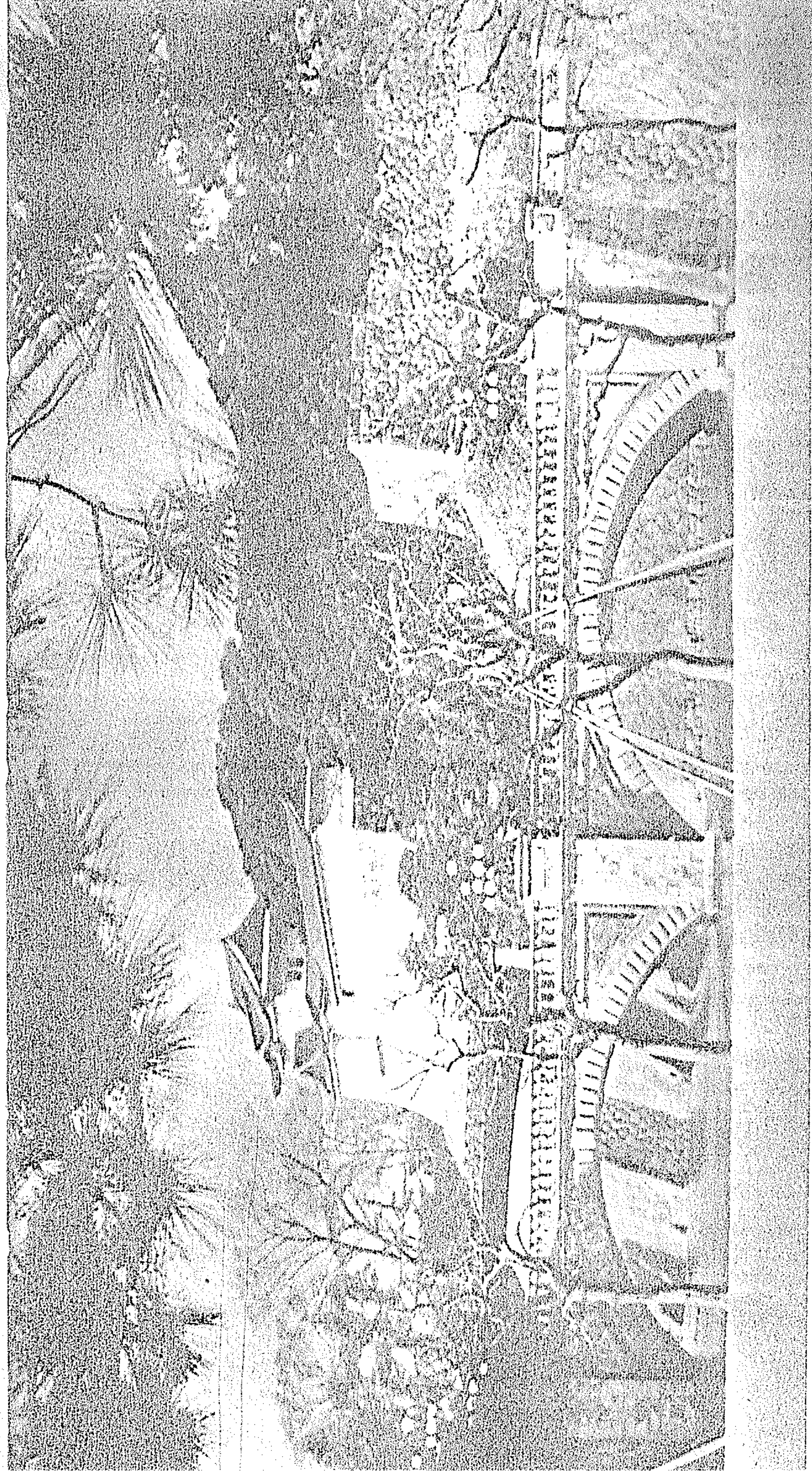
1842 stößt England mit dem Opiumkrieg nach Südchina; 1858 werfen England und Frankreich zusammen Nordchina über den Haufen und plündern zum erstenmal in Peking. Dazwischen liegt der amerikanische Öffnungsstoß nach Japan von 1853/54, etwas früher das entscheidende Vorgehen Rußlands unter Murawiew und Newelski am Amur und der Griff nach Wladiwostok: eine

Drohung mit der Pistole zugleich gegen China in der Nordmandschurei, und gegen Japan auf dem ganzen Kreisbogen der Japansee von Tsushima bis zum Hokkaido unter dem warnenden Vorzeichen des Schlagwortes: Zwingosten!

Daß alle diese Kraftlinien von außen her, so weit sie ozeanisch waren, mit Ausnahme des äußersten chinesischen Südens, durch die nie aus der Volksseele entschwundenen Groß-Japan-Träume hindurchführten, in denen eine Inselreichsbildung von der Schutzanlehnung an den nebelumrauchten polaren Norden, die Kurilen (von russisch „Kurit" = rauchen) mit ihren Fischgründen, bis zum Äquator an der Straße von Malakka, im einst verlassenen Südmeer (Nanyo) lebendig war — das kam noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keinem der fremden Erschließer in den Sinn. Denn damals war ja ein erster Vorstoß Japans nach Formosa mißglückt, ebenso wie der Versuch, durch Wanderung Hawaii zu durchdringen und uralte Rechte in Korea zu erneuern. Zudem schien Japan leicht in einer Art von Schuldknechtschaft zu erhalten und in schwere innere Kämpfe und Entwicklungskrisen verstrickt — eine unbedenklich zu vernachlässigende Größe. Erst 1895 erkannte England als erste unter den Weltmächten die Tragweite dieses Irrtums und begriff die kommende Bündnisfähigkeit, glaubte aber die in Kanton—Hongkong angesetzte britische Kraftlinie ruhig fortführen zu können, über Shanghai zur beherrschenden Stellung im Yangtsebecken und weiter bis Weihaiwei und Port Hamilton, wo sie sich mit der versuchsweise bis zum Hokkaido und nach Tsushima, zur Südmandschurei und nach Korea vorgeführten russischen Spitze berührte und stieß. Frankreich war in Indochina in zweiter Linie geblieben, nannte aber die wertvolle Kolonie seinen „Südseebalkon" und strebte mit seinem Bahnbau nach Yünnan; Portugal und die Niederlande blieben abgekapselt; die USA. versuchten den zu großen Bissen der Philippinen zu schlucken, nachdem sie sich in Hawaii eingenistet hatten.

In dieses von hoher Hand aufgebaute fremde Kraftliniensystem versuchte sich von 1898 bis 1914 eine deutsche über Tsingtau einzubauen. In Deutschland sah man ein, daß von einer praktischen Raumerweiterung dem dicht bevölkerten chinesischen Altkulturland gegenüber nicht die Rede sein könne, und entwickelte Tsingtau zu einem Ausfuhr-Musterlager für Kultur und Wirtschaft. Das alte China, durch die fremden Kraftlinien völlig in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt und dadurch zu dem verhängnisvollen Glauben an eine Art von internationalem Schach mit Ausspielen des einen gegen den andern verführt, erkannte bald in dem Neuankömmling in Schantung den Harmlosesten unter allen seinen Bedrängern. Dieser war gerade im Begriff, zu beiden Altkulturmächten Ostasiens ein erfolgversprechendes Verhältnis zu finden, so sehr das durchaus mögliche Kameradschaftsverhältnis zu Japan auch seit 1895 verdorben worden war, als China sich 1911 gegen die Dynastie empörte, die jedes Gesicht verloren hatte, und damit fast gleichzeitig mit dem europäischen der ostasiatische Wirbel in Bewegung geriet.

Noch mußte den Mittelmächten Europas der furchtbare Irrtum begegnen, daß sie die entlastenden Möglichkeiten in Ostasien verkannten, die nicht nur



Die Kaiserburg in Tokyo

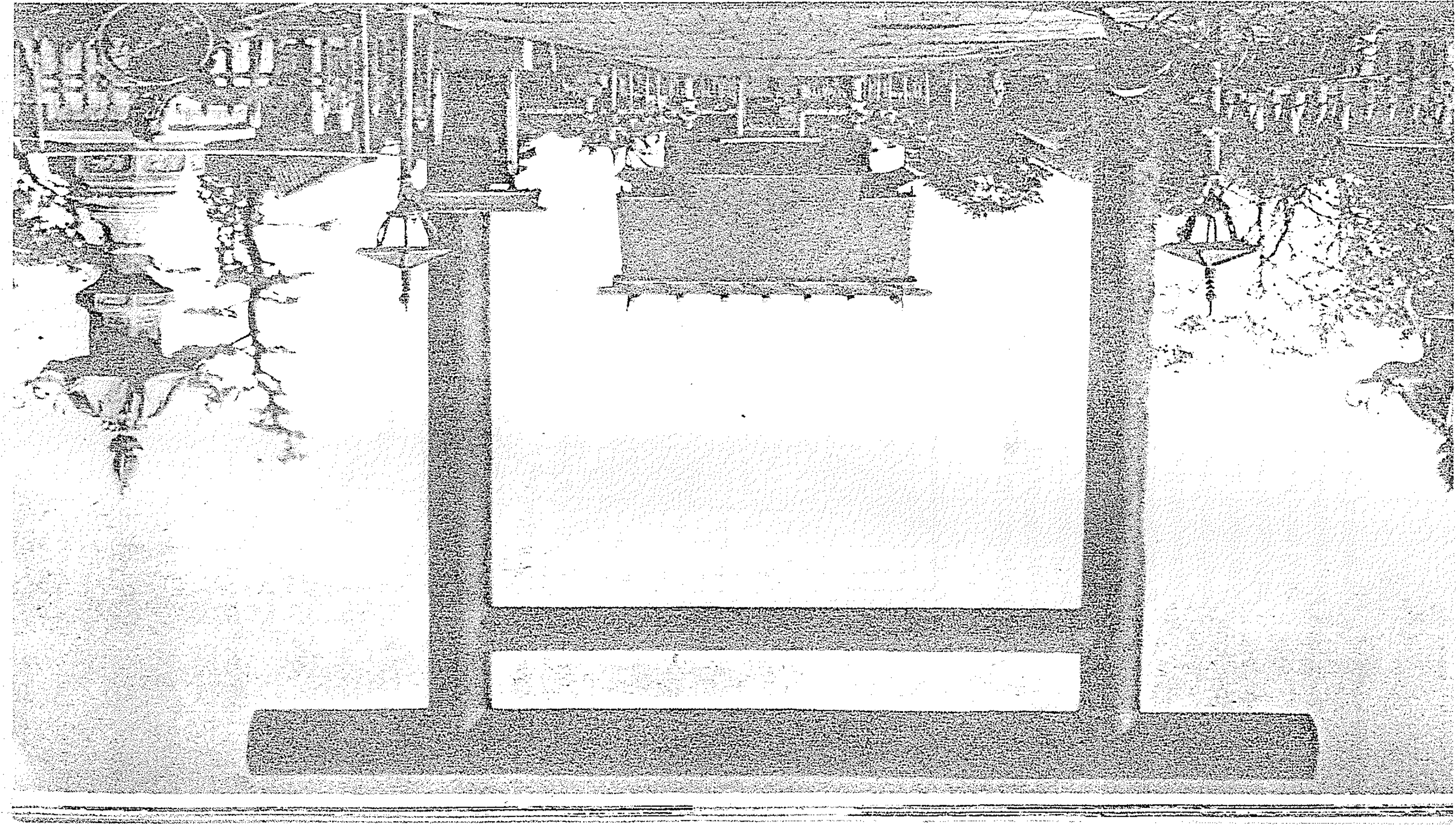
in China Sun Yat Sen, sondern auch in Japan bedeutende Köpfe wie früher schon Fürst Ito, Katsura und Graf Goto begriffen hatten und in würdiger Form deutschen Staatsmännern und Kulturträgern nahezubringen suchten. Darüber entglitt die zweifellos vorhandene Möglichkeit, die Kraftlinien Mitteleuropas und des Fernen Ostens zur sinnvollen Einheit zu gestalten und beider Fragen einheitlich zu beider Gunsten zu lösen.

Zur geopolitischen Prognose fehlten der Mut und das Wissen. Andere hatten beides. 1931 — ehe noch im September der allerdings von den Wissenden längst geahnte mandschurische Sturm losbrach — sandte der „Zeitschrift für Geopolitik" ein alter Meerfahrer, der ein Leben zwischen Japan, Indonesien und Australien in der Südsee beobachtend verbrachte und neben einer Leidenschaft für Geopolitik auch eine für Geomantik, ja Geomystik hatte, ein Lagenbild zu.

Es zeigte die „Antithese 1914 bis 1918" und die „Große Antithese West-Ost in Zukunft". Das erste Kräftebild umrahmte in der Überschneidung von zwei Ellipsen, die über der Längsachse Paris—Washington und Konstantinopel errichtet waren, genau den europäischen Weltkriegsschauplatz. Das war ein Blick in die Vergangenheit, als solcher vielen verständlich. — Mehr fesselte das Zukunftskraftfeld, auf dem die nächste Kräfteabmessung vor sich gehen sollte. Darin waren die zwei Ellipsen über den Längsachsen Moskau—Tokyo und San Francisco—Singapore errichtet und überschnitten sich in einem Raume, begrenzt durch das Amurland—Nordwest-Indien—Indonesien—Australien—Hawaii—Aljuten. Seinen Mittelpunkt bildete der heutige Kriegsschauplatz des unbenannten Krieges von 1937 bis 1940: ozeanwärts die volle Länge des japanischen Inselbogenreichs von den Kurilen bis Formosa und in die ehedem deutsche Südsee, festlandwärts vorläufig die Innere Mongolei, der chinesische „Wildwest", in den die Regierung mit ihrem weniger streitbaren Teil bereits zurückgewichen ist, und die Südpfeiler der Süd-China-See: Hongkong und Hainan.

Auf sie hat sich die britische Kraftlinie vom gerade noch freiwillig geräumten Weihaiwei und Hankou über das unwillig der japanischen Wehrhoheit zugleitende Shanghai zurückgezogen und verschanzt ihren letzten Halt mit Stacheldraht gegen das chinesische Hinterland. Aber auch die Träger der russischen Kraftzone haben zwischen 1867 und 1875 die Rückbildung ihrer transpazifischen und Inselhoffnungen erlebt und zwischen 1895 und 1905 ihren Vorstoß nach den warmen Meeren scheitern sehen. Man hält seewärts das umkapselte, aber für das überbesiedelte, auf Bombenflugweite liegende Inselreich lebensgefährliche Wladiwostok und hofft nun auf die von Millionen chinesischer Kulis in Hast erbaute Binnenstraße durch Sinkiang und die rein festländische Stellung in der Äußeren Mongolei und Turkestan, die dem festländischen Russen ungleich angemessener ist als dem ozeanischen, klimaverwöhnten Japaner, der hier nur sein Festlandgesicht zeigt.

Aber lebenswichtig für das Inselreich ist ja sein ozeanisches Gesicht: das weiß seine Flotte, nicht immer seine Land- und Luftmacht. Entscheidend für



Shokonsha-Tempel in Tokyo

Nr. 51 Das strittige Gebiet zwischen Rußland—China—Mandschukuo, über das im September 1939 eine Einigung zwischen Rußland und Japan erzielt wurde

die Zukunft Japans in China und in der Welt — an der auch die anderen Spitzen des Dreiecks Tokyo—Rom—Berlin gewaltigen Anteil haben — wird sein, ob und wie der aufs höchste gespannte Reichskörper dem furchtbaren Druck standhält, der seit der Reichserneuerung von 1869 mit wachsendem Raum auf einem schmalen, überstreckten, übervölkerten Stamm-Inselbogen lastet und jetzt zwischen den Widerlagern Wladiwostok und Hongkong, von einer um Hawaii versammelten Riesenflotte der USA. verstärkt, zu einer schwindelnden Höhe der weltpolitischen Drucksäule steigt.

Denn in der auf der schlechtesten Weltkarte scheinbar so elegant um die Wiege der Völker, Asien, herumschwingenden Inselkranzkette gehören zwar bereits der Kurilen-Bogen, der Sachalin-Bogen, der Korea-Bogen, der Ryukyu-Bogen bis Formosa, der Karolinen- und Marianen-Bogen zum großjapanischen Reich; aber die Last der Blut- und Gutopfer trägt unter den über 100 Millionen des Reiches und den etwa 35 bis 40 Nordchina zugewandten nur das Stammreich mit heute mehr als 70 Millionen auf einem hochgenutzten, aber nur in den Nordinseln noch in seiner Tragkraft zu steigernden Boden. Eine solche Lage führt bei einer auch nur küstenmäßig ausreichenden Abschließung Chinas von den überseeischen Kraftlinien von außen her notwendig zu Überanstrengung und Überforderung, da niemand, auch nicht Japan auf die Dauer, auf Bajonetten sitzen kann, so viel man mit ihnen zu machen vermag — wenn sie die nötigen Flugstreitkräfte, Tanks und sonstigen technischen Mittel hinter sich haben. Alles kommt also darauf an, daß die Gunst des augenblicklichen Kraftliniengefüges

Nr. 52 Eisenbahnkarte der Mandschurei

über dem chinesischen Boden anhält, daß niemand sich über die Haltbarkeit der aufs höchste gespannten Fäden gegeneinander täuscht, daß die Widerlager halten. Japans Chinastellung ist gewiß mächtig verstärkt durch das von seiner Flotte beherrschte Binnenwehrgebiet des Ostasien vorgelagerten Küstenmeerkorridors.

Es ist nicht gut eindringen in diesen Raum zwischen Japansee, Gelbem Meer, Ost-China-See und Straße von Formosa für fremde Seestreitkräfte, die vor einer riesigen Mausefalle stehen, mit leeren Bunkern und vollen Kielen, mit dem nächsten Rückhalt in Singapore, in Pearl Harbour, mit vorgeschobenen Posten in Hongkong und Manila, und es ist nicht gut herausfahren aus Wladiwostok durch die schwer befestigten und verteidigten Engstraßen der Japansee oder auch die nebelumrauchten, sturmgepeitschten Kurilen. Dennoch wäre beides natürlich möglich, wenn es gelänge, die verdrängten fremden Kraftlinien mit den einem nationalen China verbliebenen Kräften zu einheitlicher Leistung zu-

sammenzufassen. An diese Möglichkeit glaubt niemand in Japan, und in China glauben daran wohl nur jene Träumer, die aus den bis jetzt dreißig Versagern des Völkerbundes nichts gelernt haben und von der „kooperativen, kollektiven Sicherheit“ Leistungen erhoffen, an welche die Väter dieses Fangwortes (Catchword) längst nicht mehr glauben, wenn sie je daran geglaubt haben sollten.

Das ist der wirkliche Stand des Kraftlinienspiels über China an der Jahreswende 1940, das im Laufe des jetzt über die Schwelle gesprungenen Jahres — des Jahres des Drachen für Ostasien — zum Guten oder Bösen entwirrt werden muß, wie es mit dem Experiment Wang Ching Wei versucht wird.

Vielleicht ist nirgends so fein wie im Fernen Osten das Talent entwickelt, durch Kompromisse einen Ausweg aus unmöglichen Lagen zu finden. Man denke etwa an das Bündnis Chiang Kai Sheks mit den Kommunisten und den Mördern seiner Getreuen in Sianfu, der „Stätte des Westlichen Friedens“. Zweifellos sieht er, daß die fleißigen Kulihände mit jedem Kilometer der Straße von Turkestan ins Herz Chinas dem Bolschewismus eine Kraftlinie bauen, wie die ozeanischen Kraftlinien heute Japan dienstbar werden. Aber an diese Fähigkeit werden Anforderungen gestellt, die den Weltfrieden und das ganze übrige Gleichgewicht des Planeten schwer belasten. Darum führt seine Hände an den Umrissen des eigenen Völkerschicksals entlang, wer die Kraftlinien des Fernen Ostens ertastet. Im Spinnennetz dieses Kraftliniengewebes hängt an besonders ausgesetzter Stelle viel umworben die eigenartige neue Festlandschöpfung der Mandschurei.

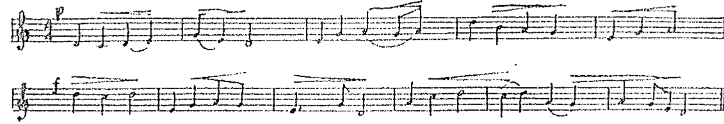
Dort bildet sich in der Stille das geopolitische Talent zur werdenden Großmacht aus, das ihr der japanische Außenminister Arita 1940 in öffentlicher Reichstagsrede bezeugte. Das könnte viele Chinesen nachdenklich machen, soweit sie noch immer davon träumen, daß ein solches Machtgebilde freiwillig in die mehr oder weniger dienende Rolle der „östlichen Provinzen“ zurückzukehren wünschen könnte.

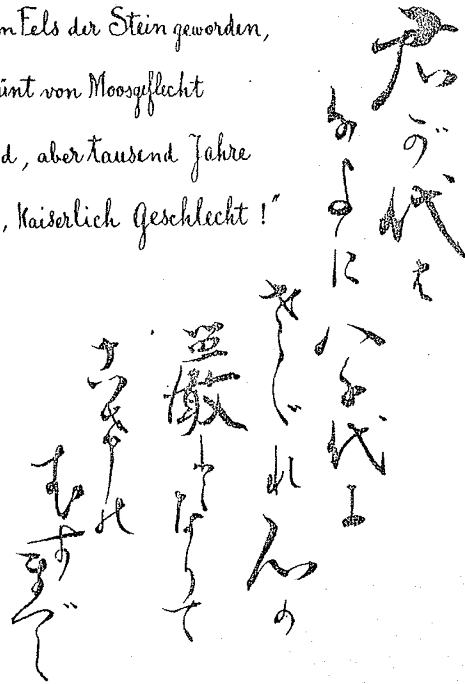
Tatsächlich aber hat Mandschukuo ohne viel äußeres Aufheben bald die Vierzigmillionenzahl überschritten, auf der Frankreichs ganze Großmachtgeltung dem Blute, wenn auch nicht dem Boden, dem Raume nach ruht. Das Reich entwickelt — freilich noch unter japanischer führender Hand — eine seiner weiten, an Bodenschätzen reichen und fruchtbaren Außenlandschaften nach der andern. Auf die (ausgezeichnet von Reichsbahnrat von Lochow in Nr. 2 der „Ostasiatischen Rundschau“, S. 31, geschilderte) eisenbahnpolitische Entwicklung in Jehol mit seinen 66585 qkm und 3635664 Einwohnern, die Doppelbasierung der Hauptstadt Chente zuerst südöstlich auf den eisfreien Hafen Hulutao, dann erst auf Peking (436 km, dann erst die nur 226 km nach Peking!) folgt nun ein viel größeres verkehrsgeopolitisches Erschließungswerk. Es vollzieht sich an den vier zusammen 426580 qkm großen Hsingan-Provinzen, ist auf drei Jahre berechnet und hat gewiß ebenso wie die Jeholbahnen strategischen Charakter, dient aber auch der Erschließung mächtiger Bodenschätze und Weidelandschaften. Gold, Kohle, Kupfer, Asbest, wahrscheinlich auch Öl gesellen sich zu der Opiumerzeugung Jehols, zu Baumwolle, Mais, Kauliang, Soya, Häuten und Wolle, dann medizinischen Kräutern und Holz im Norden.



Shinto-Priester auf dem Wege zum Meiji-Schrein am 3. November

JAPANISCHE KAISERLICHE HYMNE
君が代 (KIMIGAYO)





Die japanische Kaiserhymne:
Kimi ga yo wa / Chiyo ni ya chiyo ni / Sazare - ishi no / Iwao to narite
Koke no musu made

Noch beträgt die Volksdichte kaum ein Zehntel der japanischen; sie ist aber höher als die der Vereinigten Staaten und sehr ungleich verteilt. Die gewaltigen Wasserkraftwerke am Yalu und die Kanalprojekte im Anschluß an das Liauho-System, die Anshan mit seinen Stahlwerken, die Kohle von Fushun und Mukden mit dem Mündungshafen von Yingkou verbinden sollen (vorerst freilich nur für 300-t-Schiffe gedacht), zeigen, welche Möglichkeiten dort noch schlummern.

Dem Ganzen soll mongoleiwärts ein Raumpuffer vorgelegt werden, der auf 600000 qkm und etwa 6 Millionen Menschen berechnet ist, freilich noch eine gründliche Reform des verkommenen Lamaismus und eine Entseuchung (Syphilis) erfahren muß, ehe er aus seinen unvollkommenen Grenzrandverhältnissen zu politischem Eigenleben ausgestaltet werden kann.

Die zähe Tatkraft, mit der man solche Aufgaben angeht und sich auch durch Fehlschläge nicht abschrecken läßt, zeigt, wie sehr die Japaner dort die insulare Enge überwunden haben und zum Denken in Kontinenten fortgeschritten sind; sie zeigt auch, daß die Arbeit nur mit der „linken Hand" in China sich nördlich davon in vermehrte Wirkung des „rechten Armes" in Mandschukuo und der Mongolei (Meng Chiang) umsetzt (East Asia Economic News, Bd. II, Nr. 1).

Heikel wird nur die Abgrenzung mit den Kommunisten in Yenan werden! In Moskau darf man sich an solchen Eisenbahnendpunkten wie in Ostshingan, in Nordshingan, in Westshingan nicht stoßen, denn man hat sich ja selbst nördlich des Amur ein ostwärts mündendes Eisenbahndelta gebaut.

Dort also setzen sich sehr großzügige und weiträumige Kultur- und Machtgedanken auseinander, ebenso wie bei der Abgrenzung zwischen Mittel- und Osteuropa.

XVIII

大正
Taisho

Große Gerechtigkeit
Groß-Asiens Menschenrecht und Lebenswille am japanischen Beispiel

Entscheidend für Groß-Asiens Menschenwucht und Lebenswillen und beider Wert in den Waagschalen der Weltpolitik ist die Antwort auf eine ganz einfache bevölkerungspolitische Fragestellung im Fernen Osten, der darin für ganz Groß-Asien maßgebend ist und bleibt. Das ist das Urteil darüber, wie sich zwischen der Raumgier der russischen Führer — gleichviel, ob sie rot oder weiß oder „Radieschen", d. h. innen weiß und außen rot sind — und den Aufnahme-, Rest- und Rückhaltstellungen der überseeischen weißen Kolonialmächte die Einheimischen halten. Das bedeutet für die weltpolitische Praxis, wie sich die brodelnde, manchmal wie Wasser auf einer heißen Herdplatte verzehrte Menschenwucht Chinas im Ringen um neue Lebensform bei möglichst wenig Lebensraumverlust und der glühende Lebenswille und die Staatskraft des Japanischen Reiches auseinandersetzen und behaupten.

Das ist eine Gleichung mit nur einer Unbekannten, China, das schon Rudolf Kjellén als das große X in der bevölkerungspolitischen Gleichung des indopazifischen Bereichs bezeichnet hatte.

Denn Japan ist, wie die Sowjetbünde und die Angelsachsenreiche mit ihrer kolonialpolitischen Gefolgschaft, eine bekannte und festumrissene Größe. Seit Graf Komura 1909 im japanischen Reichstag seine große Rede über die japanische Großmachtzukunft, ihre Voraussetzung oder ihre Zerstörung hielt, weiß man, wie man mit Japan daran ist, oder kann es wenigstens wissen. Damals hieß es, Japan müsse zugrunde gehen, wenn es ihm nicht gelinge, Raum für wenigstens 100 Millionen Japaner zwischen den drängenden Millionen Chinas, Rußlands und der Vereinigten Staaten zu schaffen und den letzten rasseverwandten Mann unter der Sonnenflagge zu bergen. Diese Notwendigkeit, sich durch überlegenen Lebenswillen zwischen übermächtiger Menschenwucht zu behaupten, ist auch der Grund des jähen Hochschnellens der japanischen Volkszahl von einem Stauungszustand zur Verdoppelung in einem Menschenalter. Dieser Aufstieg ist — freilich durch allerlei Umstände unterstützt — ein Ausfluß bewußter Staatskultur und Staatsvergottung, nicht wie in China und Indien vorwiegend Ausfluß der Sippenpflege und sozialer Ordnungen.

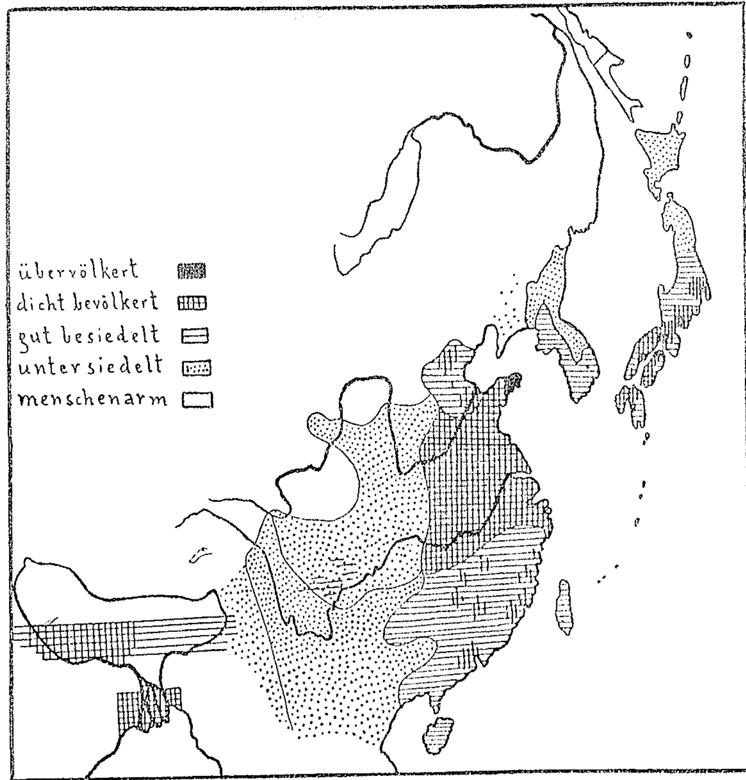
Er steigt aus ganz anderen Quellen — aus einer Reichsidee!

Die Tatsache also, daß die bevölkerungspolitische Reichserneuerung Japans, wie die übrige auf anderen Betätigungsfeldern, vor allem dem politischen Lebenswillen und Geltungsbedürfnis entsprang, daß sie sich als bevölkerungspolitischer Versuch mit einer im Völkerleben sonst ganz seltenen Vereinzelungsmöglichkeit unter Ausschluß von störenden Einwirkungen unmittelbarer Art vollzog — so sehr auch der Außendruck mittelbar als Antrieb wirkte —, berechtigt uns, diesen Vorgang als wichtigste Unruhe des bevölkerungspolitischen Uhrwerks in Ostasien und damit ganz Groß-Asiens gesondert unter die Lupe zu nehmen.

Aller störenden Nebenumstände entkleidet, zeigt dieser Versuch eine seltene Einheit des Bevölkerungskörpers und der Wachstumserscheinungen an ihm. Er läßt mit vollendeter Klarheit erkennen, wie innerhalb der eigentümlichen Dynamik des japanischen Rassen- und Volkskörpers gerade eine lebensgefährliche volksseelische Verletzung durch die materiell noch gar nicht fühlbare gewaltsame Öffnung des Landes den fieberhaften Wachstumsansatz hervorruft. Dabei mußte freilich das rasend schnelle Wachstum des Volkskörpers Hand in Hand gehen — trotz allen künstlichen und instinktiven Hemmungen, die eingebaut werden — mit einer teilweisen politisch-wirtschaftlichen und kulturpolitischen Umgestaltung dieses Volkskörpers. Die Wirkungstiefe der Hemmungen wird von fremden Beobachtern in der Regel überschätzt — und zwar je mehr sie nach Zeitungsausschnitten und Zettelsammlungen arbeiten!

Es ist ja auch durchaus nicht so, daß man in Japan blitzartig erst mit der Ankunft von Kommodore Perry die Außengefahr wahrgenommen hätte; der derbe Zugriff ließ nur das Abwehrbedürfnis in breiteren Volkskreisen wirksam werden. Handlungen wie die Nordexpeditionen von Mamia Rinsô und Mogami Tokunai, die Küstenvermessung und die Aufnahme der Reichskarte zu Anfang des 19. Jahrhunderts, Denkschriften, wie sie Uyehara aus dem 18. Jahrhundert über die Warnungen von Daimyos aus Anlaß des spanischen Chamorro-Vernichtungskrieges bringt: sie alle verraten deutlich genug, wie wach der Gefahreninstinkt für den bedrohten Lebensraum auch vorher schon bei einzelnen war. Auch Siebolds Landesverratsprozeß und Strafe ist eine Auswirkung davon!

Unter der Decke der von den Japanern selbst vielfach als überfeinert (effeminiert) bezeichneten sogenannten Yedo-, späten Tokugawa-Kultur, mit schwacher Volksvermehrung unter dem Eindruck einer Trägheitsstauung, die einmal in einem ganzen Jahrhundert nur wenig über 900000 Köpfe Zuwachs erlaubte (den Jahresdurchschnitt von heute), rührten sich also bereits die Kräfte, die den neuen Auftrieb vorbereiten halfen. Dazu gehörten die Romantik der Erneuerung der Shinto-Lehre und mit ihr des Kaisergedankens, die Ansätze zur Beseitigung des künstlichen Feudalgleichgewichts: des Reichsmarschallamtes in Händen der Tokugawa-Familie, die den Kaiserthron seit 1600 bevormundet hatte, reformatorische Bewegungen innerhalb des Buddhismus, agrarpolitische Dynamik und der wachsende Machtanteil der südwestlichen Klane (Gaufürsten) von Choshu und Satsuma, wie sonst auf Kyushu und Shikoku.



Nr. 53 Die Volksdruckverteilung in Ostasien

Der Aufbruch der Nation war ideologisch wie bevölkerungspolitisch vorbereitet; es fehlte eigentlich nur das Signal.

Dieses Signal: die fremden Kanonenschüsse auf Kagoshima und Shimonoseki, die französischen Lotungen vor Osaka, der Einzug der Fremden in die Vertragshäfen, rüttelte einen Volkskörper wach, der sich bis dahin durch zweieinhalb Jahrhunderte einer Art von Zauberschlaf in einem Bevölkerungsgleichgewicht von rund 26 bis 30 Millionen hingegeben hatte.

Diese 30 Millionen sind etwa die Zahl, die der wohltemperierte Boden der für die Rasse angenehmsten Siedlungslagen auf den Inselbögen ohne besondere Leistungen in einer ihm vollendet angepaßten Lebenshaltung ernähren konnte. Sie schnellte nun durch Geburtenüberschuß in rascher Folge von einem Tiefstand von etwa 26 Millionen (1854) auf die mehr als 70 Millionen der eigentlichen Inselbögen, die über 100 Millionen des Gesamtreiches mit Außenjapanern von 1940 empor. Weder die Reisdecke noch die Meerernährung, beide zusammen die Hauptnahrungsgrundlage des Reiches bildend, konnten mit dieser Volksvermehrung Schritt halten. Der unmittelbar bodenernährte Bevölkerungsanteil sank

auf 57 und 48%, der Verstädterungsanteil stieg entsprechend, im Gegensatz zu den etwa 20% von China, 11% von Indien.

Dadurch mußte — im Gegensatz zu der früher zweifellos vorhandenen größeren Einheit in der Auffassung der Lebensvorgänge innerhalb der drei größten Monsunländer — eine Spannung zwischen der japanischen Volksseelenstimmung einerseits, der chinesischen und indischen andererseits auch hinsichtlich volkspolitischer Grundanschauungen entstehen. Sie wird im allgemeinen, wenn man das gelbe oder farbige Gespenst an die Wand des Abendlandes malt, viel zu wenig beachtet, ist aber seit 1937 bis 1940 kaum mehr zu übersehen.

Drohender als über den festländischen Gebieten schwebte über dem meerumfluteten Inselreich das Schicksal der meisten pazifischen Rassen, das Stevenson in seinem Südseebuch in dem Stück: „Entvölkerung" (Depopulation) wohl mit der glänzendsten schriftstellerischen Begabung unter allen weißen Beschreibern dieser furchtbaren volkspolitischen Erscheinung und Folge des Einbruchs der weißen Rasse geschildert hat.

Was rettete vor solchem Schicksal die japanischen Stände, wie sie in ihrem Bevölkerungsstillstand mit allen Zahlen für die Tokugawazeit Etsujiro Honjo (Kyoto University) nach besten Quellen zeichnet? — denn die Japaner sind früh leidenschaftliche Statistiker gewesen und besitzen Zivilstandsregister (Koseki) aus Zeiten (702), in denen man bei den heutigen europäischen Mächten nur rohe Bevölkerungsschätzungen kannte, wie etwa die karlingische (vgl. Nachods Geschichte). Es war und bleibt das große bevölkerungspolitische Wunder: die gewollte und gekonnte Umkehr! Den übrigen Ständen, der Blüte der Geschlechter (Kwazoku) und dem Nährstand im weitesten Sinn (den Heimin, die sich über den Eta, Hinin und anderen Kastenlosen schichten), ging in der Erkenntnis der Goetheschen Lehre „Stirb und werde!", obwohl er dies Wort niemals gehört hatte, der zweite Stand voraus: die Shizoku, die Samurai und Hatamoto mit ihrem Ronin-Anhang, den „Wellenkriegern". Indem diese Familien sich tatsächlich fast bis zur Selbstzerstörung ihrer Daseinsgrundlagen dem Staate opferten, eroberten sie ihn, durchdrangen ihn mit ihren besten Eigenschaften und traten selbst am leidenschaftlichsten in die Volksvermehrung ein, an der sie sich bisher wohl in der Tokugawazeit am lässigsten beteiligt hatten.

Denn dem Stande der Samurai entsprossen die „Karo" (Hausminister) der 278 Feudalherren, deren größter Teil die Reichserneuerung förderte und stützte. Sie tat sich kund in einer seit 1872 von 33,111 Millionen aus in ununterbrochener Kurve aufschwingenden Volksvermehrung.

Bis gegen 1854 aber hatte die gleiche Bevölkerungsschicht, die unter den Feudalfürsten der Kwazoku praktisch die Herrschaft ausübte, nichts gegen die Stauung unternommen, die man von den beiden Edikten Yoshimunes, des 8. Tokugawa-Shoguns, von 1721 und 1726 ab über genaue Orts-, Flur- und Einwohnerverzeichnisse fast lückenlos verfolgen kann, wenn auch natürlich noch manche Fehlerquellen ausgewogen werden müssen.

Danach belief sich der Bevölkerungsstand 1721 auf 26065425 Köpfe, mit einem Höchstspielraum von 2600000 für die zum Teil ausgelassenen Herrenschichten

der Hofadelsgeschlechter (Kuge) und Samurai, für die Gebiete Hokkaido und Ryukyu und für die Unterklassen der Eta und Hinin. Aber auch bei seiner vollen Einrechnung bleibt die Gesamteinwohnerzahl innerhalb der Schwankung, die beständig um diese Höhe liegt, 1792 auf 24891441 sinkt, 1828 wieder 27201400 erreicht, und 1846 auf 26907625 fällt, kurz im ganzen innerhalb eines Jahrhunderts in einem Stauungszustand beharrt, während dessen Dauer Herrschaftssystem und Gleichgewicht der Lebenszustände sich nicht änderten. Jedenfalls hielt sich Menschenwucht und Lebenswille innerhalb einer Schwankungsweite von 28 bis 30 Millionen, die oft unterschritten, nie überschritten wurde und sichtlich den herrschenden Ständen als eine Art Bestzustand der Besiedlungsdichte galt.

Forschungen, die von dem Zeitpunkt der Bevölkerungsaufnahmen Yoshimunes ab noch auf etwa 80 Jahre weiter zurück in den großen Lebensgebieten von Kaga, Mutsu, Osumi, Bizen, Iga, Ise, Yamashiro, Yamato und Shimosa, Awaji und Awa, Dewa, Mutsu angestellt wurden, ergaben, daß die Volksvermehrung damals in den einzelnen Gauen verschieden stark war, im Gegensatz zu der zweiten Hälfte des Tokugawa-Regimes, wo die Rasseneinschmelzung schon größere Fortschritte gemacht hatte. Jene Abschließungszeit wurde also instinktiv zum Verdichten und Verschmelzen der Rasse, zum Ausgleich benutzt, nach dessen Vollendung innerhalb einer zweieinhalb Jahrhunderte währenden Friedenszeit eine neue Volksvermehrung einsetzen konnte.

Aber diese Friedenszeit mit ihrer Abgeschlossenheit lastete; sie brachte zwar eine feine Nachkulturblüte im Stil des Rokoko hervor, drückte jedoch den Vermehrungstrieb herab und lähmte den Willen. Der Kampf ums Dasein war schwer; künstliche Fehlgeburten (Zeugnis von Bach), ja Kindermord waren an der Tagesordnung, das Kinderkriegen galt als unvornehm. Heute ist Japan immer noch das Kinderparadies, als das es schon bald nach der Aufschließung und Umkehr des Volksvermehrungswillens den ersten Beobachtern von außen her erschien. Gerade die durch Außendruck entstandene Schärfe des Daseinskampfes trieb die Ziffern des Lebenswillens empor zu den so vielen drohend erscheinenden, jetzt aber wieder leise Ermattungsspuren zeigenden Zahlen der Gegenwart (Zurücksinken 1939).

Was die friedenstrahlende Sonne zweier umhegter Jahrhunderte nicht vermochte, konnte der Sturm einer jählings die Randlage ablösenden Gefahrlage bewirken: das Wunder einer volkspolitischen Umkehr, einer Wiedereinfügung in die jäh wachsenden Volksvermehrungszahlen der anderen Volksgruppen der Monsunländer, neben denen Japan zurückzufallen im Begriff war. Das ist es, was das japanische Beispiel so lehrreich für uns in Mitteleuropa macht, daß wir angesichts eines auch anderwärts nachzuahmenden Vorbildes über die wirtschaftliche Wettbewerbsgefahr hinwegsehen können, die dadurch entsteht.

Denn nicht durch Ducken unter das Wetter hat Japan die Gefahren überstanden, sondern dadurch, daß der Volkswille zu verstärktem Leben der Drohung außenpolitischer Überflügelung antwortete mit einer Steigerung von Menschenwucht und Wachstum und mit dem großartigen Raumforderungsprogramm von 1909, das die Welt schweigend hinnahm, wie sie sich bequemte, die Vormund-



Nr. 54 Siedlungsdichte und Volksdruck zu Beginn der Taisho-Zeit

schaft über Korea, Mandschukuo, Jehol und Chahar-Teile als vollzogene Tatsachen mehr und mehr hinzunehmen. Dem russischen Ostbahnverkauf stehen die amerikanischen, britischen und deutschen Handelskommissionssendungen in diese Einflußgebiete würdig zur Seite.

Die Erneuerung des Lebenswellens zunächst in der Richtung auf das Bereitstellen größerer Menschenmassen vollzog sich also im japanischen Fall nicht

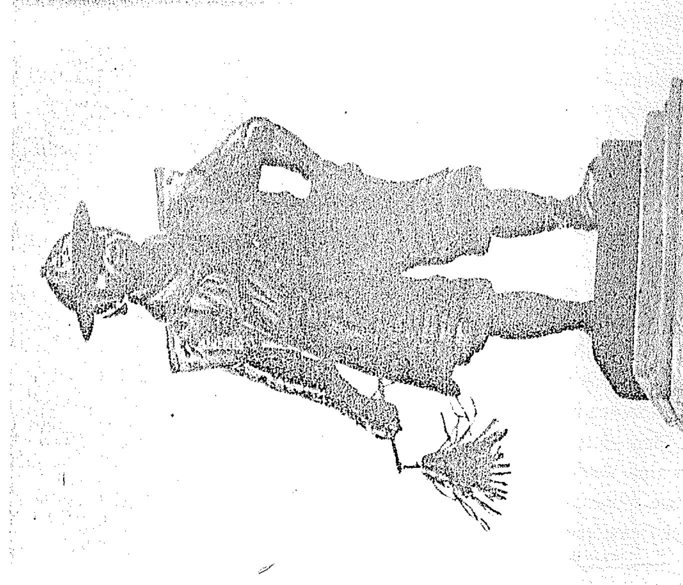
willkürlich, sondern als Gegenschlag unter dem Druck der größten außenpolitischen Gefahr innerhalb einer zweieinhalbtausendjährigen Geschichte, die den Reichs- und Volksbodengrenzen durch imperialistische Großmächte drohte. Sie zeigte sich auf einem Raum von rund 382000 qkm, von denen aber fast 100000 als Raumreserve gelten konnten, da der erdraumverwöhnte Japaner das Siedeln in nördlichen, kalten Ländern mit unsicherer Reiskultur ablehnte. Dieses Los traf z. B. die weit untersiedelten rund 78000 qkm der Nordinsel Hokkaido (Yezo) und etwa 22000 qkm von Nordhonshu, trotz dem Druck einer Gesamtvolksdichte, die damals etwa der heutigen Durchschnittsdichte des Deutschen Reiches in den richtunggebenden Gauen entsprach. Heute umfaßt das Reichsgebiet mit den einverleibten Teilen rund 675000 qkm, der Volksdruck beträgt im Reich 135, im Stammland 170 je qkm, bei über 100 Millionen Reichseinwohnern und einem Zuwachs von mehr als 1 Million jährlich bis 1938. Außerdem aber schöpft das Reich Rohstoffe aus etwa $1^1/_2$ Millionen qkm Festlandraum und bedient sich wenigstens der Arbeitskraft der dort rasch wachsenden Bevölkerung von nahezu 40 Millionen.

Damit wird die Menschenzahl der Vereinigten Staaten übertroffen; sogar die der Sowjetbünde mit gegen 170 Millionen (1939) rückte in erreichbare Ausgleichsnähe bei viel größerer Raumintensität Japans. Allerdings bedingt diese Raumintensität bei scharfem Industrialisierungstempo in weiten Gauen Volksdichten, auf das anbauwürdige Land umgerechnet, von bis zu 970 auf den qkm, da mindestens 27% der Bodenfläche als Folge des Vulkanismus nicht anbaufähig sind. So bebt denn, bei unwahrscheinlichen Verstädterungsgraden von 1950 bis 2220 je qkm der Großstadtgaue, der Volkskörper vor Drucküberlastung, namentlich um die Inlandsee. Er vermag aber in den Festlandgebieten mit ihrem beim Japaner unbeliebten nördlichen, kontinentalen und zum Teil Höhenklima keinen Auspuff zu finden, während in der Südsee zu den etwa 50000 Chamorro- und Kanakenresten mit stehender Volksvermehrung im Inselmandatgebiet bereits 60000 bis 70000 Japaner mit rasch wachsender Geburtenzahl als Siedler getreten sind: ein Verhältnis zu der Zahl der früheren Bewohner, das in Korea und der Mandschurei nicht erreichbar wäre.

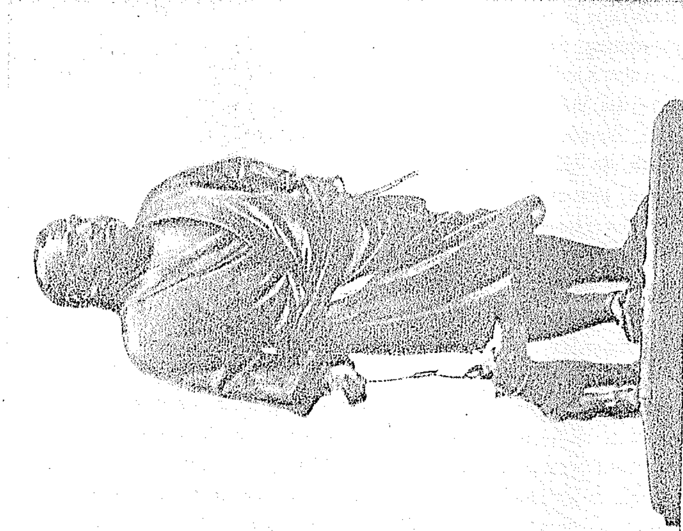
Solche Beispiele zeigen, wie mißlich es ist, ohne allseitigen, nicht nur zahlenmäßigen Überblick über Fernostlagen Vorhersagen über bevölkerungspolitische Vorgänge in und um Japan zu machen. Das eindrucksvollste unter diesen Beispielen ist die Geschichte des Bevölkerungssprunges vom Stillstand des letzten Tokugawa-Jahrhunderts bis zum Tempo der Vermehrung und Reichserweiterung von heute.

Jeder Statistiker und Soziologe hätte, noch dazu bei dem krato-politischen Zwitterzustand, wie er von 1600 bis zum Beginn der Meiji-Ära (1868) bestand, den Japanern den unausweichlichen Rassentod und Bevölkerungsschwund geweissagt, ganz wie es nach dem Kriege für Mitteleuropa geschah.

Statt dessen riß der jäh wieder aufflammende Lebenswille eines stolzen Volkes die Vermehrungszahlen und die Menschenwucht mit sich empor, bis er heute, wenn auch nur mit über 70 Millionen staatsbewußter Einwohner, immerhin

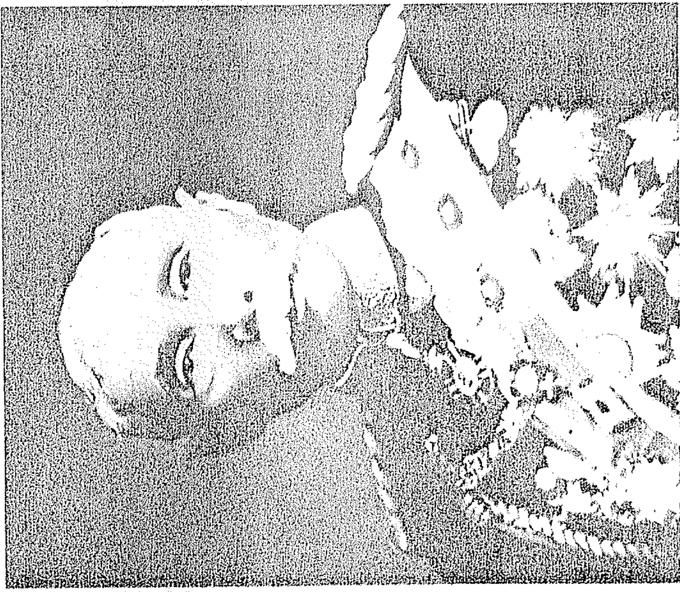


Denkmal des Fürsten Mori in Yamaguchi



Standbild des Feldmarschalls Saigo in Tokyo





Die vertrauten Berater des Kaisers Meiji

Fürst Ito — Feldmarschall Fürst Yamagata

an der Spitze eines Menschenkeiles von rasch wachsenden 140 Millionen steht. Damit hat er den trägeren Lebenswillen der seinerzeit gewaltsam eingedrungenen Erschließer von jenseits des Pazifik überwachsen und wenigstens die unerläßliche Lebensraumweite hinter sich zu stellen gewußt — ganz, wie es 1873 Saigo und 1909 Komura gefordert hatten.

Endzweck dieser Ausführungen war, auch den bloß statistisch eingestellten Bevölkerungspolitiker zu überzeugen, daß man mit reiner Statistik, mit mechanistischer Auffassung irgendwelcher Art, mit bloßem Maß und nackter Zahl gegenüber der japanischen Reichspolitik und Volkspolitik großen Irrtümern ausgesetzt ist, und daß sie nur im Rahmen der gesamten Staatskultur bei allseitiger Überschau im Vollbewußtsein des Vorwiegens unwägbarer Werte betrachtet werden sollten.

Es ist weit eher möglich, ihnen aus dem Ideenkreis des Dritten Reiches heraus nahezukommen, als aus irgendwelchen rein mechanischen, etwa von Mehrheitsgrundsätzen oder dem Prinzipat der Wirtschaft ausgehenden Erwägungen. Diese werden immer zur Überschätzung z. B. der politischen Macht der großen Finanzfamilien führen, die doch in Wirklichkeit vor dem durchaus nationalsozialistisch eingestellten Willen der zahlen- und wirtschaftsmäßig unendlich viel schwächeren Führer der Samurai, der sozialen Wehrträger, der Vorkämpfer des „Kôdô" (Königsweges) sehr oft die Segel streichen müssen. Nicht soziologische Praktiker und Wissenschaftler und auch nicht Wirtschaftsführer haben in Wahrheit das Wunder des Wiederansteigens der Lebenskraft gewirkt, sondern der Wille eines armen stolzen Standes zur eigenständigen Staatskultur und Volksdauer — um jeden Preis!

Vierter Teil

Einwölbung und Krönung
Zukunft des Reichsbaus

XIX

夢の跡又は化物屋敷

Yume no ato oder Bakemono-Yashiki?

Stätten großasiatischer Träume oder Gespensterbaustätten?

Als der große japanische Lyriker Basho über das Schlachtfeld von Sekigahara schritt, da formte er an der Stätte, wo so viele Krieger ins wehende, hohe Gras gesunken waren — davon über 40000 frühere Kameraden des Siegers Jyeyasu Tokugawa —, das wehmütige Kurzgedicht: „O Du Sommergras! Schwertfreudiger Männer nun Stätte der Träume!" („Natsukusaya tsuwamono domo ga yume no ato!")

Viel, viel mehr Krieger als bei der für zweieinhalb Jahrhunderte letzten Bürgerkriegsschlacht von 1600 waren von der wehrhaften Jugend Japans 1904/05 auf den Bergen und Ebenen der Mandschurei und vor Port Arthur (Ryojun) gefallen, das mir noch 1909, fünf Jahre später, als Ort des „Teufelspflügens" gezeigt wurde.

Von Ryojun und von Dairen aus aber lief nach Norden ein Geleise, das damals fast in freiem Felde — nahe der heutigen mandschurischen Hauptstadt Hsinking — an der russischen Spurweite endete: die damalige Südmandschurische Eisenbahn, seitdem längst zu einem der besten Unternehmen des Japanischen Reichs geworden, zu einer werbenden Anlage ersten Ranges (XVII). Damals aber, als ich sie in Tagen einer ernsten chinesisch-japanischen Spannung befuhr — in die der Anlauf zu einer japanisch-russischen Aussöhnung aus beiderseitigem Zorn über amerikanische Übergriffe nach dem ganzen mandschurischen Bahnnetz hineinspielte —, gab es als einzigen Zuweg zu ihr von Korea aus eine 1904/05 erbaute, 1909 schon sehr schadhafte Berg-Tal- und Wiesen-Feld-Bahn. Sie war hinter der Armee Kuroki her angelegt worden und wurde erst 1910 von einer richtigen Vollbahn abgelöst. Damals nannte man den werbenden Aufbau jenseits von ihr mit kurzsichtigem Spott in Kreisen japanischer Reichstagsparteien und Presseleute: „Bakemono-Yashiki" (Gespensterwerkstatt oder -baustätte).

Längst hat sich diese vielseitige Unternehmung in eine umgekehrte Wachstumsspitze des Inselreichs festlandeinwärts verwandelt, und am 4. 1. 1940 hat ein mandschurischer Scheck über 5,8 Millionen Yen das letzte Recht Rußlands

an dem großen Unternehmen getilgt, das einst zum Gerüst einer russischen Wachstumsspitze zu den warmen Meeren des Fernen Ostens hatte werden sollen, aber von den Japanern einfach umgekehrt worden war.

Unter den Überschriften: „Weiterer Streitfall in Fernost beigelegt — Mandschukuo zahlt Restsumme für Kauf der Ostchina-Bahn" schilderte Otto Moßdorf rückblickend den letzten vollendenden Schlag:

4. 1. 1940

Wie die russische Agentur Taß mitteilt, ist die Restsumme von 5,8 Millionen Yen für den Kauf der Ostchinesischen Bahn von der mandschurischen Regierung auf das Konto der sowjetischen Botschaft in Tokio eingezahlt worden. Damit sind die mit dem Verkauf dieser Bahn zusammenhängenden bisher strittigen Fragen endgültig geregelt.

Die zaristische Regierung hatte schon immer das Bestreben, das im Fernen Osten gewonnene Kolonialgebiet mit dem Schienenstrang an Europäisch-Rußland anzuschließen, nachdem der Ausgang zum Stillen Ozean bei Wladiwostok gefunden war. Diesem Bestreben entsprach der Bau der Sibirischen Bahn. Die mit China abgeschlossenen Grenzverträge hatten jedoch zur Folge, daß der Schienenstrang nördlich des Amur im Bogen herumgeführt werden mußte, wollte man Wladiwostok mit dem Baikalsee verbinden. Um zu einer kurzen Verbindung zu gelangen, wurde mit China in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Vertrag zum Bau der Ostchinesischen Bahn abgeschlossen, die in fast gerader Linie von Mandschuli im Westen nach Pogranitschnaja im Osten durch die Nordmandschurei führte und weiter über Nikolsk—Usurisk—Wladiwostok erreichte. 1896 vollführte der (spätere) Zar selbst den ersten Spatenstich für die Bahn in Wladiwostok. 1898 erwarb Rußland das Pachtgebiet Liautung am Chinesischen Meer und gleichzeitig das Recht, von der Ostchina-Bahn eine Abzweigung von Harbin nach Süden über Mukden nach Dairen zu bauen. Diese Anlage war bei Beginn des Russisch-Japanischen Krieges fertiggestellt und hat der russischen Kriegsführung viele Vorteile gebracht. Japan erhielt dann als Siegesbeute das Liautunggebiet und den Teil der Südmandschurischen Bahn von Dairen nach Norden bis Changchun — das heutige Hsinking. Der Rest blieb als Ostchinesische Bahn in paritätischer Verwaltung Rußlands und Chinas.

Während der Interalliierten Expedition in Sibirien von 1918 bis 1922 wurde die Ostchina-Bahn einer internationalen Verwaltung unterstellt. Die Verträge von 1924 zwischen China und Sowjetrußland stellten das frühere paritätische Verhältnis wieder her. 1929 wollte China die Bahn allein in Besitz nehmen, mußte aber vor dem Vorstoß sowjetrussischer Streitkräfte zurückweichen. Der japanische Vorstoß in die Mandschurei 1931 führte auch über die Ostchina-Bahn in nördlicher Richtung bis zum Amur hinaus. In Moskau sah man den zweifelhaften Wert des weiteren Mitbesitzes an der Bahn ein und erinnerte sich an einen Ausspruch Lenins, der von der verfluchten Bahn gesprochen haben soll, die man verkaufen sollte, wenn man einen anständigen Preis dafür bekäme.

Tatsächlich trat Moskau 1933 mit einem Verkaufsvorschlag an Japan heran. Japan, das gleichzeitig die Interessen des neuen Kaiserreiches Mandschukuo vertrat, ging darauf ein. Es kam zu Verhandlungen. Zunächst gingen die beiderseitigen Kostenvorschläge sehr auseinander: Moskau forderte 500 Millionen, Japan bot nur 50. Schließlich einigte man sich ungefähr auf die Mitte im Verkaufsvertrag vom 23. März 1935. Die mandschurische Regierung erklärte sich zur Zahlung von 140 Millionen Yen in japanischer Währung bereit. Damit gingen alle Rechte auf die Bahn an sie über. Japan trat dabei als Garant des Vertrages auf. Es zahlte als erste Anzahlung einen Barscheck an Moskau, der Rest sollte in Warenlieferungen getilgt werden. Da Japan mit diesen Lieferungen in den letzten Jahren im Rückstand blieb, entstand der neue Konflikt um die Bahn. Diesen Verzögerungen in den japanischen Lieferungen lagen politische Ursachen zugrunde, die sich aus den fortdauernden Grenzverletzungen durch sowjetrussische Truppen und Konfliktsstoffen auf anderen Gebieten herschrieben.

Nun, wo Japan und Rußland zu einer Generalbereinigung aller Konflikte übergegangen sind, hat auch der Konflikt um die Ostchina-Bahn seine endgültige Bereinigung gefunden. In London wird man diese Entwicklung wieder sehr mißmutig aufnehmen, kann aber den Tatsachen gegenüber nichts unternehmen. Letzten Endes wird auch diese japanisch-russische Einigung im Fernen Osten Englands Stellung in Fernost noch mehr schwächen als bisher.

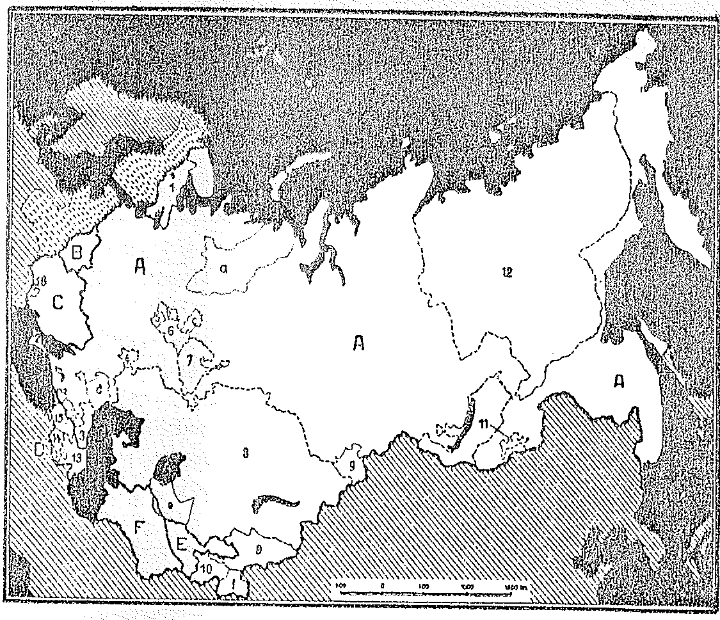
Die Ostchina-Bahn ist in die Verwaltung der Südmandschurischen Bahn übergeführt worden und trägt seitdem den Namen Nordmandschurische Bahn. Die Länge der Bahn beträgt 1732 km. Die Strecke von Hsinking bis Harbin wurde von Tausenden von Kulis in der kurzen Zeit von drei Stunden von der breiten russischen auf die Normalspur umgenagelt. Das waren immerhin 240 km. Heute fahren die Schnellzüge der Südmandschurischen Bahn, so der Stromlinienzug „Asia", von Dairen bis Harbin im 110-km-Tempo. Die Südmandschurische Eisenbahn, die mit 400 Millionen Yen Kapital begonnen hat, erhöhte ihr Kapital erst kürzlich auf 1400 Millionen.

Diese ursprünglich gegen das Inselreich aufgebaute Wachstumsspitze der Festlandsmacht, „eine auf die Brust Japans gerichtete Pistole", zielte deutlich auf die Wegnahme der bereits 1894/95 so gut wie gewonnenen Landbrücke in Korea. Nachdem Japan aus der Südspitze der Mandschurei und aus Weihaiwei 1896 wieder herausgenötigt worden war, brachten die chinesischen Übergriffe in Korea 1904 die ganze Lawine ins Rollen, die schließlich in der Richtung des vermeintlich geringsten Widerstandes alle Schritte des Inselreichs aufs Festland verursachte. Aus diesem chinesischen Übergriff in Korea wie dem russischen in der Mandschurei, der bereits Nordkorea und die Waldkonzessionen am Yalu mit umfaßt hatte, wuchs der japanische Vorstoß festlandeinwärts als Gegenwirkung. Er führte zuerst über die 1904/05 erkämpfte, 1909 einverleibte Landbrücke hinweg, nach einer Eigengesetzlichkeit, die wir nun als solche aus dem Verlauf der japanischen Reichsgeschichte und den Anläufen zur Verkörperung ihrer Idee deutlich erkannt haben.

Nicht als ob es an Vorwarnungen gefehlt hätte! Noch ehe das erneuerte Reich annähernd fest genug gefügt war, um einen Festlandvorstoß zu wagen, versuchte Feldmarschall Saigo, es 1874/75 in die Bahn eines Krieges gegen Korea fortzureißen. Die Rückkehr der Mission Ito-Iwakura von Europa verhinderte den damals gewiß voreiligen Versuch, der dann 1877 in der Satsuma-Rebellion nach innen verpuffte, aber zu weiteren Spannungen in den achtziger Jahren und 1894 zum Chinesisch-Japanischen Kriege um Korea führte.

Die Rache des chinesischen Vizekönigs Lihungtschang für seine Niederlage, die er durch die Russen auszuführen gedachte, war das Li-Lobanow-Abkommen, das in einem weitgehenden, in seinem Wortlaut erst 1922 den Chinesen entrissenen Geheimvertrag die ganze Mandschurei mit verhängnisvollen Landkonzessionen dem russischen Bahnbau überließ und ihre Verkehrshoheit preisgab. Damals verlor China die Mandschurei dem Geiste nach! Als Japan durch seinen Sieg in diese Rechte eintrat, da lag ihm Ostasien und der Weg zur Schöpfung des mandschurischen Pufferstaats, zur Inneren Mongolei, nach Nordchina und zur Küstenblockade offen, den es dann von Etappe zu Etappe beschritt: von einem festen Sprungbrett, in das sich jeweils das letzte Traumziel gewandelt hatte, zur nächsten Gespensterbaustatt gelockt. Auf diesen Gespensterbaustellen liegen vieler japanischer Krieger Traumstätten!

Der erste Übergriff aber steht auf dem Schuldkonto von Chinesen und Russen allein! Er bewirkte den Sündenfall, als Zarenrußland, das am 19. Mai 1891 durch den damaligen Zarewitsch, den späteren Nikolaus II., die erste Karre Erde zum



A. Russischer sozialistischer Rätebundesstaat (RSFSR.)
1. ASSR. Karelien
2. ASSR. der Krim
3. ASSR. Dagestan
4. ASSR. der Wolgadeutschen
5. ASSR. der Tschuwaschen
6. ASSR. der Tataren
7. ASSR. Baschkirien
8. ASSR. Kassakien
9. ASSR. Kirgisien
10. ASSR. Tadschikien
11. ASSR. Burjätomongolien
12. ASSR. Jakutien
B. Weißrußland (BSSR.)
C. Ukraine (USSR.)
16. ASSR. Moldau
D. Transkaukasien (SSFSR.)
13. ASSR. Aserbeidschan
14. SSRA. Armenien
15. GSSR. Georgien
E. Usbekistan (UsbSSR.)
F. Turkmenistan (TurkSSR.)
ASSR. Autonome Sozialistische Sowjet-Republik

Nr. 55 Sowjetrußland mit seinen Ozeanpforten (nach Obst)

transsibirischen Bahnbau in Wladiwostok bei seiner Rückkehr aus dem Fernen Osten hatte führen lassen, die Hand auf die Liautung-Halbinsel an der Südspitze der Mandschurei legte, die zuerst nur auf russischem Boden geplante Linie direkt durch die Mandschurei von Mandschuria nach Progranitschnaja führte und dann über Charbin—Mukden nach Süden auf Dalny abbog.

Damit hatte Rußland in mühseligen Anläufen, die seit 1872 seine Ämter beschäftigten, zuletzt dem Japanischen Reich das nordostasiatische Eisenbahn-Delta gebaut, das es — zusammen mit Berg- und Stromfahrtrechten — zu jenem vielfältigen Netz von Servituten verflocht, die nach Ratzel der Raumerweiterung voranzugehen pflegen.

Dem kontinentalen russischen Empfinden war die im Jahre 1643, also lange vor dem Fenster zur Ostsee (1700) geöffnete und erreichte pazifische Ausfallpforte geraume Zeit mehr als eine Hintertür des weitläufigen Reiches erschienen, so zukunftsreich für wenige Einzelne sich die pazifische Stellung des Zarenreiches anließ, die in ihren besten Tagen nicht nur Alaska umfaßte, sondern weit darüber hinaus sich in der Gegend des heutigen San Francisco mit den Spaniern an-



Fürst Katsura
Ministerpräsident und Feldmarschall des Kaisers Meiji



Graf Kodama
Generaloberst im Russisch-Japanischen Krieg

einanderzulegen strebte, um Amerikanern und Briten den Durchbruch zum pazifischen Gestade abzuriegeln. So jung ist in Wahrheit das heute so unentrinnbar scheinende Machtnetz der USA. über dem Pazifik, und ihre ganze nördliche Drohstellung gegen Japan ist ein russisches Erbe; wie auch die Hauptstützpunkte auf den Aljuten und bei Fairbanks und Sitka.

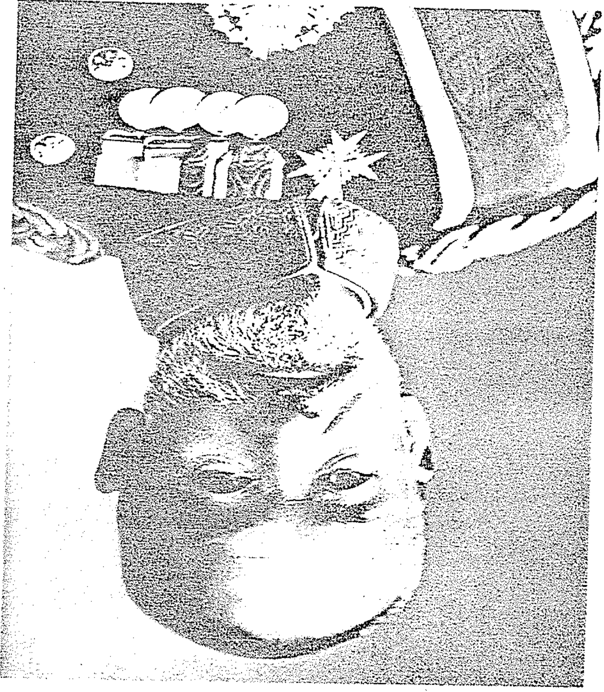
Die erste Voraussetzung für die Verwirklichung einer ostasiatischen oder gar panasiatischen Sendung Japans war also das Zurückdrängen der Russen mindestens bis zum Amur, auch wenn der Schönheitsfehler „Wladiwostok" (Beherrscherin des Ostens) seit 1849 tief in das Antlitz des Fernen Ostens gegraben blieb. So teilten sich USA. und Japanisches Reich zunächst in russisches Erbe, ehe Japan seine Wendung gegen China vollzog.

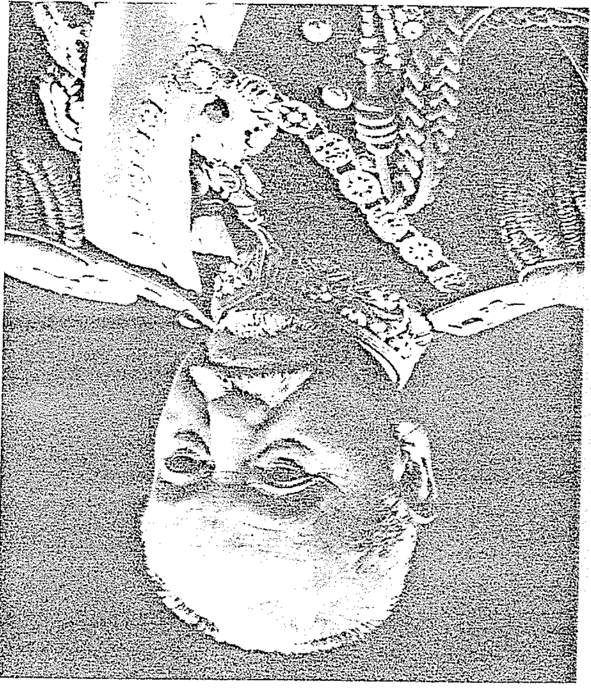
Was immer heute ihre Presse zetert: die großen englisch redenden Seemächte haben Japan zuerst, seit 1807 schon, dann intensiver seit 1853, aus seinem Beharrungszustand aufgestört und auf die Bahn der Ausdehnung festlandeinwärts gedrängt, dadurch, daß sie ihm die wesensverwandtere ozeanische Ausdehnung verschlossen. Das geschah zunächst durch die Besitzergreifung von Hawaii, dann die Einwanderungsverbote in den Vereinigten Staaten, in Australien, Neuseeland, Kanada, in der Südsee.

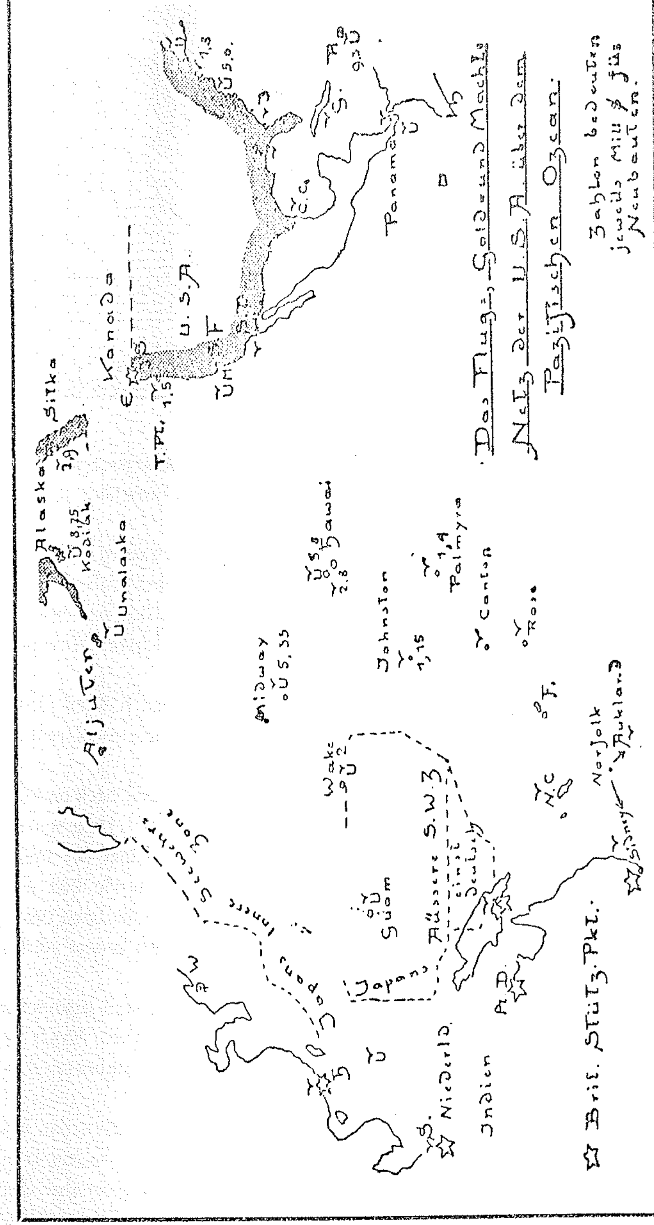
Dann gab England plötzlich, aus kurzsichtigen Neidantrieben seiner europäischen deutschfeindlichen Politik und dem Raumwucherinstinkt Australiens folgend, das vollkommen unfähig war, die eigenen Räume zu erfüllen und pfleglich zu behandeln, den ozeanischen Widerstand gegen Japan teilweise auf, nachdem es ihm schon 1895 den Erwerb der Tropenübergangsstation Formosa ermöglicht hatte, dabei freilich hoffte, zusammen mit den USA. Japan in dauernder Schuldknechtschaft halten zu können.

1914 begann in der Südsee das britisch-japanische Wettrennen nach den einzelnen Trittsteinen des deutschen Südseereiches, das am Äquator in einen sehr ungleichen Löwenvertrag auslief. Aber der Irrtum Englands über einen kurzen, durch die russische Dampfwalze in Berlin zu beendenden Krieg befreite Japan aus der Schuldknechtschaft und setzte seine im Weltkrieg gesparten Kräfte für das sibirische Abenteuer frei.

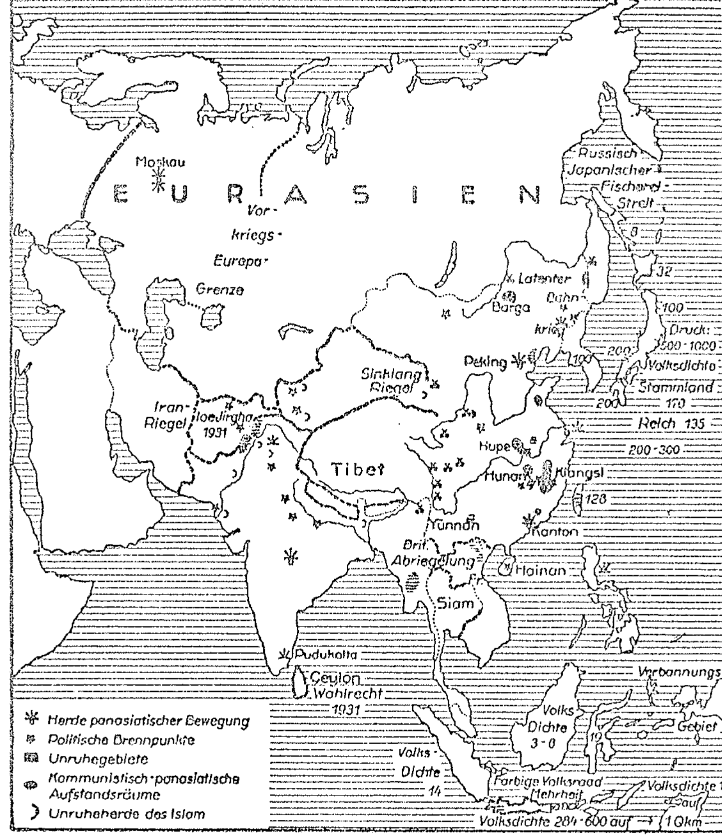
Dort aber lähmte angebliche amerikanische Mittätigkeit die japanische Vorstoßkraft und zog schließlich in der Konferenz von Washington zunächst auch der Festlandsausdehnung Japans und seiner Seerüstung Schranken. Die deutsche Shantung-Stellung, das bereits in Besitz genommene Wladiwostok wie Nordsachalin mit seinem Öl und seinen Fischereigründen mußten zwischen 1922 und 1925 zurückgegeben werden; kaum daß es gelang, eine ähnliche Entwertung der Palau-Inseln durch einen US.-amerikanischen Stützpunkt in Yap wie seinerzeit der Marianen durch Guam abzuwehren. Wie Italien im Mittelmeer hatten im Fernen Osten die Leitmächte des Völkerbundes, Britenreich und Frankreich, mit stiller Teilhaberschaft der USA. eine Großmacht, Japan, aus der ersten Weltmachtreihe wieder in die zweite zurückgedrängt, um ihren Beuteanteil betrogen und damit die Grundlagen zu ihrer Kooperation mit den Besiegten von 1919 geschaffen.


Marschall Nogi


Admiral Togo, der Sieger von Tsushima



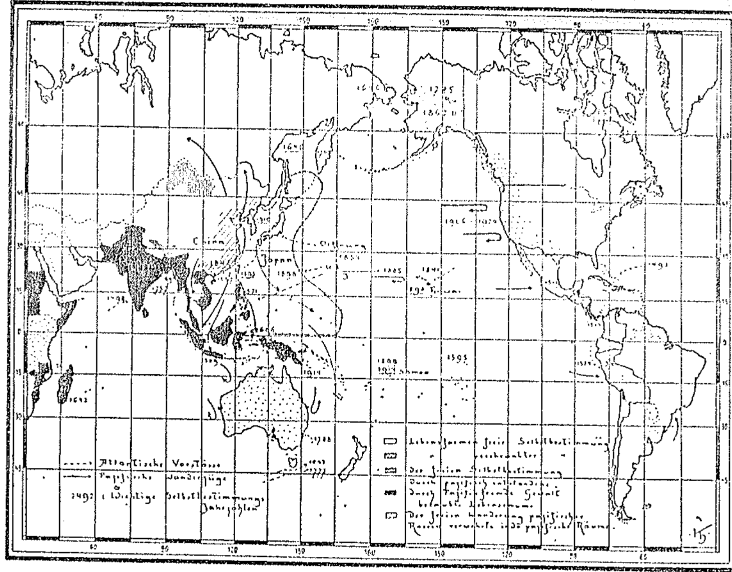
Nr. 56 Die Stellung der USA. am Pazifik und ihre letzten Aufwandziffern 1940



Nr. 57 Die Monsunländer

Für die Beurteilung des künftigen Werdeganges der japanischen Reichsgeschichte zwischen geschichtlicher Bewegung und Raumgegebenheit wird es nützlich sein, den bisher betrachteten raumpolitischen Rahmen in Ostasien und am Pazifik um die nächsthöhere klima- und wetterähnliche, kulturverwandte Einheit, die der Monsunländer, zu erweitern. Unter diesem Namen faßt man den ganzen weiten Raum Südostasiens zwischen Indusmündung und Amurmündung, zwischen den Hochländern Inner- oder Zentralasiens und den außen herumschwingenden indischen und ostasiatischen Inselbogenkränzen zusammen.

Die auffälligste dynamische Erscheinung an dieser Ländergruppe ist zweifellos die südostasiatische Bewegung zur Selbstbestimmung, der Rückschlag auf den fortschreitenden Raub, den die großen Kolonialmächte alten Stils Europas und Amerikas, in gesteigertem Maß von 1757 bis 1854, an den Hauptkulturgebieten der Monsunländer begangen hatten. Diese selbst fühlten sich — namentlich gegenüber euramerikanischer Einwirkung — als besonderer, zusammengehöriger

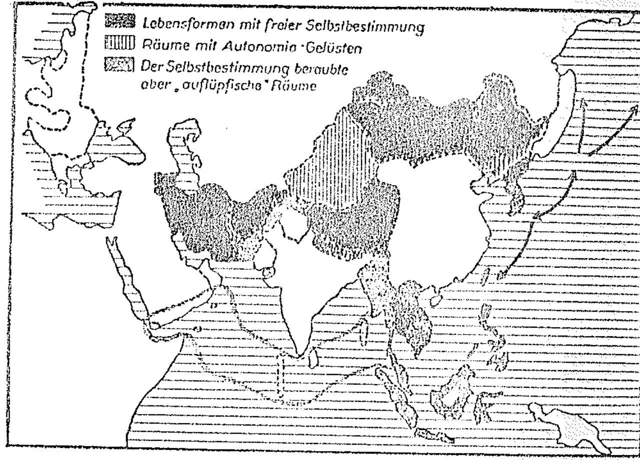


Nr. 58 Selbstbestimmungskarte der pazifischen Lebensräume

Kultur-, Macht- und Wirtschaftsraum, nicht nur auf Grund des alten Kulturaustausches zwischen Indien, China und Japan, den „Dreiländern" (Sankoku, wie sie sich benannten), und vielfach gemeinsamer Geschicke, sondern auch auf Grund gemeinsamer naturbedingter Einstellung zu einem viel regelmäßigeren Klima- und Wetterverlauf (Rhythmus der Monsune, Niederschlagsfolge).

In der Kenntnis über diese Zusammenhänge stehen wir erst in den Anfängen. Der Deutsche Willy Hellpach hat mit seinen Studien über die „Geopsychischen Erscheinungen" den Weg zum Fortschreiten der Einsicht in diese Zusammenhänge gewiesen, die sich gerade bei einer Synthese der südostasiatischen Selbstbestimmungsbewegung — deren erste Stufe die Selbstbefreiung des Japanischen Reiches von der Überfremdung zwischen 1854 und 1894 ist, der die chinesische und indische folgten — in allen Abstufungen geopolitisch, ethnopolitisch und soziopolitisch untersuchen lassen. Geopolitisch aufgefaßt ist z. B. die Prüfung, wie sich ozeanische, meerbestimmte Wesenszüge gegen festlandstämmige abgleichen und abgrenzen. Dabei ergibt sich eine so wesentliche Erkenntnis wie die, daß die Klimahärte der Südostasiaten vom zentralen Hochland weg zur Küste und den Inseln absinkt, also von der Mitte zu den Rändern des Kontinents.

Das lehrt für den Wettbewerb der Neusiedlung, daß der Chinese klimahärter ist als der Japaner, dieser wieder klimahärter als der Philippino, Malaie, Polynesier, daß also unter gleichen Bedingungen der Chinese siedlungspolitisch im Vorteil ist. Er ist in einem langen Auslesekampf zum klimahärtesten Arbeiter der Erde geworden.



Nr 59 Eurasiatischer Puffergürtel

Eine wichtige ethnopolitische Tatsache sind die drei großen rassenpolitischen Vorgänge der Überschiebung mit zunehmendem kolonialem Einschlag, je weiter sie fortschreitet.

Trotz vielen Streitigkeiten über den Ursprung der Chinesen ist es doch wahrscheinlich, daß sie sich von Norden nach Süden überschoben haben, als sie entweder von Innerasien oder mindestens von ihren Frühreichen im Hwei-Tal aus an die Küste herausstießen, in drei Hauptstufen: Nordchina (Hwangho-Land), Yangtse-Land, Kwang-Provinzen.

Umgekehrt erfolgte bei den rassenmäßig richtunggebenden Kräften Japans eine Überschiebung von Süden nach Norden: Kyushu—Yamato—Kwanto—Mutsu—Hokkaido, mit nordwärts abnehmender Dichte.

Die indische Dynamik geht für den arischen Bevölkerungsteil nach unserem jetzigen Wissen in der Richtung, daß er sich, mit ablehnender Haltung zum Meer, aus rein festländischen Anpassungsgebieten über die Träger der Induskultur, das dunkle Dravidablut, hinwegschob, daß dieses dunkle Blut aber zuletzt wieder durchschlug, je weiter die hellen Arier in das heiße Land herabstiegen, und trotz allen Vorkehrungen zum Kastenschutz sich immer stärker geltend machte.

Die Dynamik der Berührungsstellen indischer, chinesischer und japanischer Außenwirkung kann gar nicht richtig beurteilt werden, z. B. in den Straits, in Singapore, wenn man nicht diese ethnopolitische, rassische Komponente fortwährend im Auge behält.

Soziologisch beurteilbar ist das Verhältnis der einzelnen Rassen zur Bevölkerungsballung, zu gleichsinniger Wirtschaft (Küstenhaftung; Seelebigkeit; Meerernährung), zur Verstädterung, die Weise des Verhaltens gegenüber den Zuständen der Frühindustrialisierung, dem Aufbau der für China so bemerkenswerten Trennung von Großfamilien- und Gildenzusammenhängen,

unabhängig von politischer Lebensform, der Übertragung aller Verhältnisse aufs Religiöse, die für Indien so wesenhaft, für Japan so belanglos ist. In diesem weiteren Rahmen kann man erst der Lokalfarbe von Führern und Massen gerecht werden, und nur daraus lassen sich die Grenzspannungen innerhalb und außerhalb des Großlebensraumes richtig abschätzen.

Der Grenzdruck des erweiterten Machtauspuffraumes ist für das Reich Großnippon sehr verschieden. Festlandwärts sind seine Marken von Kriegergräbern umzogen, pazifikwärts ist die Grenzzone so gut wie frei von solchen Warnungen. Dort begegnet Luftschlössern, Wunschträumen, weiteren „Bakemono-Yashiki" nur das Verbot der Einwanderung in weite, untersiedelte, menschenhungrige Räume. Die Spannung wird von Amerika und Australien her durch panpazifische Ausgleichskünste zu überbrücken oder doch zu verschleiern versucht, während sich beim Aufeinanderprall eurasischer, panasiatischer, großchinesischer, großjapanischer und allindischer Ideen die Sachen hart im Raume zu stoßen beginnen. Kraftproben mit China und Rußland, auch friedliche Flurbereinigungen zeugen davon. Als Warnungszeichen der durchlebten Erfahrungen reichen von 1894 bis 1940 Schlachtfelder, „Yume no ato", weit nach Nordasien und Ostasien hinein!

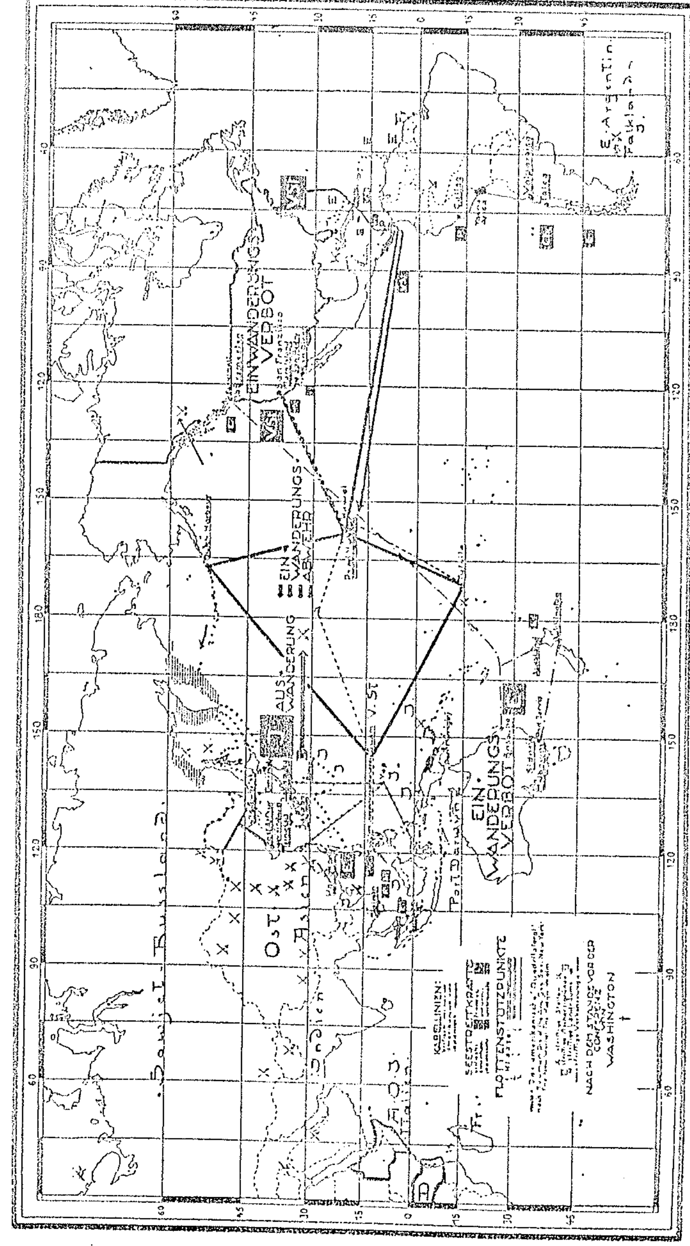
So sind dem weiteren Vorbau des Japanischen Reiches festlandeinwärts aus der bloßen Dynamik der nächsthöheren Großraumordnung heraus Schranken gezogen, Ausgleiche nahegelegt, die ozeanwärts bisher nicht bestehen.

Sie beruhen in der größeren Klimahärte des chinesischen Siedlers in der Mitte und im Osten, des indischen, namentlich des dunkelblütigen, des Madrassi, im Süden der Monsunländer. Nur scheinbar lockt die Menschenleere Sibiriens und der Mongolei, die der japanische Rasseninstinkt im Grunde als Siedlungsland ablehnt. Daher auch die zwiespältige Kompromißlösung des Ausgleichs zwischen China und Japan, wie sie der Vorschlag von Wang Tsching Wei bringt: einerseits inselwärts, zunächst mit dem Fußfassen auf Hainan, andererseits nordwestwärts mit den Sonderrechten in der Inneren Mongolei, während die ozeanische Ausbreitungsmöglichkeit in artgemäße Räume keine biologischen Grenzen findet, nicht einmal am pazifischen Gestade Amerikas, gewiß nicht in Hawaii, Neuseeland oder der Großinsel Neuguinea.

Die hemmende Außeneinwirkung der ehedem so stark vorwaltenden Kolonialmächte alten Stils haben diese selbst durch ihre europafeindliche Politik weitgehend ausgeschaltet. Der Bewegungswucht panasiatischer Kräfte, deren sich die Sowjetbünde geraume Zeit allein bedienen zu können glaubten, hat sich Japan zum mindesten für die ostasiatische Blockbildung ebenfalls bemächtigt. So ist es den Vereinigten Staaten nun allein überlassen, zu prüfen, ob sie die so geschickt gehegten panpazifischen Künste kulturfriedlich oder mit kühnen Wehrübergriffen transpazifisch einsetzen wollen.

Sie würden damit gegen eine Menschenmilliarde in wesensverschiedene Räume, gegen unangleichbare Rassen als Angreifer vorstoßen, wenn es je Angreifer gab.

Vor diesem materiellen Wagnis ist die gewalttätige Natur der treibenden Kreise der Vereinigten Staaten bisher zurückgeschreckt, obwohl sich an die



Nr. 60 Wehrgeopolitische Skizze des Pazifik zur Zeit der Entstehung der gegenwärtigen Spannungen

beiden Namen Roosevelt für Japan die Erinnerung an wiederholte Drohungen mit der gepanzerten Faust oder dem großen Stock knüpft.

Aber mit Recht hat der menschenkundige Weltfahrer Colin Roß von „Amerikas unsichtbarem Reich im Fernen Osten“ gesprochen, zu dem ein vielverästelter Machtvorbau unmittelbar hinführt, das mindestens China unendliches Leid neben einigen in die Welt hinausposaunten Wohltaten zugefügt hat, wenn es ihm auch bis jetzt nicht gelang, durch sein formales Christentum über einem materialistischen Dollarimperialismus die immateriellen Grundlagen des japanischen Eigenlebens zu vergiften. Aber in der Wirtschaft und in der stark beeinflußten Wissenschaft Japans ist die Stellung dieses „unsichtbaren Reiches“ als Vorbereitung sichtbarer Eingriffe stark genug, so sehr sie vom japanischen Heere und von den jungjapanischen Kräften aus bekämpft wird und so geschickt ihr allmählich auch geistige Organisationen wie die Allasien-Gesellschaft, das Pacific-Institute, „Cultural Nippon“ und ähnliche Bewegungen, Einrichtungen und Zeitschriften entgegenarbeiten.

Das Japanische Reich ist auf diesem Felde in der Abwehr; es hat erst durch die sehr geschickt eingeleiteten transpazifischen geistigen Angriffe die Anwendung dieser geistigen Durchdringungswaffen kennengelernt. Aus dem edlen Werkzeug einer das ganze pazifische Kraftfeld umfassenden wissenschaftlichen Bewegung, das sie ursprünglich war, ist die pazifische Union mit ihrer damals vorzüglichen Zeitschrift „Pacific Affairs“ unter gewandten Händen zu einem Kampfmittel der amerikanischen Macht- und Wirtschaftspolitik geworden, dem viele ganz ahnungslos dienen, und das sich in Zeitschriften wie „Asia“, „Amerasia“ weitere Helfer geschaffen hat, die ihre geistigen Kräfte aus allen Anliegerstaaten des Großen Ozeans ziehen.

So ist der bodenwüchsigen Kraft der panasiatischen Bestrebungen in ihren indischen, japanischen und russischen Ausprägungen eine panpazifische, etwas blutleere, aber wissensreiche und wirtschaftsstarke Gegenmacht entgegengestellt und ein geistiges Ringen in großem Stil entfacht worden, das viele „Gespensterbaustätten“ mit unheimlichem Leben erfüllt.

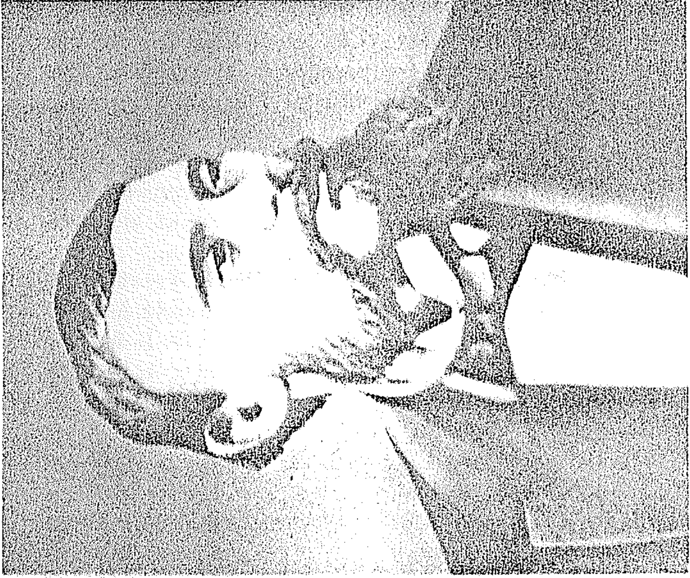
Für den Deutschen, der sein pazifisches Weltbild auf dem laufenden halten will, gibt es kein richtiger zeigendes geistiges Meßwerkzeug als die beständige Beobachtung der ostasiatischen Inselkränze und der dort vor sich gehenden Verschiebungen, der Verlagerung pazifikheimischer und pazifikfremder Macht.

Wie im japanischen Sektor — unter den Flügeln einer nur mit feinster Einfühlungsfähigkeit und vollendetem Takt deutbaren Volksseele — durch zwei Jahrtausende der Wunsch, eigengesetzlich zu leben, und doch sich auszudehnen und fremde Werte ohne Schaden für den eigensten Geist hereinzunehmen, miteinander ringen, das hat seit vielen Jahren kein Buch mehr so weitgehend geoffenbart wie Soho Tokutomis „Showa Kokumin Tokuhon“. (Eingehende Besprechung von Shunkichi Akimoto, Transpacific, 17. August 1939, S. 5.)

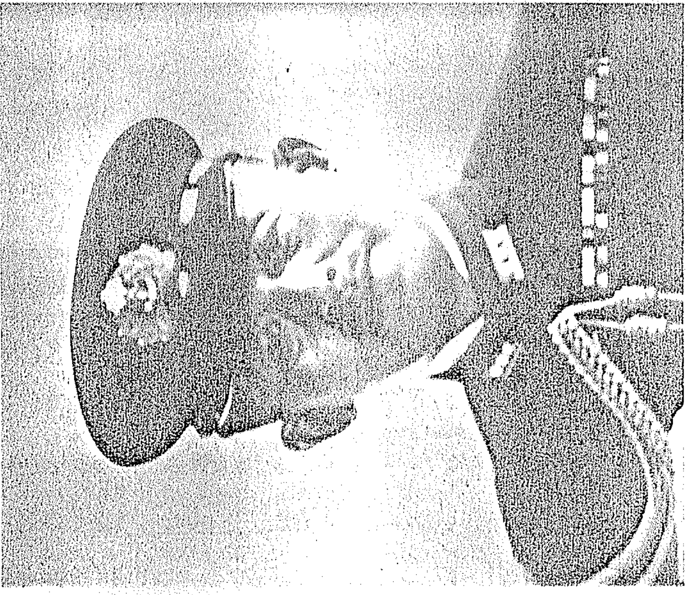
Dort ist gezeigt, wie seit der stolzen Abwehrbotschaft der Kaiserin Suiko (607) an China: „Vom Lande des Sonnenaufgangs an das Land des Niedergangs“ immer wieder große Persönlichkeiten gegen das Überhandnehmen der Über-


Admiral Yonai

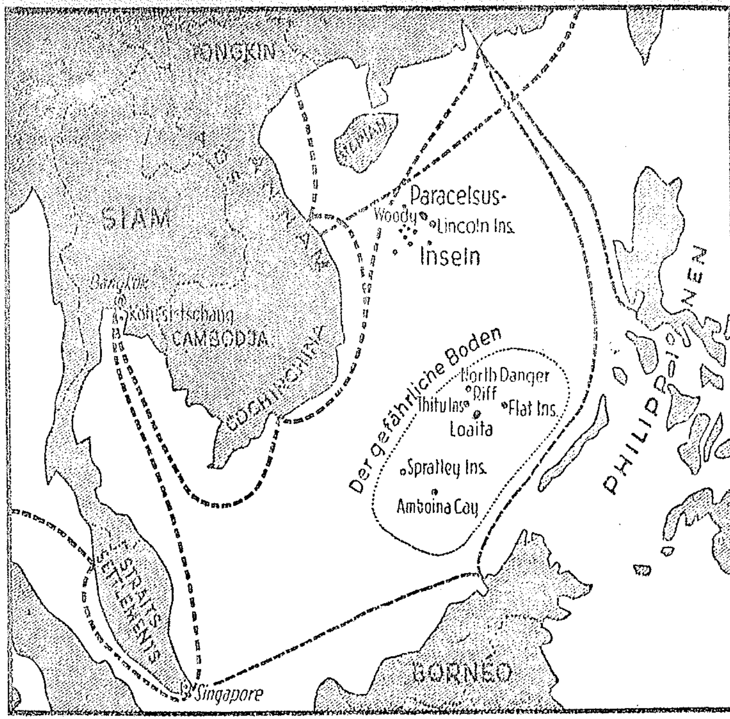

Admiral Yamamoto



Marquis Toshimishi Okubo



Admiral Yoshikazu Endo

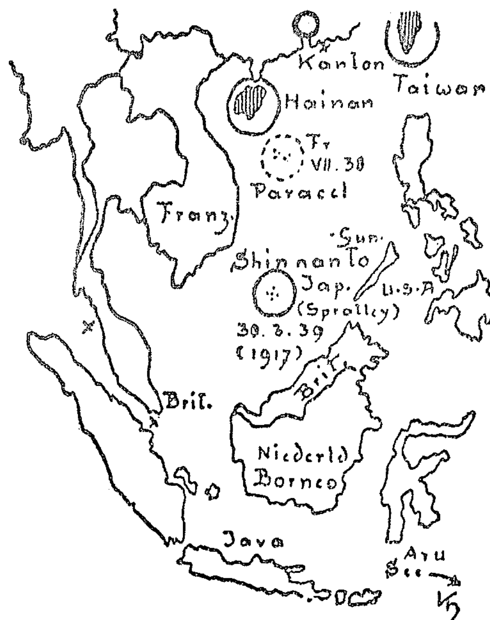


Nr. 61 Die strittigen, von Frankreich, China und Japan beanspruchten Inseln im Südchinesischen Meer

fremdung, wie in der Heian-, der Kamakura-, der ersten Meiji-Zeit, warnend aufstanden: Sugawara Michizane, Kitabatake Chikafusa, Ota Nobunaga u. a., und für das Recht der japanischen Erde, des Gott-Kaisertums, der Erneuerung der Ahnenhohenpriesterwürde im Kaisergedanken zeugten.

Wer der Stärke dieser Linie nicht gerecht wird, der verkennt wesentliche Grundrichtungen des Japanischen Reiches und die Grundstimmungen einer Volksseele, die dieses Reich durch eine geradezu einzigartige geopolitische Erfahrungsreihe in seiner durch zweieinhalb Jahrtausende währenden und sich doch ständig erneuernden und verjüngenden Lebensform aufrechterhalten hat: als älteste und jüngste der Weltmächte zugleich.

Ursprünglich mit einem fast dem japanischen Altkulturboden gleichen Landraum, aber viel größeren Bodenschätzen ausgestattet, liegen südlich des Japanischen Reiches, im Norden, Osten und Westen von ihm umklammert, die Philippinen — die (trotz großen Opfern) so viel weniger Fähigkeit zeigten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, und erst jetzt wieder, nachdem ihre wirtschaftliche „Unabhängigkeit" von 1946 auf 1960 hinausgeschoben worden ist, von den USA. folgendermaßen gekennzeichnet werden: „Eine gebrechliche Barke, die nicht auf die stürmische internationale See hinausgestoßen werden darf, ohne jede mögliche



Nr. 62 Japans Südseeweg im Küstenmeer-Korridor

Vorsicht für ihre künftige Sicherheit" (Bericht des US.-amerikanischen Generals Charles Burnett). „Die Umstände im Fernen Osten sind so ‚volatil', daß ohne Sicherung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Inselgruppe alles hier herüber passieren kann" (Februar-Erklärung von Francis B. Sayre im US.-amerikanischen Senat, später Oberkommissar [High Commissioner] der Philippinen).

Beide befürworteten zwar nicht die Aufhebung der für 1946 durch das Tydings-McDuffie-Unabhängigkeitsgesetz von 1934 festgelegten Unabhängigkeit; wohl aber veranlaßten sie die Anlegung eines wirtschaftlichen Kappzaumes bis 1960, nachdem die USA. in der Taftzeit eine absolute wirtschaftliche Hörigkeit der Inselgruppe geschaffen hatten, deren Ausfuhr (Kopra, Hanf, Zucker usw.) zu 85% nach USA. ging, die dafür 60% der Einfuhr besorgten. Später sank die Einfuhrmenge, blieb aber immer noch auf 64%, so daß die Philippinen 1939 der fünftbeste Abnehmer und der sechstwichtigste Belieferer der USA. waren — trotz ihrem Raum von nur 298000 qkm und ihrer Volkszahl von 13 bis 14 Millionen.

Von der nur zur See und in der Luft angreifbaren Wurfbrücke der Philippinen aus, mit ihren beiden stark ausgebauten Fluglinien nach Ostasien und Neuseeland, können die USA., solange sie nicht mit Japan in Zwiespalt geraten, ruhig der Weiterentwicklung im Fernen Osten zuschauen, im sicheren Besitz ihrer Flottenstützpunkte und Flughäfen und einer wenigstens bis 1960 unangreifbaren Wirtschaftsstellung.

Allerdings hängt der Inselbesitz der Philippinen seit dem Erscheinen der japanischen Seemacht auf Hainan und den Spratley-Inseln — die Frage japanischer Unternehmerrechte auf den Paracel-Inseln ist dagegen noch nicht endgültig geregelt — nur mehr durch eine 1400 km breite Wurzel, die über Indonesien führt, mit dem einstigen Geltungsbereich pazifikfremder Kolonialmächte zusammen. Sollten sich die USA. in die britisch-deutsche Auseinandersetzung einmengen, dann bestünde wohl die Möglichkeit, daß auch ihre Streitkräfte als kriegführende, wie die britischen und französischen, zum Verlassen der chinesischen oder ostasiatischen Gewässer aufgefordert würden, womit für dortige Begriffe ein furchtbarer Gesichtsverlust verbunden wäre.

Das sind große Entfernungen; aber wer im indopazifischen Raum am selbständigen Leben bleiben will und seinen eigenen Willen behalten möchte, der muß nicht nur in Kontinenten, sondern auch in zwei Weltmeeren denken, in weiten Räumen und mit gewaltigen Entfernungen rechnen. Das weist z. B. Donald Cowie in seiner Betrachtung über die britische Abwehr im Südpazifik nach (British defence of the South Pacific; Pacific Affairs; September 1939; Bd. XIII, Nr. 3, S. 296—301). „Kämpfen oder Weglaufen" nennt er die Alternative, wenn die Flutwelle der ostasiatischen Selbstbestimmung die Briten und ihre Vettern erreicht, die sehr geschickt zu zweit vor die verfehlte pazifische Politik Englands gespannt werden sollen. Singapore und Hawaii werden dabei als Basis gleichgesetzt; das ist ein geopolitischer Täuschungsversuch; denn Singapore sitzt doppelt belastet mitten auf der indopazifischen Hauptverbindung, während Hawaii gerade so gut als Abwehrfühler Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende von den USA. gehalten werden kann, ohne daß sie mit Asien darum handgemein zu werden brauchen.

Kein Wunder, daß „Australien und Neuseeland wachsende nervöse Beklemmungen empfanden" (S. 296), „weite, reichbegünstigte, aber spärlich bevölkerte und verwundbare britische Dominien", „isoliert von ihren starken Freunden".

Wieder einmal wird an Hauptmann Ishimarus Buch erinnert: „Japan must fight Britain", mit seinem Angriffsplan auf Australien zur See und in der Luft.

„Der Ferne Osten ist für uns der Nahe Norden geworden" (Frank Milner in „The Christchurch Press", New Zealand, 16. 1. 1939). Von Palau nach Neuguinea sind es nur etwas über 1000 km — nicht mehr die schützende Meilenzahl von Yokohama bis Sidney. Eine Folge hauptsächlich der deutschfeindlichen Britenpolitik in Europa! Ihr hatte Australien im Weltkrieg rund 417000 Mann, Neuseeland etwa 100000 Mann zur Verfügung gestellt. Jetzt sollen es nur zwei Divisionen werden. Nach der südpazifischen Wehrkonferenz sollten die südpazifischen Abwehrprobleme von den europäischen völlig abgehängt werden, für die das britische Mutterland allein mit ganzer Kraft einzutreten habe. Wir werden sehen, was die Not gebietet und erlaubt!

Jedenfalls bewirkt diese selbstgeschaffene Not des britischen Weltreiches und der daraus geborene deutsch-russische wie der japanisch-russische Ausgleich zunächst an den Grenzen der Mandschurei ein Näherkommen der Hoffnungen, die Professor Yoshinosuke Yagi von der Universität Kyoto an das künftige Zusammenspiel von Japan, Mandschurei und China in der Neuordnung Ostasiens knüpfte („The agricultural interrelation of Japan, Mandschukuo and China", Bd. XIV der Kyoto University Economic Review, Nr. 3, S. 23—45). Dort wird angedeutet, wie man sich in Japan die Grundlage jeder zusammenspielenden Neuordnung in Ostasien, die agrarpolitische Lösung, vorstellt. Dabei möchte man in Japan gern die noch vorhandene unverstädterte Bevölkerung von etwa 48% schon aus wehrpolitischen Gründen aufrechterhalten, sieht mit Schrecken die schnelle Verstädterung in Rußland, den eigenen Geburtenrückgang und will,

um die chinesische Konkurrenz auf diesem Sondergebiet auszuschalten, die Hochwertigkeit der chinesischen Seidenkultur herabdrücken. Das ist ein ganz ähnlicher Vorgang wie die Vernichtung der Textilkunst und Weberei in Indien zugunsten der Baumwollwaren von Manchester, er ist auch nicht moralischer; die Chinesen werden ihn dereinst geradeso bemerken und mißbilligen, wie die Inder heute. Deren Unabhängigkeitswünschen hat der vom Zaun gebrochene Krieg Englands gegen Mitteleuropa auch einen starken Auftrieb gegeben, wie Gandhis Aufforderung an Großbritannien, nun Indien freizugeben, wenn es ihm mit dem Kampf für die Freiheit ernst sei, — der sich die Kongreßpartei schleunigst angeschlossen hat, — beweist.

Die Folgen von Kriegszustand und Verstädterung zeigen sich in einem katastrophalen Rückgang der Bevölkerungsvermehrung in Japan, die, nachdem sie zuletzt auf einem Durchschnitt von 1 Million gestanden hatte, von 972835 im Jahre 1937 auf 668516 für 1938 herabsank. Das bedeutet nur noch eine Vermehrung von 9,26 auf das Tausend der Familien, gegenüber 18,8 der Sowjetbünde, allerdings nur 8,7 Italiens, 7,1 Deutschlands, 6,0 der Vereinigten Staaten und 2,7 Englands.

Sollte darin nicht gerade für England eine Mahnung liegen, lieber Blut zu sparen, als Blut zu vergeuden? Liegt nicht darin ein furchtbarer Appell des Todesengels über allzu weitem leergelassenem Land, von der Geschichte Venedigs her verstärkt, das auch erst zu seinem Festland zurückfand, als es ihm keine überseeische Mitgift mehr bringen konnte?

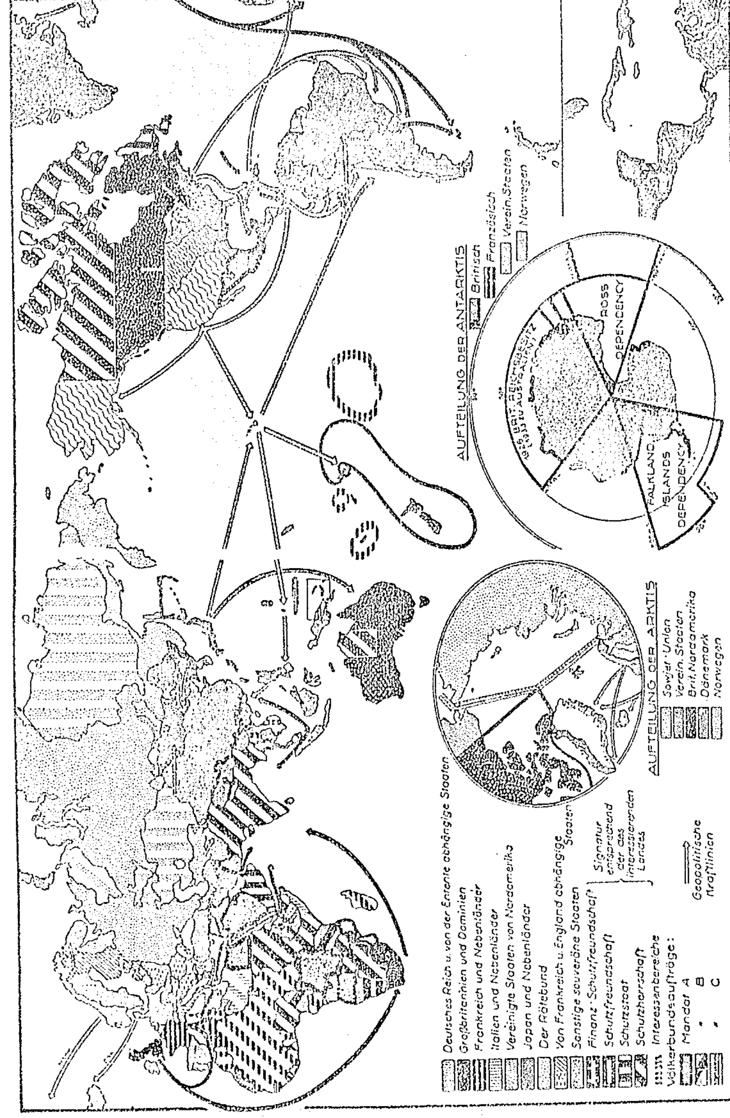
Prophetisch fast scheint in der Erinnerung Homer Leas Vorhersage, daß der gefährliche Tag für den Angelsachsen gekommen sei, wenn Deutschland und Rußland sich verständigten; prophetisch zitiert Oberst Beck (Jòzef Beck: „Beiträge zur europäischen Politik", Essener Verlagsanstalt, 1939) das Wort von Marschall Pilsudski: „Ihr müßt vor allem daran denken, daß die Absichten und Pläne niemals über die Leistungsfähigkeit des Werkzeugs, das sie verwirklichen soll, hinausgreifen dürfen, denn alles wird von Menschen gemacht" (S. 400).

Entschieden ist die britische Politik über die Leistungsfähigkeit ihres polnischen Werkzeugs hinausgegangen! Aber auch die Voraussetzungen des maßvollen Rats von R. W. Seton Watson hat sie in den Wind geschlagen! (R. W. Seton Watson: „Britain and the Dictators", Cambridge University Press, 1938.)

In Mitteleuropa hat man sich redliche Mühe gegeben zu ergründen, wie es mit der wirklichen wehrgeopolitischen Leistungsfähigkeit des Werkzeugs des britischen Empire stehe. In 15 Folgen hat der „Hamburger Wirtschaftsdienst" die Frage erörtert: „Ist England stark genug?" (Wirtschaftsdienst von Heft 18 vom 5. 5. 39 bis 3a: „Die Dominions als Belastung und Hilfe".) Ausgezeichnet besprach Dr. Paul Graf Toggenburg in langen Aufsätzen in den Münchner Neuesten Nachrichten vom 6. und 7. 7. 39 und vom 25., 26. und 28. 7. 39 die beiden berühmten Schlüsselbücher von Liddell Hart („The defence of Britain", London, Faber and Faber, 1939) und Kenneth Edwards („Unruhige Ozeane"), in denen die Unvollkommenheiten des polnischen Verbündeten, die Gefahr unzu-



Aus dem Chinesisch-Japanischen Krieg 1894/95:
Seegefecht bei Weihaiwei
Nach einem japanischen Farbenholzschnitt



Nr. 63 Geopolitische Weltkarte vor der großdeutschen Reichserneuerung von 1933

Das ist der geopolitische Sinn eines eurasiatischen Paktsystems.

Es gehört zu den feinsten Aufgaben der Kulturpolitik, das Hin- und Herwogen dieses bedeutenden geistigen Ringens um den Pazifik zu verfolgen; kein Volk — auch die vom größten einheitlichen Kraftfeld der Erde, dem pazifischen, ausgeschlossenen Völker wie Deutsche und Italiener nicht — sollte versäumen, sich geeignete Organe zur Aufnahme des jeweiligen Standes der Kräfte rings um den indopazifischen Raum, den Großen Ozean, zu schaffen. Italien besitzt ein solches Organ in dem „Istituto per il Medio ed Estremo Oriente“, unter der Leitung des vielerprobten Kulturpolitikers Gentile und des Tibetforschers Tucci mit dem weltkundigen Herzog von Avarna di Gualtieri als Schriftleiter seiner scharfsichtigen Zeitschrift „Asiatica“. Den Deutschen fehlt — bei ihren vielen sonstigen Kulturverbänden — ein solches kulturoptisches Zentralinstrument für den Pazifischen Ozean — trotz Moßdorfs klugen Bemühungen zur Schaffung eines Pazifik-Instituts. Das Volk der Dichter und Denker ist leider auf diesem Kraftfelde seiner überlieferten Neigung zur Zersplitterung treu geblieben und hat sich vor allem viel zu sehr auf die tiefere Ebene der linguistischen Streiterei zwischen Sinologen, Japanologen, Orientalisten und Amerikanisten herabziehen lassen. So verfügt es über Analyse in Hülle und Fülle, aber nicht über jene Synthese, wie sie allein schon die längst über seinen alten Kulturkörper hinausgewachsene allseitige Strahlung des Japanischen Reiches als Voraussetzung umfassender und zutreffender Beobachtung und Kraftabschätzung verlangen würde, von der Gesamtheit der Monsunländer, von den Südseeproblemen und den transpazifischen Spannungen ganz abgesehen, die durch das Dreieck Berlin—Rom—Tokyo in ihren tatsächlichen Rückwirkungen auf Europa so deutlich wurden.

Gerade für dieses kühn gespannte Kulturdreieck gilt noch mehr als für viele andere Machtgruppierungen das Leitwort: „Mein Feld ist die Welt“, das sich einst eine große Weltverkehrslinie als Leitspruch erkor. Die Voraussetzung für ein weltweites Wirken ist eine weltumspannende zusammenschauende Beobachtung.

Vorbeugende Kulturpolitik muß scharfe Wacht über allen „Gespensterbaustätten“ der ganzen Erde halten, ein echtes, richtiges Weltbild haben, von Berlin wie von Rom und Tokyo aus, damit sie sich nicht plötzlich vor Überraschungen sieht und von „Ruhestätten ihrer Träume“ umgeben und eingekreist wird, auch wenn diese Wunschträume noch so edle Opfer gekostet haben und vom Nachruhm umleuchtet sind.

XX

菊

Kiku

Werden die Chrysanthemen in den Himmel wachsen? — Zukunftsausblick

„Auch die Chrysanthemen werden nicht in den Himmel wachsen." Mit diesem Ausblick schloß im Jahre 1914 Rudolf Kjellén — in seiner Orientierung über die Gesellschaft der Großmächte unmittelbar vor dem Weltkrieg — den Abschnitt VIII über „Japan" und bekräftigte damit seine eigene Forderung an die Geopolitik und die Auffassung Robert Siegers vom Unterschied zwischen Geopolitik und politischer Erdkunde: dem moralischen Zwang der ersteren zur Prognose, zur Schicksalskündung.

Es waren nur 16 Seiten, über die ich mit dem verehrten Mann in einen Schriftwechsel geriet, weil er wie wenige erfaßt hatte, warum ich 1912/13 mein erstes wehrgeopolitisches Buch „Dai Nihon" schrieb, aus dem er sich einige Leitsätze zu eigen machte.

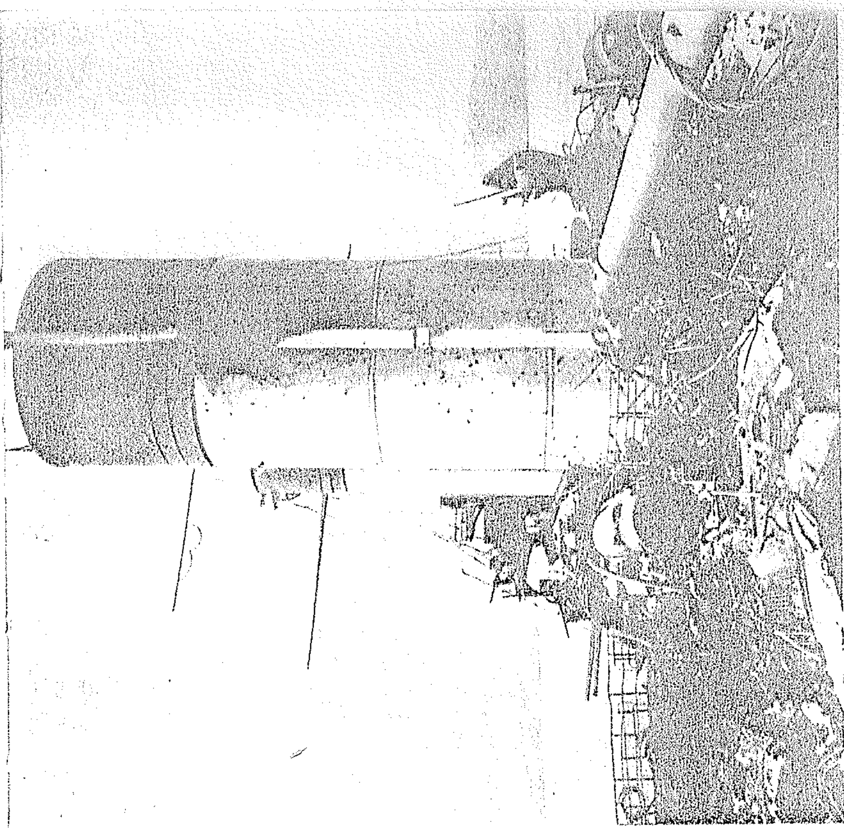
Nirgends im politisch-wissenschaftlichen Schrifttum der Vorkriegszeit fand ich einen solchen Grad von Verständnis für die eigenen, im Sonnenaufgangsreich gemachten Erfahrungen; nirgends aber auch einen solchen Mut zur Prognose, den doch die Tatleistung (Praxis) der Volksführung von der Auslandskunde und von der politischen Wissenschaft des eigenen Landes und der Fremde verlangen muß und darf.

Dicht davor steht der Satz: „Das große X bei allen Zukunftsberechnungen für den großen Orient ist jedoch China" — Japan ist es für Rudolf Kjellén nicht! — In der Tat: wenn wir die Idee eines Reiches in allen ihren Verkörperungen so überschauen können, wie wir die japanische — im Gegensatz zu sämtlichen „Zerrungsräumen des inneren Halbmonds der Alten Welt" nach Mackinder — zu überschauen vermögen, dann scheint sie uns von einer so selten klaren Linienführung innerhalb der Gesamterscheinung des Werdens, Bestehens und Vergehens der Großmächte, daß wir eines der störungsfreiesten, lehrreichsten Probestücke der Menschheitsgeschichte in ihrem Ablauf erblicken.

Darum haben auch so viele Einzelsätze dieser Prognose heute, nach einer Bewährung immerhin durch 25 Jahre hindurch, vermehrten Wert.

Das große X ist China auch für Japan wie für Rußland, die Westmächte und

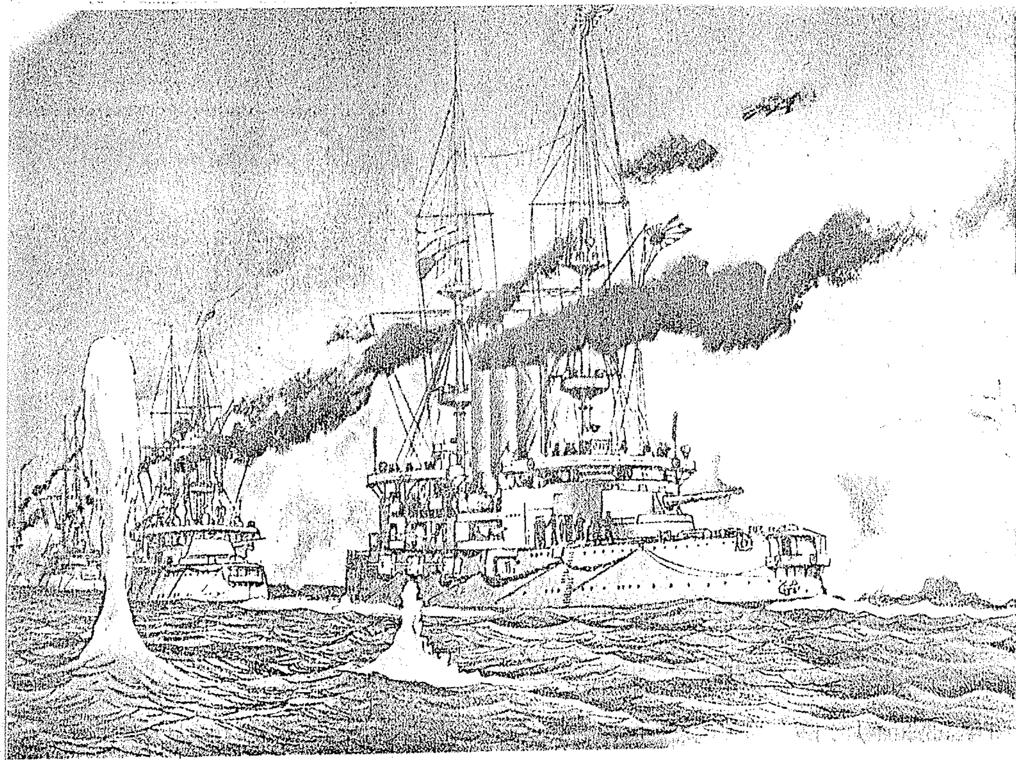




Aus dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/05:

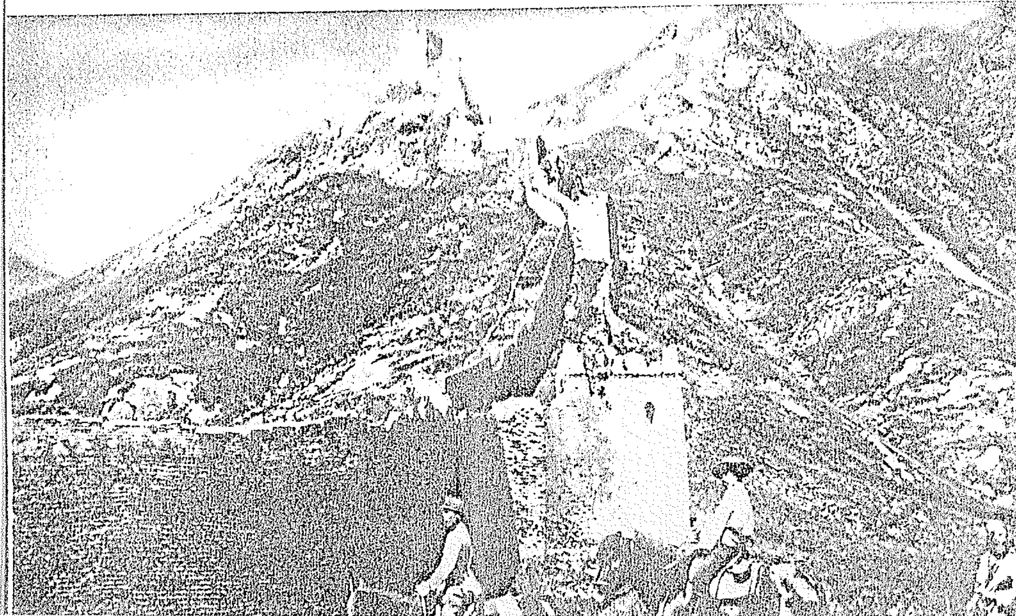
Japanisches Feldlager in der Mandschurei

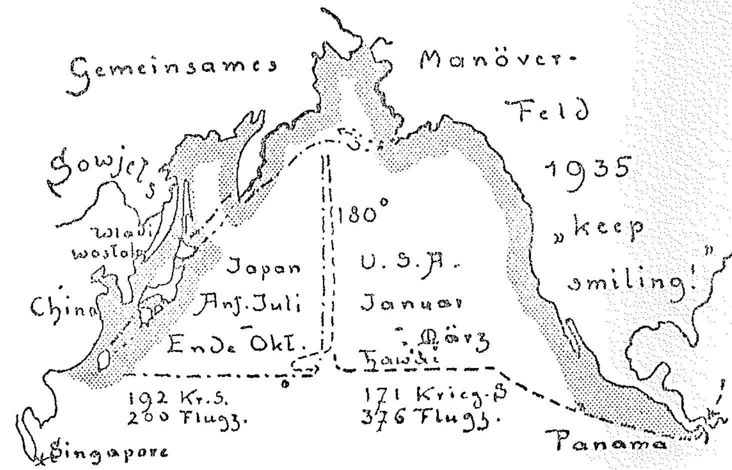
Zerschossenes russisches Schlachtschiff „Orel" nach der Schlacht von Tsushima



Aus dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/05:
Beschießung von Port Arthur
Nach einem volkstümlichen japanischen Farbenholzschnitt

Japanische Offizierspatrouille an der Chinesischen Mauer





Nr 64. Gemeinsames Manöverfeld Japan-USA. im Pazifik:
1935 noch „keep smiling", 1940 eine niedergerissene Schranke

USA. geblieben, von 1937, wo die klügsten japanischen Landheerführer an der Marco-Polo-Brücke gegen ihren Willen in die Bahnen des Zufalls fortgerissen wurden, bis 1940 erst recht, wo dieses X riesengroß über den Steppenwegen zur Inneren Mongolei, über den Toren der Kommunistenhauptstadt Yenan gegenüber der Kohlenlandschaft Schansi, vor den Pässen des Hwangho wie des Yangtse, vor Hankou, vor Kanton, über dem Hinterland einer japanisch-chinesischen 5000-km-Front geschrieben steht, mit einer Seewehr-Rückfront von über 7000 km hinter sich.

„In Wirklichkeit zeichnet sich der Krieg nach zwei Fronten beinahe ebenso deutlich am Horizont Japans ab wie an dem Deutschlands." Nur hat Deutschland seine bittere Medizin — von 1618 bis 1648 voll ausgeschöpft — in der Zeit der heute Lebenden zweimal genommen, einmal als sie die Gegner ihm gewaltsam einflößten, und das andere Mal, als es den Löffel angesichts ihrer zweiten Drohung selbst entschlossen in die Hand nahm und das östliche Geschwür damit auskratzte. Japan tat es noch nicht, „obwohl es bisher meisterlich verstanden hat, nach orientalischer Sitte sein Gesicht zu bewahren im Verkehr mit seinem herausfordernden Gegenüber auf dem anderen Ufer des Großen Ozeans" . . . „wo die überflüssigen Menschenmassen Ostasiens nach Osten und der reiche Goldstrom Amerikas wie eine Art Passat oder Antipassat nach dem Gesetz der Schwere fließen".

Die Weiträumigkeit eines Problems kann an seiner Wesensbestimmtheit nichts ändern.

Schon 1914 „ist man zu zweifeln geneigt, ob ein friedliches Verhältnis auf die Dauer sich zwischen den beiden Großmächten wird aufrechterhalten lassen, die den größten Abstand an Lebensanschauung repräsentieren und die zugleich die einzigen sind, welche noch nie die Prüfung einer Niederlage durchgemacht

haben". Wie klar sieht Kjellén das „Doppelgesicht zwischen dem asiatischen Kontinentalprogramm und dem maritimen pazifischen Programm", den Kampf Athens und Spartas in ein und derselben Brust, dabei den „Parlamentarismus als ein Frontornament", bestenfalls „Sicherheitsventil", dagegen als „Schwerpunkt den Mann an der Spitze des Ahnenkultus" mit „einer durch alle Zeiten hindurch ununterbrochenen Erbfolge". So haben wir das Wesen der Reichsidee zu ergründen versucht. So sah sie der große schwedische Staatsforscher und Völkerbiologe.

Mit dem Mut zur Prognose, den wir im Geiste Kjelléns, darin von Robert Sieger nur bestärkt, von der Geopolitik als kennzeichnend für ihre dynamische Grundhaltung immer gefordert haben und deshalb auch selbst bewähren müssen, haben wir in der 1933 erschienenen zweiten Auflage von „Japan und die Japaner" (1937 bei Payot in ergänzter Fassung auch französisch erschienen), einer aufs engste zusammengepreßten Landes- und Volkskunde, S. 218 bis 225 in 24 Leitsätzen unsere Ansicht über die voraussichtliche Zukunftsentwicklung Japans niedergelegt und lassen sie hier folgen:

I. Die Fortdauer des jetzigen Zustandes im gegenwärtigen Raum bei Fortdauer des gleichen Lebenswillens ist unmöglich. Der Stammlandzuwachs wirft jährlich rund 800000 Menschen, der Reichszuwachs rund 1 Million in einen überdrängten Raum. Der Volksdruck darin übersteigt -- mit 170 Menschen auf den Quadratkilometer im Durchschnitt, mit über 200 in den bevorzugten Landschaften, mit fast 1000 auf den Quadratkilometer hochwertigen Kulturbodens, mit nahezu 140 im Durchschnitt des gesamten Reichsbodens einschließlich der sogenannten, teilweise selbst über 100 Volksdichte liegenden „Kolonien" — das Maß der landwirtschaftlich erträglichen Zumutung an die Bodentragkraft, auch mit dem Zuschuß aus unzulänglichen Bodenschätzen. Industrialisierung und Ausfuhrmöglichkeit des Stammlandes haben gleichfalls das für die Umwelt erträgliche und ausgleichbare Ausmaß bereits überschritten. Es bleibt nichts übrig als Ausdehnung, Schrumpfung oder Verstümmelung durch Gewalt von außen her; darüber sind sich unvoreingenommene Beobachter — einheimische wie fremde — gleichmäßig klar.

II. Die Ausdehnungsmöglichkeit besteht nur in zwei gegensätzlichen Hauptrichtungen, deren gleichzeitiges Beschreiten geopolitisch ausgeschlossen scheint, weil die vereinigten Widerstände den Gegendruck des Inselreiches übersteigen: festlandwärts oder meerüber.

Mit großem Geschick hat die vorbeugende Außenpolitik des Reiches bis jetzt jeweils die Linien des geringsten Widerstandes bei der Vorbereitung von Ausdehnungsversuchen verfolgt und sich freie Wahl vorbehalten können. Diese Wahlfreiheit ist jetzt geopolitisch vorüber, das Eine oder das Andere, ein Nacheinander mindestens in der Verfolgung der Ausdehnungsrichtungen muß an Stelle des Nebeneinanders treten; die Ausdehnungsgeopolitik ist zwangsläufiger geworden.

III. Aus der eigenen scharfen Einsicht in die meerbestimmten Grundlagen der am meisten ozeanischen Großmachtform der Erde werden die ozeanischen Widerstände im Augenblick höher eingeschätzt als die festländischen. Man hält es für derzeit unmöglich, Lebensraum in der Richtung auf die Hawaii-Inseln und die Philippinen pazifikwärts (Taiheiyo) von den USA., auf das vielfältig begehrte Neuguinea, die wirklich produktiven Inselräume der Südsee (Nanyo), vollends auf Australien und Neuseeland vom britischen Reich, auf die Reisländer Indochinas von Frankreich zu gewinnen, oder aus dem Ring der Kolonialmächte siedelungsfreie Teile Indonesiens herauszulösen.

IV. Andererseits unterschätzt man im Inselreich aus einseitiger meerüber geschulter Blickrichtung die Dauerwiderstände auf dem Festland, die in der wirtschaftlichen Überlegenheit der chinesischen Siedler, der Unterlegenheit der Japaner auf kontinentalen, klimafremden Böden mit Höhen- und Binnenklima, nordischer Haltung, in der Dauerwucht chinesischer Volkspolitik liegen, wie in der kontinentalen chinesisch-russischen Affinität, die doch schon im Vertrag von Nertschinsk, im Li-Lobanow-Vertrag und Cassini-Abkommen seither wiederholt im antijapanischen Zusammenspiel zutage trat. Wie man sich über die Aufnahmefähigkeit des doch wesensverwandteren koreanischen Bodens für japanische Siedler täuschte (der bis heute nur eine halbe Million, von ihr wieder nur ein Zehntel im unmittelbaren Verhältnis zur Bodenkulturarbeit aufgenommen hat, während die Volkszahl doch auf 21 Millionen stieg), so täuscht man sich, Massenumsiedelungsprojekte ausheckend, die jährlich bis zu einer halben Million Japaner in unkongeniale Umwelt verpflanzen sollen, noch mehr über die Aufnahmefähigkeit der Mandschurei für südrassische, meergewohnte, vom Reisbau abhängige Inselmenschen.

V. Wie stellt sich die Mandschurei als künftiger japanischer Reichs- oder Volksboden oder auch nur als bevorzugte Einflußlandschaft mit Vorzugsrechten für Japan in der Aufnahmefähigkeit dar? In Kolonialzuständen eines Raumes von $1^1/_4$ Million Quadratkilometer (einschließlich Jehol) bei grob 100 Einwohnern Tragfähigkeit auf den Quadratkilometer hat sich bisher eine Bevölkerung von 31 Millionen der eigentlichen Mandschurei, 34 der umstrittenen Gebiete im ganzen ungleichmäßig, zumeist den Tiefenlagen und der Eisenbahnerschließung folgend, verbreitet. In dieser Masse stecken dem Blute nach höchstens 6, mindestens 3 Millionen Mandschuren, etwa höchstens $1^1/_2$ Million, mindestens 800000 Koreaner, $^1/_4$ Million Japaner, 160000 Russen, geringe Zahlen Paläoasiaten (im raschen Schwinden), wandernder Mongolen (im Westen) und eine Handvoll volks- und bodenfremde Zusatzzahlen: alles andere sind mit unerhörter Wanderwucht eingeströmte, bodenhaftende Chinesen.

VI. Im Gegensatz zu den unmittelbar mit Axt, Harke, Pflug an der pfleglichen Erschließung des Neulandes arbeitenden Chinesen hat die japanische Besiedelung bisher nur etwa 9000 Bergarbeiter in unmittelbare Beziehung zu den Bodenschätzen unter der Erde (Bergwerke, namentlich Kohle und Eisen, aber auch Gold, Silber, Wolfram usw.) bringen können, wenig über 3000 Landarbeiter zur unmittelbaren Bearbeitung der reichen Lößböden und Schwarzerde anzusetzen vermocht. Alles andere dient der Erschließung nur mittelbar, durch Kapital, Zwischenhandel, als Angestellte der Eisenbahn, des sonstigen Verkehrs, der Verwaltung und bewaffneten Macht.

VII. Die Geschichte wie die Geopolitik lehrt uns aber mit zwingender Wucht, daß kein Landbesitz durch noch so überlegene Gewaltmittel dauert, bei dem sich eine dem gewalt- oder rechtmäßigen Inhaber volksfremde Tragschicht zwischen den Boden und die herrschende Klasse einschiebt. Auf dieser Erfahrung bauen auch die Sowjets weitgehende zukünftige Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen sich und China auf, wenn auch für sie genau so wie für die Japaner die wirtschaftliche Überlegenheit des chinesischen Siedlers gilt, wie sie Unterberger, Arsenjew u. a. gezeigt haben.

VIII. Daraus kann in weiterer Zukunft ein Zurückgleiten des heute russischen Anteils an Nordostasien in ostasiatische Hände entstehen, die aber dann chinesischen Siedlerströmen, nicht japanischen Machtmethoden dienen werden. Zunächst aber sehen auch die Sowjetbünde nur die Gegenwartsgefahr der japanischen Macht in der Nordmandschurei, nicht so klar die Zukunftsgefahr des chinesischen Volksdrucks wie Wettbewerbs und die Unmöglichkeit der Dauerlage einer pazifischen Küstenprovinz mit einer zu Lande wie zur See unter fremder Hand liegenden Hauptverbindung und Schlagader.

IX. Grundsätzlich also muß zwischen volkspolitischer Betätigung auf lange Sicht in der Mandschurei und zwischen raubwirtschaftlicher Ausnutzung einzelner ihrer Bodenschätze unter gesicherter Verbindung über die Japansee hinweg im gegenwärtigen weltpolitischen Gedränge und auf kurze Sicht unterschieden werden. Auf kurze Sicht bedeutet die bloße Vorherrschaft Japans bei fast völliger, besitzwahrender Autonomie der Schattenherrschaft einer selbständigen Mandschurei eine ungeheure wehrgeographische Verstärkung Japans für einen ihm etwa in naher Zeit aufgezwungenen Daseinskampf als Weltmacht im Einkreisungsverfahren.

X. An der wirtschaftsgeographischen Verfügung über den mandschurischen Raum bei gesicherter Verbindung über beherrschte Seeräume hinweg (Japansee) hängt die wehrpolitische und wehrgeographische Autarkie Japans auf Jahre hinaus gegenüber einer feindlich zusammengeschlossenen Welt: mit ihr besteht sie, ohne sie fällt sie. Insofern hatte

der einem Attentat zum Opfer gefallene Ministerpräsident Inukai im Sinne seiner Mörder recht mit seiner Behauptung: die Mandschurei sei die Lebenslinie Japans. China kann sich auch ohne sie im Kampf ums Dasein behaupten und bedarf ihrer zum selbständigen Fortleben unter den Großvölkern der Erde gegenwärtig nicht; und es hat alle Aussicht, den Raum volkspolitisch wieder zu erringen. Für Japan bedeutet nun der Verlust die Weltmachtwende, der Gewinn die Möglichkeit, als Träger einer westpazifischen Sendung von dieser Schwelle aus wieder in die Randmeere werbend hinauszutreten und dann die Schwelle selbst, die Rückensicherung, als Opfer an eine Zukunftskooperation wieder an die Chinesen zurückzugeben oder zu verlieren.

Für China ist der augenblickliche Besitz eine Prestigefrage, für Japan eine Existenzfrage; in weiterer Zukunft wird es umgekehrt sein.

XI. Denn die Überlegenheit des chinesischen Siedlers über den japanischen und russischen auf dem Festland, vom subarktischen Tundraboden bis zum subtropischen und tropischen, von der Amurmündung bis Singapore, ist ein geopolitisches und ethnologisches Axiom, das unter vier Augen kein Kenner der ostasiatischen Frage bestreitet, bis auf einige blindgläubige Nachbeter kommunistischer Evangelien der Sowjets und einige verstiegene Vertreter ultranationalistischer japanischer Verbände.

XII. Aber sie gilt nicht mehr gegenüber den unter sich wahlverwandten Landschaftsformen der ostasiatischen Inselbögen. Zwar: beim Ringen um die Malaienhalbinsel in ihrer Festlandverbundenheit vermochte das chinesische Volkselement gegenüber den Malaien selbst, den rassenverwandten Malaiopolynesiern, den Japanern Boden zu gewinnen. Auf den Inselbögen selbst, in der Südsee, auf dem dichtbevölkerten Java, schon in dem ursprünglich überwältigend mit etwa $3^1/_2$ Millionen Formosachinesen besetzten Taiwan gleicht sich die Waage aus. Die ferne Zukunftsmöglichkeit einer meerumspannenden Reichsentwicklung als Führer verwandter Seestämme bleibt Japan offen; auch wenn es die Festlandstellung, die ihm jetzt zur vorbeugenden Abwendung oder Durchfechtung eines Weltkriegs nötig scheint, so sicher wieder verliert, wie England seine französische Stellung unter den normannischen Königen verlor, geopolitisch verlieren mußte, um zum England von heute zu werden.

XIII. Aus dem gleichen Grunde vermögen wir weder an das dauernde Festhalten der Philippinen noch von Hawaii durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu glauben, noch an die Bestandsmöglichkeit der gegenwärtigen Siedelungszustände in den Vorschanzen Australiens, Neuguinea und Borneo, oder in Australien selbst.

XIV. Wie verhalten sich zu dieser Überschau der Ausdehnungsmöglichkeiten und -unmöglichkeiten die Aussichten zur Herstellung des volks- und wirtschaftspolitischen Gleichgewichts in dem durch seinen Volksdruck störenden ostasiatischen Raume durch Schrumpfung aus freiem sozialen Willen oder Verstümmelung Japans durch Gewalt von außen her?

XV. Die Schrumpfung durch Geburteneinschränkung oder freiwilliges Fügen in eine Rolle als Völkerdünger, z. B. in Hawaii, Brasilien, ist Japan vielfach, namentlich von USA. aus, nahegelegt worden.

Bei diesem Zuspruch werden Japan — außer der üblichen Geburteneinschränkungs-Phraseologie — zwei weltberühmte volkspolitische Schrumpfungsbeispiele der Verkümmerung vorgehalten: sein eigenes Trägestauungsbeispiel für die Zeit von 1636 bis 1854, bis zur gewaltsamen Reichserschließung von Amerika aus — währenddessen die in Trägestauung versunkene klassen- und standesmäßig scharf geschiedene Volksmasse in einem Jahrhundert nur um rund 900000 Menschen wuchs, so viel, wie das Reich heute in einem einzigen Jahre; und das durch den Weltkrieg und die ihm folgende Wirtschaftsverzweiflung erzwungene Beispiel Deutschlands, das sich „freiwillig" unter die Rolle der sterbenden Völker begeben habe und hinter das früher so verspottete „siegreiche" Frankreich an Lebenswillen einreihen lasse.

XVI. Das zweite deutsche, sehr sorgfältig studierte Beispiel wird von der öffentlichen Meinung Japans mit dem Hinweis abgelehnt, daß man ja eben durch die festländische Rückversicherung der Gefahr einer Blockade und Einkreisung vorbeugen wolle und dazu Notlagen künftiger Bedränger ausnützen, nicht großmütig vorübergehen lassen müsse. Angesichts des eigenen Beispiels aber weist man darauf hin, daß die Welt, und gerade Nordamerika als ihr fortschrittlichster Vorkämpfer, ja eben Japan in seinem mühsamen und entbehrungsreichen Gleichgewichtszustand nicht zufrieden und abgeschlossen gelassen, sondern der westlichen

Zivilisation und ihren Glückszuständen mit Gewalt erschlossen habe. Nun habe man sich angepaßt, vieles von den besten, liebgewordenen Eigenwerten geopfert, mehr, als der Nation an sich erwünscht war, das kapitalistische System hochkommen lassen; es sei also geschehen, was die Welt von Japan wollte, und sie müsse nun hinnehmen, was daraus folge.

XVII. Freiwillige Schrumpfung ist ohne Gewaltanwendung von außen her nicht zu erwarten. Wohl geht eine starke Strömung darauf aus, dem westlichen Wirtschaftssystem für das Sonnenaufgangsland die Krallen zu beschneiden, und Gedankengänge marxistischer Richtung finden im ursprünglich staatssozialistischen Japan viel aufnahmebereitere Böden vor, als man nach dem äußeren Anschein seiner westlichen Macht- und Wirtschaftsrüstung glauben sollte. Aber auf Einschränkung des Rassenwachstums zielen sie nicht ab; sie wirken höchstens verändernd auf die Ausdehnungsrichtung, weil sie mehr dem Rasseninstinkt zum Zug nach Süden folgen, als weniger.

XVIII. So bleibt als Ausgangspunkt einer Ausdehnungseinschränkung nur die Möglichkeit einer Gewaltanwendung oder überzeugenden Druckes von außen her. Woher müßte eine solche Einwirkung kommen, und wer wäre stark genug, sie auszuüben?

Eine vereinzelte Druckanwendung würde bei der kontinentalozeanischen Zwiespältigkeit der japanischen Volks- und Reichspolitik Japan nur in die Arme der Gegenseite treiben und mit ihr zusammen die Waage des ersten Angreifers bedenklich hochschnellen lassen.

XIX. Ein leicht dem japanischen Volk in lebensgefährlichem Lichte zu zeigender Bluff der Sowjetstreitkräfte — (die notwendig mit zwei Gruppen weit getrennt aufmarschieren müssen, welche, durch Bahnen geringster Leistungsfähigkeit leicht unterbrechbar, schlecht verbunden sind und labil besiedelte Räume hinter sich haben) — könnte wie 1920 zum Zusammenbruch Sibiriens führen und würde mit einem Schlage viel innere Spannung lösen, die viel sicherer peinlich wird, wenn die Befriedung der Mandschurei ohne sichtbare russische Gegnerschaft Jahre auf sich warten läßt. Ein wohlverstandenes eurasiatisches Interesse zwingt also die Sowjets zu einem klug abwägenden Spiel aus der Hinterhand am Pazifischen Ozean, wie verdrießlich es ihrem Temperament auch sein mag.

XX. Eine angriffsweise von Hawaii aus vorstoßende US.-amerikanische Flotte, die mit „leeren Bunkern und vollen Kielen" vor der überaus wehrhaften Küste des Inselreiches — einem schwer blockierbaren Fuchsbau mit vielen Ausgängen — ankäme, würde mit einem Angriffsbestand von etwa 300000, höchstens etwas über 500000 t dem zusammengefaßten Abwehrstoß auf kurze Entfernung von zusammengerafften 850000 t Japans gegenüberstehen. Der Ausgang des ersten Zusammenstoßes mit unabsehbarer Tragweite für die Parteinahme der übrigen Welt könnte mit einem vernichtenden Fehlschlag der Angreifer fern von ihren Ersatz- und Wiederherstellungsmöglichkeiten enden. Ein Spiel mit revolutionären Stößen und Schlägen — sicherlich auch in Korea, Taiwan anwendbar — ist bei der heutigen Weltlage außerordentlich zweischneidig (Philippinen! Hawaii!).

XXI. Die Erkenntnis, daß sie dabei sicher noch mehr zu verlieren als zu gewinnen haben als die USA., ist maßgebend für die Spielbeteiligung der alten Kolonialmächte.

Man weiß in Moskau für seine panasiatische wie eurasiatische Rechnung und in Washington für die panpazifische Rechnung und unerwünschte, weitgehende Schuldbuchstreichungen, daß deren Heere und Flotten weit eher für die Erhaltung gegenwärtiger Zustände, als für grundstürzende Veränderungen raumrevolutionärer Art in die Waagschalen sinken. Der Bündnisverzicht Englands in Washington war wohl die äußerste Erfolggrenze angelsächsischer Gemeinschaftspolitik; ein Mehr ginge an die Bestandsgrundlagen des britischen Reiches (Indien!).

XXII. So ist tatsächlich die Ausdehnungszeit für die Übergangsstunde von der obersten Stufe örtlicher, pazifischer Rangordnung zur Weltmachtgeltung für Japan, die es sehr bewußt erkannt hat, für den Beginn des Übergangs in einer Lage voll gleitender Unsicherheit aller Weltmächte treffsicher gewählt worden.

XXIII. Mit der Verfügungsgewalt über die Kohle und die Kriegsmetalle der Mandschurei, mit der Sicherheit für die Verzinsung der dort angelegten dreieinhalb Milliarden Yen, mitten in der offenen Tür eines Überschußgebietes stehend, das in günstigen Jahren aus seinem Ausfuhrüberschuß etwa 300 Millionen jährlich horten (thesaurieren) konnte, dessen Handelswert ein Drittel des gesamten von China umschloß, wird Japan mit einem Pufferraum von einer

Aufnahmefähigkeit von etwa 70 Millionen in der Mandschurei, 20 in ihrem Vorland auf ein Jahrhundert schwer angreifbar, dagegen begehrenswert als Partner sein — auch wenn sich ihm solange jede andere Ausdehnungsmöglichkeit verschlösse.

XXIV. Um dieses Zieles willen hat das im Innern vor seismischem und sozialem Druck bebende Reich den Einsatz seiner ganzen nächsten Zukunft gewagt, und will den Überdampf in einen weiten Kühlraum entlassen, in dem er sich jetzt, unbequem für alle dort Anwesenden und Beteiligten, kondensiert, und sich mit dem Niederschlag auf ein bevölkerungspolitisches Ringen auf Tod und Leben mit der zahlreichsten und zähesten Rasse Asiens und ihrer viertausendjährigen Siedelungsüberlieferung einläßt. Wer immer zwischen beide greift, ob vom Festland oder Meere her, der setzt sich ungeahnten Druckwirkungen beider Kräfte aus, die sich sogar gegen ihn zusammenfinden können.

Das ist das dynamische Bild des weiteren ostasiatischen Sturmfeldes von heute; mit seiner jetzigen Entwicklung entscheidet sich die ganze Zukunft Japans und steht darin auf dem Spiele, weit mehr als die des chinesischen Volkes.

Jeder Leser kann danach beurteilen, wie weit das deutsche Weltbild an dieser Stelle richtig nach dem damaligen Zustand durchgezeichnet worden war.

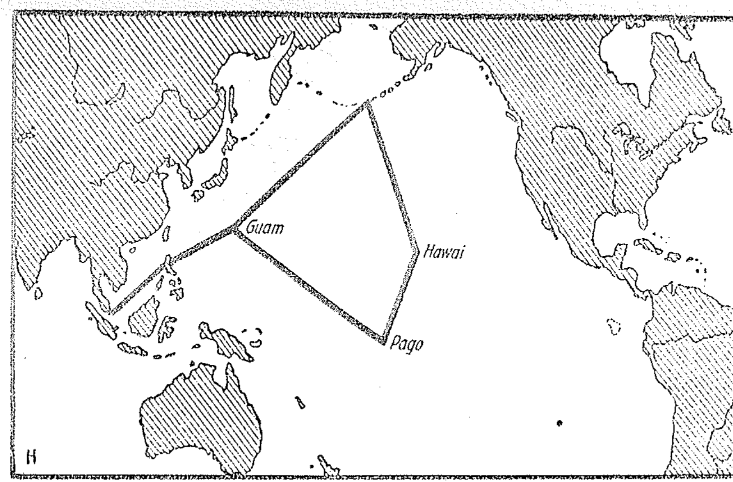
Damals lagen z. B. für den Volksdruck auf zu engem Raum die Ergebnisse des Jahrfünfts von 1925 bis 1930 vor.

Die Weiterentwicklung von 1930 bis 1935, wie sie Leopold G. Scheidl (Wien) in einer vorzüglichen Studie über „Die Entwicklung der Bevölkerung des Japanischen Reiches seit 1868" zahlenmäßig verfolgt (Geogr. Zeitschrift 1939, H. 7), bestätigt nur unsern lapidaren Satz I: „Die Fortdauer des jetzigen Zustandes im gegenwärtigen Raum bei Fortdauer des gleichen Lebenswillens ist unmöglich."

Dabei war es gelungen, die 1935 im Stammlande (Naichi) auf 181 je Quadratkilometer angestiegene Volksdichte dank dem Zuwachs durch die untersiedelten Räume in Korea (Chosen), Formosa (Taiwan), Sachalin (Karafuto) auf einen Reichsdurchschnitt des Volksdruckes von 145 herabzusetzen, der — neben dem deutschen — immer noch der weitaus höchste im Vergleich zu den anderen Weltmächten ist (XVIII). Das Japanische Reich steht an Gesamtvolkszahl mit heute beträchtlich über 100 Millionen nur hinter dem Britenreich, Großchina, UdSSR. und USA., den Raumriesen der Erde, und neben dem französischen Reich, das aber bei etwa gleicher Volkszahl wie Japan das Siebzehnfache des Reichsraumes von Großjapan sein eigen nennt, und nicht zwischen 70 und 80 Millionen lebenswillige, das Gesamtreich bejahende Rassenträger besitzt.

Über 71% gehören dem Reichsvolk an; die übrigen sind Koreaner, Formosaner, Chinesen, Malaien, Chamorros und andere Malaiopolynesier und der kümmerliche Ainurest von etwa 17000 Köpfen; darunter hat sich die Bevölkerung von Korea, Formosa und der Südsee im letzten Menschenalter verdoppelt, die von Liautung vervierfacht, die von Sachalin versiebzehnfacht, während die jährliche Vermehrung im Stammlande 1939 von 1 Million auf zwei Drittel zurückgesunken war. Vorübergehende oder dauernde Trägheitsstauung: das ist die Hauptfrage der japanischen Bevölkerungswissenschaft, die 80 Millionen für das 1970 errreichbare Höchstmaß an Tragfähigkeit hält.

Wir fragen: Hat nicht der Ausbruch von 1937 bis 1940 festlandwärts, mit seiner Masseneinwanderung in China, der Vorstoß über Hainan bis zu den Shinnan-



Nr. 65 Das amerikanische Machtviereck

gunto südseewärts unsere Prognose bestätigt? Ebenso wie II: „Die Ausdehnungsmöglichkeit besteht nur in zwei gegensätzlichen Hauptrichtungen, deren gleichzeitiges Beschreiten geopolitisch ausgeschlossen scheint, weil die vereinigten Widerstände den Gegendruck des Inselreiches übersteigen." Daß die Wahlfreiheit vorüber ist, bestätigt die Zerrungslage von 1940! Will man den Seemächten Widerstand leisten, muß man sich mit den Festlandmächten verständigen, wobei China das große X bleibt. Damit rechtfertigen sich die Leitsätze III und IV, und vielleicht gibt nur die Nachwirkung des Antikominternverbandes die Möglichkeit, dem ozeanischen Druck, aber dann nur mit Rückhalt an Rußland und an China zu begegnen.

In diesem Stil wird ein denkender Leser die Prognose von 1933 an Hand der Wirklichkeit von 1940 in jedem Satz bewährt finden bis zu den Schlußsätzen, die darin gipfeln, das dynamische Bild des weiteren ostasiatischen Sturmfeldes, wie es heute ist, zu zeichnen, und zu behaupten, mit seiner jetzigen Entwicklung entscheide sich die ganze Zukunft Japans und stehe dabei auf dem Spiele, weit mehr als die des chinesischen Volkes. — In voller Einsicht also hat das im Inneren vor seismischem und sozialem Druck bebende Reich den Einsatz seiner ganzen nächsten Zukunft gewagt, weil es fühlte, daß ihm zwischen der obersten Übergangsstufe von örtlicher, pazifischer Rangordnung zu voller Weltmachtgeltung keine Wahl mehr blieb; es mußte entweder Gewalt anwenden, um sich einen ausreichenden Lebensraum zu sichern, oder einschrumpfen und sich zusammenziehen. Dadurch würde es einen überzeugenden Druck von außen her anerkennen, den in der augenblicklichen Weltlage nur die USA. anzuwenden imstande wären, niemand sonst.

Aber wir hatten die Warnung hinzugefügt: eine vereinzelte Druckanwendung werde bei der kontinental-ozeanischen Zwiespältigkeit der japanischen

Volks- und Reichspolitik Japan nur in die Arme der Gegenseite treiben und mit ihr zusammen die Waage des ersten Angreifers bedenklich hochschnellen lassen.

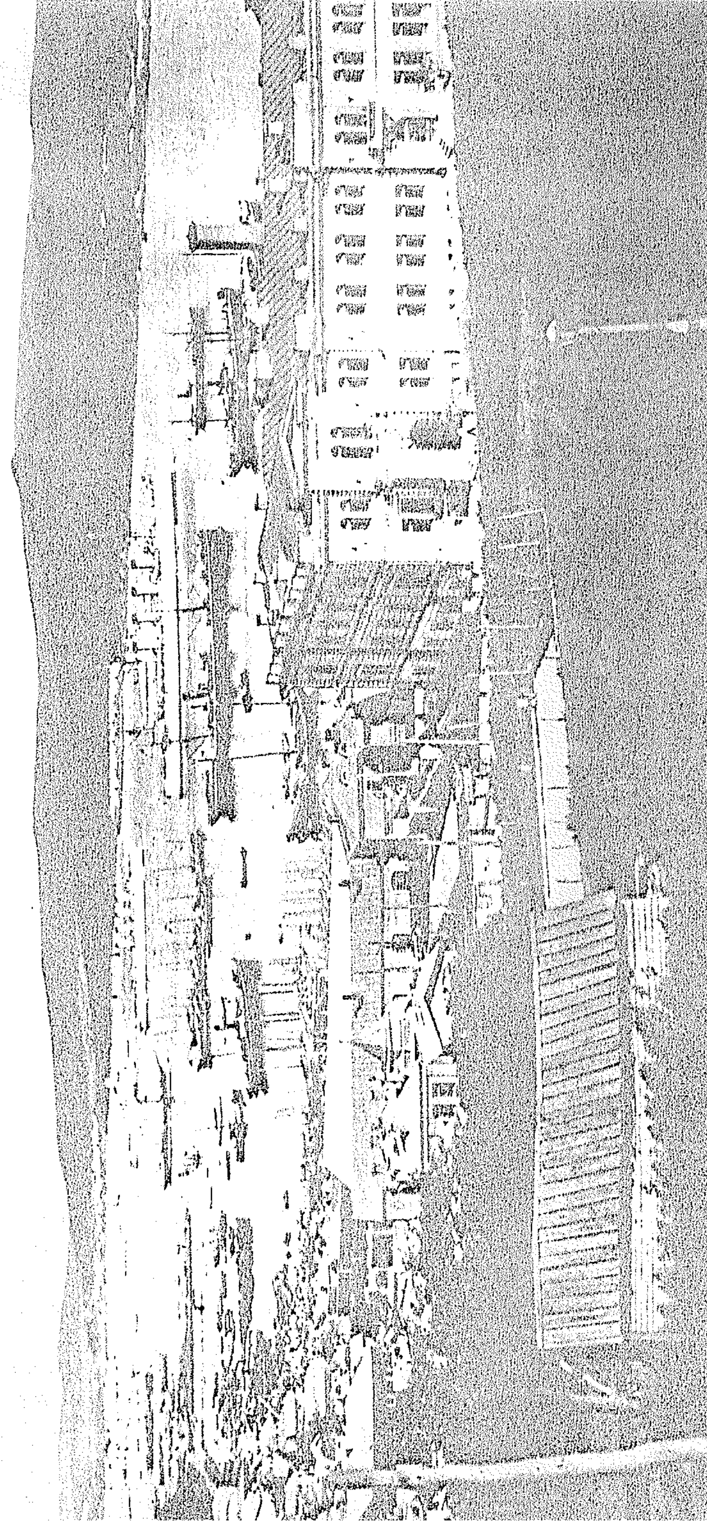
Davor zuckten sowohl UdSSR. wie USA. wiederholt zurück — sogar als das Britenreich noch in der Lage war, Schulter an Schulter mit USA. zu kämpfen. Diese Möglichkeit hat es durch seine falsche Europapolitik vertan.

Daher die zwangsläufige Wahlverwandtschaft zwischen großdeutscher und großjapanischer Reichspolitik vom japanischen Reichsgründungsjahr bis heute.

Halten wir mit den wachsamen Augen, wie sie uns die geomedizinische Betrachtungsweise von H. Zeiss, die uns eine langjährige vorbeugende völker- und staatsbiologische Erfahrung als unentbehrlich gezeigt hat, anerzieht, Umschau nach den für die Zukunft eines Reiches gefährlichen Keimen und Spaltpilzen, nach Rissen im Bau, so fallen uns einige auf, die doppelt gefährlich sind bei der Neigung zum Zusammenballen der Bevölkerung in geschlossener Siedlung. In erster Reihe steht Klimaverwöhnung, die sich schwer von einem ungewöhnlich begünstigten Lebensraum trennen läßt und wohl katastrophalen Wendungen mit ungewöhnlicher Härte und Kraft des Durchstehens zu begegnen weiß (Erdbeben von Tokyo, 1923), nicht aber schädlichen Dauerwirkungen. Das Volk ist kein Dauer-Schwerarbeiter wie der Chinese, sondern es will dazwischen Muße, Rast, Zeit zur Selbstbesinnung und Lebensfreude wie der Malaie, der Polynesier; es will Herr, nicht Sklave seiner Arbeit sein. Das hemmt seine Kolonialleistung auf jungfräulichen, fremdartigen Böden. Der Japaner will nicht auf dem eroberten Boden als trotziger Pionier, sondern in Fühlung mit der Heimat, in Anlehnung an die Volksgenossen auf wesensverwandtem Kulturboden leben und sterben. „Clannish" nennt ihn deshalb der Amerikaner des Pionier-Belts.

Tief sitzt auch der volksbiologische Krankheitskeim der Verstädterung, die bereits zwischen 45 und 57% — exakte Angaben sind hier angesichts der Siedlungsweise schwer zu machen — der Stamminselbevölkerung umfaßt, während im großen Agrarland China nur gegen 20%, in Indien nur zwischen 11 und 15% der Volksmasse davon ergriffen sind. Trotz ihren vielen alten und berühmten städtischen Siedlungen sind also die beiden anderen festländischen Großbereiche der Monsunländer bodenfester, erdhafter, krisensicherer als das japanische Inselreich mit seiner hochentwickelten, aber nervöseren Lebensform im Sinne der politischen Erdkunde. Klima und Siedlungsballung begünstigen den erschreckend hohen Verbreitungsgrad der Tuberkulose, die energisch bekämpft wird, aber durchaus nicht besiegt ist, wie die Tauglichkeitsziffern der Wehrmacht erweisen. Allgemein bekannt ist die klimabedingte, durch das überheiße, tägliche Baden als Volksgewohnheit bekämpfte Gefahr rheumatischer Erkrankungen. Wilde Schwankungen der Volksvermehrungsziffern zeigen z. B. zwischen 1938 und 1939 ein jähes Absinken um ein Drittel der bis dahin ebenso jäh nach einer langen Trägheitsstauung angestiegenen Volksvermehrungskurve. Das alles sind Gefahrenzüge eines alten, wenn auch jäh verjüngten Volkstums, einer langen Inzucht bei aller Entwicklung.

Es ist gerade für Freunde Japans notwendig, von diesen Gefahren zu sprechen, für die es selbst durchaus nicht blind ist. Es weiß, daß es mehr als andere Völker,



Der Hafen von Wladiwostok

als etwa das Rassengemisch in den USA. mit seiner viel robusteren Nervenmasse, der Führung wissender Geschlechter, autoritärer Formen bedarf, um gegen die Folgen plötzlicher Nervenzusammenbrüche gesichert zu sein, die es mit so viel Reichserhaltungsinstinkt bisher durch Jahrtausende überwunden hat: die älteste, nur verjüngte, nicht die jüngste unter den großen Weltmächten von heute, die einzige, bei der die Reichsentwicklungslinie bisher niemals einen Bruch erfuhr. „Es ist gute, aber alte, alte Erde" läßt in dem Kulturfilm „Die Tochter des Samurai" der Autor sein Vorbild eines alten Bauern sagen.

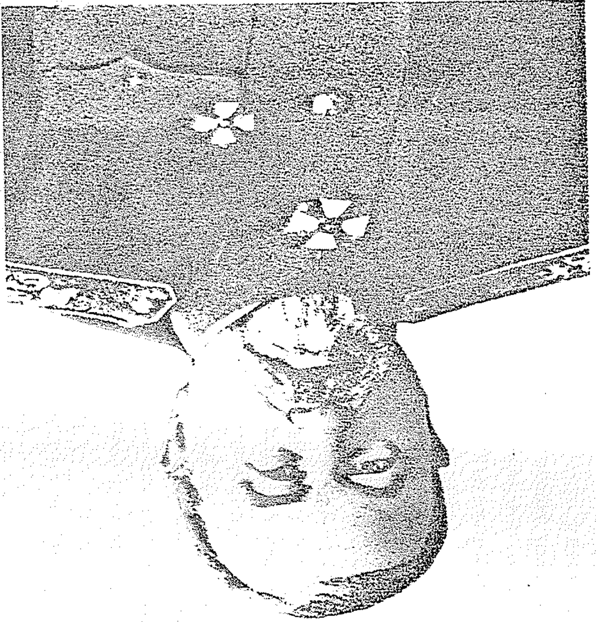
Darum sagt dem Japaner seine zweitausendjährige Reichsbauerfahrung wie sein tiefster Rassen- und Volksinstinkt, seine ererbte seelische Haltung, daß sein Land autoritäre, aus seiner Reichsgeschichte geborene Formen der Weiterführung braucht, nicht die der demokratischen oder liberalen Staatsgebilde westmächtlichen Stils. Auf diesem Wege der Betrachtung allein läßt sich die ganz eigenartige Stellung des Kaisers in Japan verstehen, der sein Ansehen mehr aus der ursprünglichen Würde des Ahnenhohenpriesters und Wahrers eines alten Geschlechtsbewußtseins bezog als aus der des wehrpolitischen Führers, des „Kriegsherrn". Das Kaisertum als solches ist im Volksbewußtsein unfehlbar; es bedarf keines Infallibilitätsdogmas; es kann — immer, seit mindestens 645, vom auffangenden, schützenden Faltenwurf ministerieller Bekleidungsstücke umgeben — kein Unrecht tun; und es ist doch keine nur ins Schaufenster gestellte Dekorationsfigur wie der Träger der britischen Krone, der zwar gewiß heute das Imperium als Ganzes verkörpert, aber in Wahrheit viel unpersönlicher ist als der so sehr zu Unrecht der „Unpersönlichkeit" beschuldigte Träger des Reichsgedankens im Fernen Osten. Er hat als Blumensymbol nicht nur das im Herbstfarbenschmuck prangende Sinnbild des „Kiku" (Chrysanthemums) vor Augen, von dem er ganz genau weiß, daß es nicht in den Himmel, zu den vergöttlichten Vorfahren emporwächst, sondern auch jenes andere der Bergkirschenblüte (Yama sakura hana), das Sinnbild des sich opfernden Kriegers: fleckenlos, duftend im Frührot, zum frühen Fallen bestimmt — hingabebereit für die Blüte der künftigen Geschlechter und auf diese Weise die Ewigkeit eines Reichsgedankens suchend, bedenkend, wie der bemooste Fels im Garten, den die Kaiserhymne preist.

Hier ist die richtige Stelle, um das Wesen der japanischen Rassen- und Reichsgeschichte noch einmal rückschauend zu überprüfen an Altjapans Werdegang von der Urzeit bis zur Großmachtschwelle.

Auf so gedrängtem Raum unter rassenpolitischem Gesichtswinkel die Entwicklung eines Reiches noch einmal abrollen lassen, das am 11. Februar 1940 seinen 2600. Gründungstag feierte und außerdem — vom Strahlenglanz eines heute noch lebenden Staatsmythos umleuchtet — auf ein paar Jahrtausende Frühgeschichte und Rassenaufbau zurückblickt: das ist auch für erfahrene Japankenner ein fast uferloses Unterfangen. Möglich ist aber ein Herausmeißeln der heute noch lebendigen rassebestimmten Kräfte aus den Tiefen einer solchen Geschichte, die wirksam hinter der Dreiecksspitze Tokyo des vielgenannten Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo leben und weben. Unendlich viel leichter hat es dabei der in seiner langen Geschichte nie von einem Feind überwältigte, nur an Rändern berührte



Graf Witte



General Kuropatkin

japanische Inselbogen gehabt als die Träger der beiden anderen Dreiecksspitzen: das europäische Land der Mitte, Deutschland; und die so oft vom Krieg durchtobte Halbinsel Italien.

Völkerwanderungen, die in Deutschlands und Italiens Geschichte eine so große Rolle spielen, haben Japan niemals erschüttert; es wuchs — von außen ungestört — selbstherrlich aus dem Ineinanderfügen von Stammwanderungen empor. Die folgenreichste dieser Stammwanderungen, wie wir nun bewußt überschauen, ist die Fahrt des Reichsgründers und ersten Kaisers Jimmu Tenno vom Berge Takachiho in der Nähe der Südspitze der heißen, schönen vulkanischen Südinsel Kyushu durch die Inlandsee in das sogenannte „Ahnenland" am innersten einspringenden Winkel dieses Privatmittelmeers, dorthin, wo heute die Millionen- und Millionär-Stadt Osaka steht. Von dort aus breitete sich der Sitz der ersten Kaiserherrschaft landeinwärts aus. So ist das alte Japan, damals auf den südwestlichen Teil des heutigen Inselbogens beschränkt, ein doppelzelliges Lebewesen geworden: den einen, flüssigen Kern bildete die japanische Inlandsee; der andere, feste Kern lag in den kleinen, von Waldgebirge umhegten Ebenen, in denen heute die altheiligen Städte Nara und Kyoto liegen. Erst spät bekam die Kaiserherrschaft einen dauernden Mittelpunkt, von 710 bis 784 in Nara, von 784 an in Kyoto, so lange bis 1192 ein Hin- und Herpendeln des Machtschwerpunktes zwischen Kamakura und Kyoto, Kyoto und Tokyo eintrat.

Ganz ähnlicher Volksglaube wie bei den alten Germanen führt die Entstehung der Rasse und des Reiches auf göttlichen Ursprung zurück; nur mit dem Unterschied, daß der Stamm der Sonnengöttin, in Japan zur Herrschaft gelangt, diesen Glauben als heute noch lebendigen Staatsmythos an den Anfang der Rassen- und Reichsbildung setzen konnte und bis heute dort zu erhalten vermochte. Daran ändert für das Volksgefühl auch die Tatsache nichts, daß Ausgrabungen, die in die Zeit von 3000 bis 1000 vor unserer Zeitrechnung zurückreichen, in zahlreichen Funden von Frühbewohnern zeugen. 1240 und 1119 vor der Zeitwende gab es an der Hoangho-Mündung und im Norden von Korea geordnete Staaten, denen Kyushu als Zuflucht von Schiffbrüchigen bekannt war. Für das Volksgefühl bleibt im Dunkel, daß eine andere kurzfristige Zeitschätzung die großen Zeiträume früherer japanischer Regierungsperioden, namentlich der zehn ersten Kaiser, etwas zusammenschiebt.

Geschichtlich erwiesen aber bleibt der Regierungsgründungszug nach Ostyamato; damals griffen schon japanische Reiche auf Kyushu und im Westen der Hauptinsel Hondo nach Korea über, und ausgegrabene Münzen des chinesischen Kaisers Shi Hwang Ti bezeugen die Anwesenheit von 290 chinesischen Flüchtlingen in Kumano auf Kyushu. Man kennt die Jahre, in denen wiederholt Wanderzüge aus Korea und wichtige Kulturzeugnisse aus China über Korea oder unmittelbar in das Ahnenland gekommen sind.

Als glänzendes Sinnbild für das langsame Vorschieben der Nordostmark durch das Reich gegen die Ureinwohner steht der Ostmarkenzug des Prinzen Yamatodake ebenso fest wie die Siege des Kaisers Suijin über das südwestjapanische Reich der Wa. Wenngleich von Sagen umwittert, bleibt doch die

Tatsache, daß die Kaiserin Jingo Kogo die Stoßkraft des jungen Reiches nach Korea lenkte, daß von dorther die Pferdezucht, von China die Orange herüberkam und daß erst nach 25 japanischen Einfällen in Korea, vom 1. bis 5. nachchristlichen Jahrhundert, zwischen 414 und 420 ein Rückschlag in Korea gegen die japanischen Einfälle eingetreten ist. Kurz vorher, um 284 und 367, sind Zeiten starker geistiger Fühlung mit dem Festland gewesen; Gesandtschaften gingen nach China, und spätestens 405 kam mit dem Koreaner Wani die Schrift, strömte 552 n. d. Ztwde. der Buddhismus ein, der zwischen 600 und 621 unter der Kaiserin Suiko und dem Prinzen Shotokutaishi, nicht ohne heftige Kämpfe gegen die alte Geschlechterverfassung, zum Sieg gelangte. Diesem Sieg verdankt einer der ältesten Tempel Japans, der Horiuji, seine Entstehung (607), und angesichts der Schreibseligkeit der neuen Lehre wurde 610 das Papier statt Seide und Stoffen zur Aufnahme der Schrift eingeführt.

Ungefähr zur gleichen Zeit, wo die junge Kraft des Germanentums sich mit den Kulturen, Rechtsvorstellungen und Religionen der Mittelmeerländer auseinanderzusetzen hatte, strömte auch nach Japan die fremdbürtige indische Weltreligion des Buddhismus, die chinesische Staatserfahrung, die Staatsphilosophie des Kungfutse herein.

Die Wirkung war zunächst die sogenannte Taikwa-Reform von 645 bis 652 mit ihrer Umwandlung der Uji-Verfassung des Geschlechterstaates in ein staatssozialistisches Beamtengefüge. Damals begab sich zum erstenmal das große, seitdem wiederholte, für uns greifbare Wunder der japanischen Rassen- und Reichsgeschichte. Wohl schlüpfte Japan in ein fremdes Kulturgewand — aber unter diesem lebte die alte Shinto-Lehre vom Wege der Götter, die Verehrung der vergöttlichten Vorfahren und die japanische Sprache, wenn auch verdeckt durch die chinesischen Zeichen, weiter fort bis auf den heutigen Tag.

Das fremde Kulturgewand schmückte mit einem reichen und glänzenden Faltenwurf zunächst auch nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis: den zuerst in Nara, dann in Kyoto seinen festen Sitz aufschlagenden Kaiserhof und die Spitzen der alten Geschlechter. Welche Kulturhöhe der japanische Hof ungefähr zur Zeit der deutschen Karlinger erreicht hatte, verraten die Schätze des Shosoin, eines Erinnerungstempels, in dem eine japanische Kaiserin den ganzen Nachlaß und alle Gebrauchsgegenstände ihres verstorbenen Gemahls zu einer dauernden Stiftung vereinigte, und eine bedeutende epische Dichtung, der Roman Genji Monogatari der Hofdame Murasaki Shikibu.

War die Hauptstadtverlagerung von Nara nach Kyoto eine Folge der Abwehr kirchlicher und mönchischer Übergriffe in das Reichsregiment (wie sie auch die gleiche Zeit in Deutschland oft genug erlebte), so bildete sich mit der Hochentwicklung der hauptstädtischen Kultur in Kyoto der Gegensatz zwischen dem überkultivierten Hofadel und den rauhen, aber starken Grenzmarkkämpfern heraus. Ihre führenden Geschlechter, die Taira und Minamoto, fochten zunächst in blutigen, grausamen und wilden Kämpfen — die oft mit den Kriegen der Roten und Weißen Rose in England verglichen werden — das Vormundschaftsrecht über die unkriegerischen Kaiser der damaligen Zeit aus. Die Siege des

volkstümlichen jungen Minamoto-Helden Yoshitsune, namentlich die Seeschlacht von Dannoura, erzwangen die Entscheidung zugunsten seines Bruders Yoritomo, der ihn später zum Dank dafür ermorden ließ. Mit diesem Sieg erlangte Yoritomo 1192 die Würde eines „Barbaren überwindenden Feldherrn": Seitai-Shogun. Damit glitt der Machtschwerpunkt von Kyoto, das kaiserlicher Herrschaftssitz blieb, nach dem Sitz der neuen Reichsmarschälle Kamakura im Kwanto, in jene Ebene, in der heute unweit der wunderschönen, leicht verfallenen Tempel von Kamakura und des großen Buddha die heutige Hauptstadt Tokyo, die drittgrößte Stadt der Erde, liegt.

Der Sieg der nordöstlichen Grenzkämpfer bedeutete zugleich eine verstärkte Nordwestkolonisation. Künstlerisch erinnert das Zeitalter mit seinem charaktervollen Eisenschmuck und seinen strengen Holzschnitzereien ebenso an unsere nordische Gotik, wie vorher die Hochblüte der Kunst in Nara und Kyoto an romanische Züge. Neuere japanische Geschichtsschreiber sehen in dieser Zeit den entscheidenden rassenpolitischen Abschnitt der japanischen Altgeschichte: vor ihm liegt das Ringen zwischen der Yamato- und Ainu-Rasse; nach ihm bis zur Gegenwart der innere Ausgleich der Yamato-Rasse bis zu der heutigen einheitlichen Verschmelzung, aus der die ursprünglichen, verschiedenen Rassenströme nur noch für den Kundigen erkennbar sind.

Der Ritterkodex des Bushido, die strenge Lebensregel des japanischen Samurai, ursprünglich schon aus dem Lebensstil des alten Geschlechterstaates und der sogenannten Königsknappen hervorgegangen, erhielt von Yoritomo Minamoto seine erste feste Form. Von 1185 bis 1869 kann Japan als Feudalstaat mit hieromonarchischer Spitze — mit dem Ahnenhohenpriester zugleich als Kaiser — betrachtet werden. Das japanische Lehenswesen entwickelte sich in vielen Richtungen ähnlich wie das deutsche. Doch die Erblichkeit der Lehen war zwar eine Gewohnheit, aber kein Recht; Kaiser und Shogun konnten die großen Lehensträger versetzen; als im 19. Jahrhundert das Wehrgefüge des Lehensstaates unter dem Druck des Auslands zusammenbrach, wurde der größte Teil der Lehen mehr oder weniger freiwillig an den Kaiser als den Urquell des Staatsrechtes zurückgegeben. Von 1185 bis 1333 ruhte der weltliche Machtschwerpunkt in Kamakura, und es bildete sich ein Zustand heraus, der von den ersten Abendländern, die japanischen Boden betraten, einer europäischen Herrschaftsform mit doppelter Spitze: dem weltlichen Schwert in Händen des Kaisers, dem geistlichen Schwert in Händen des Papstes, an die Seite gestellt wurde. In diese Zeit fiel die Abwehr des gefährlichsten Sturmes, der jemals an das Japanische Reich heranprallte: die Mongolenflotten Kublai Khans wurden 1274 und 1281 durch das japanische Feudalheer und einen göttergesendeten Drehsturm (Kamikaze, Götterwind) vernichtet.

Sein gutes Glück, das Japan mehr als einmal in solchen Fällen begünstigte, wollte, daß die inneren Wirren der Ashikaga-Zeit und die Gegenkaiserkämpfe um die Persönlichkeit des Kaisers Godaigo, die bis 1573 das Reich in die Gefahr des Auseinanderfallens brachten, erst um 1333 begannen. In dieser Zeit der schlimmsten Wirren entstand, ähnlich wie im Heiligen Römischen



Kaiser Yoshihito-Taisho Tenno

Reich der Minnesang und die Göttliche Komödie des Dante, das hohe Lied des japanischen Gott-, Kaiser- und Staatsgedankens: das „Jinnoshotoki". An diese Staatsdichtung knüpfte späterhin die nationale Romantik und Reichserneuerung an, bis sie unter Kaiser Mutsuhito 1868 durchbrach und Japan zu seiner Weltmachtstellung emporriß.

Ungefähr zu der Zeit, wo mit der Landung der ersten Europäer in Südjapan und einem raschen Augenblickserfolg des Christentums eine große Gefahr von außen her das Kaiserreich aufrüttelte, erstand in der Persönlichkeit des Ritters Oda Nobunaga von 1534 bis 1582 ein Wiedererneuerer des Reiches und Wiederhersteller des kaiserlichen Ansehens. Will man dem Deutschen diese Persönlichkeit mit einem Schlag begreiflich machen, kann man sie ihm als einen erfolgreichen Franz von Sickingen vorstellen. 1571 besiegte er mit dem Tempelsturm auf den Klosterberg Hieisan bei Kyoto alle Versuche der übermütig gewordenen geistlichen Herrschaften, sich in das weltliche Geschick des Kaiserreiches einzumengen. Als ihm eine Feudalfehde die Macht aus der Hand riß und er in einem brennenden Tempel einen wilden Freitod starb, da trat der genialste seiner Generale, Toyotomi Hideyoshi sein Erbe an: ein Condottiere, ein Freischarenführer, in dessen reichbewegtem Lebensgang sich Wesenszüge eines Wallenstein und eines Giovanni Medici delle bande nere wunderlich ineinandermengen. Dieser geistreiche und gewalttätige Soldat vollendete Oda Nobunagas Einigungswerk; er zwang in einer großartig angelegten Operation zu Lande und zur See den eigenwilligen Satsumastamm 1587 wieder an das Reich heran und wendete sich 1592 bis 1598 gegen Korea, das damit einen tödlichen Schlag empfing. Durch die Streitigkeiten der Missionäre und der verschiedenen Glaubensbekenntnisse des Abendlandes von der Gefährlichkeit des Christentums für Japan überzeugt, begann er 1587 mit seiner Ausrottung, die 1637 mit einem furchtbaren Gemetzel endete.

Als Hideyoshi, von Leidenschaft und Leistung verzehrt, ein frühes Ende fand, entwickelte sich zunächst von 1598 bis 1600 ein Kampf der von ihm ernannten Reichsräte. Diesen Kampf beendete der Sieg des Tokugawa Jyeyasu in der schweren Schlacht bei Sekigahara, die zum Aufbau des feudalen Lehens- und Polizeistaats der Tokugawa, mit Verlagerung des Machtschwerpunktes nach Yedo, dem späteren Tokyo, führte. Das Wirken dieses Tokugawa-Shoguns kann für das Geschichtsbild des Deutschen etwa der Lebensleistung des Großen Kurfürsten verglichen werden, der allerdings weniger vom Glück begünstigt war. Jyeyasu schloß 1607 Frieden mit China, 1615 mit Korea. Er förderte 1609 und 1613 die Faktoreien der Holländer und Engländer in Hirado und Deshima, während er Spanien mit großem Mißtrauen gegenüberstand, ohne es zu fürchten. Er entsendete Schiffe nach Mexiko, verstärkte als gläubiger Buddhist die Stellung der buddhistischen Staatskirche 1614, nach dem Verbot des Christentums. 1615 vernichtete er mit dem Sturm auf Osaka das Geschlecht seines Vorgängers, trotz der verwandtschaftlichen Pflichten, die ihm dieser sterbend seinem Sohn und Nachfolger gegenüber auferlegt hatte.

Nun folgt von 1636 bis 1854 eine Zeit fast vollkommener Abschließung Japans



Grabhügel des Kaisers Taisho

gegen außen, die im Innern eine sogenannte „Trägestauung", d. h. Stillstand und Rückgang der Bevölkerung zur Folge hat. Dabei blüht eine raffinierte Spätkultur auf, in manchen Zügen unserem Rokoko vergleichbar; unter dieser Decke aber steigt eine gewaltige Welle nationaler Romantik an und strebt zur Strenge des Lebensstils, zu heroischer Staatsauffassung und zur Wiederherstellung der vollen Kaisermacht zurück. Die Herrschaft der Tokugawa war ein Meisterwerk von Gleichgewicht; aber jeder Stoß von außen her mußte dieses künstliche Gleichgewicht gefährden und das natürliche Gefüge Japans mit annähernd gleichgroßen, geographisch bedingten Gauen unter einer Zentralgewalt wieder herstellen. An solchen Anstößen von außen fehlte es nicht, obwohl als Sicherung die Nordostkolonisation über die Straße von Tsugaru weiter ausgedehnt wurde und verschiedene Anläufe zur strafferen Angliederung der großen Nordinseln Yezo und Karafuto (Sachalin) gegen die seit 1648 aufmerksam verfolgte russische Annäherung an den Amur vorgetrieben wurden. Von 1807 bis 1853 konnten verschiedene englische und russische Vertragsverhandlungen abgewiesen werden. Aber 1853/54 wurde der Druck des Auslandes zu groß: eine Flotte der Vereinigten Staaten unter Admiral Perry erzwang die Öffnung des Reiches, führte damit aber selbsttätig das Ende des Lehensstaates durch das Versagen der einzelnen Lehensfürsten und des Shoguns in der Abwehr herbei. Damit erhielt das Ringen um die legitimistisch-imperialistische Wiederherstellung der Kaisermacht Oberwasser und bewirkte von 1854 bis 1868 den Zusammenbruch der Herrschaft der Shogune: in jenen gefährlichen Übergangsjahren vom zusammensinkenden Shogunat zum nationalen Kaisertum, die dann zum Sprung über die Großmachtschwelle führten.

Heute steht Japan diesseits von ihr, veranstaltet aber noch jedes Jahr, alter Kulturtradition getreu, im Frühjahr eine Schau der Kirschblüten, im Herbst der Chrysanthemen, auf diese Weise der Blütensymbole seines Reiches eingedenk neben der stolzen, dem Kaiserhaus allein vorbehaltenen Paulownia Imperialis und dem in die Vergangenheit zurückgesunkenen Aoi der Tokugawa.

XXI

樞軸

Su Jiku

Die Hauptachse

Das Rand- und Binnenmeerproblem des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo

Randmeere in der Lebensraumgestaltung — Die Japansee im Spiegel der Binnenmeere der Achsenmächte

Keinem sinnloseren Mißverstehen konnte man die Kunst und Wissenschaft geopolitischer Arbeits- und Betrachtungsweise aussetzen, als es durch den Versuch geschah, sie auf die niedere Ebene des geographischen Determinismus oder gar einer Erneuerung von Milieutheorien herabzuzerren. Das erste unternahmen vielfach Vertreter der politischen Geographie: unwissentlich, wenn sie vom statischen Grundzug der Erdkunde alten Stils nicht loskamen und das gewaltige dynamische Moment in der Geopolitik nicht begriffen; wissentlich, wenn sie, wie Briten, Franzosen, auch westmächtlich orientierte Niederländer, die ihnen gefährlich scheinende deutsche Geopolitik planmäßig diskreditieren wollten. Das zweite versuchten wohl solche Historiker, die mit rückwärts gerichtetem Blick um die Alleinherrschaft der Geschichte als „Lehrerin der Völker" bangten. Als ob irgendein Wissenszweig bei der furchtbaren Schärfe des Daseinskampfes der Völker in unseren Tagen das Recht auf ein Sonderdasein um seiner selbst willen, als „l'art pour l'art", behaupten könnte!

Was ist in diesem letzten Sinne „kriegswichtig" und was nicht; was kann sich in seiner Tauglichkeit aus eigener Kraft erhalten; was muß sich schon um der bloßen Erhaltung als Werkzeug willen in Dienstbarkeit des Zusammenbaues begeben und schon einfach deshalb auf eine trügerische Eigenbrötelei verzichten? Das sind die daseinsentscheidenden Fragen und nicht die der Eitelkeit, ob diese oder jene gelehrte Gesellschaft um ihrer selbst willen am Leben erhalten werden solle, diese oder jene Zeitschrift einem allgemeinen Sterben entzogen werden müsse, auch wenn sie sich aus eigener Kraft nicht mehr behaupten kann. Das gilt für die „Havenots", die armen Reiche der Deutschen, der Italiener, der Japaner vor allen andern: „Primum est vivere."

Dabei tritt die Frage der bisherigen wie der künftigen Instinktsicherheit als Werkzeug der Lebensraumgestaltung in den Vordergrund, kraft deren das Volk seinen Staat so kongenial und wesensnah seiner Volksseele wie möglich einrichtet. Eines der sichersten Symptome dabei ist die jeweilige Einstellung zu „der Menschheit gemeinsamem Gut", zum „Atem der Erde", zum Meer, vor

allem jenen seiner Zungen, die als Randmeere in daseinswichtigem Verhältnis zum Lebensraum eines Volkes stehen und ihm seinen freien Zutritt zu den Weltmeeren sichern.

In diesem Verhältnis spricht sich wahrscheinlich mehr als in den meisten anderen Grundrichtungen, die wirksam sind beim Entstehen, beim Wachstum und der Erhaltung von Staaten als möglichst vollendetem Ausdruck der Volkwerdung, die in ihnen wirksame Instinktsicherheit oder Instinktlosigkeit der bauenden Volkszellen aus. Denn in diesem Verhältnis ist auch der Raum, der Volksboden, nur ein Werkzeug der Volk- und Staatswerdung, freilich das wichtigste, die Grundlage schaffende; denn der Volksboden steht — eben aus dem Sakralen der Erde heraus — in einer unwägbaren, unmeßbaren Wechselbeziehung zu den Schöpfungen des Blutes, der Rasse auf ihm, wie er auch seinerseits als Erzieher der darin gewachsenen Volksseele urtümliche Werte mitgibt, freilich auch Fehler, die sie kennen muß, um ihre positiven Seiten aufs höchste auswerten, ihre negativen unschädlich machen zu können. Insofern hat sich die politische Erdkunde und noch mehr die über sie hinausgebaute Geopolitik weit über jenes Erdgeschoß hinauf entwickelt, in dem noch ein Hermann Wagner alles Maß und Zirkel unterwerfen zu können glaubte, wodurch er seiner geliebten Wissenschaft das Loskommen von den Eierschalen der Mittelschulstufe so sehr erschwerte.

Noch schädlicher als für den Umgang mit den Formen der Landoberfläche erwies sich am Reichsbau der Deutschen das Festhalten an jener Abart des geographischen Determinismus für ihr Verhältnis zum Meer, — in das doch gerade ihr faustischer Drang sie immer wieder hinaustrieb, — nicht zuletzt bei der Flotten- und Überseepolitik ihres Zweiten Reiches, das an einem Fuß den ozeanischen Siebenmeilenstiefel, am andern den kontinentalen Holzschuh trug und deshalb in seinem staatspolitischen Weltlauf so schwer zu Fall kam.

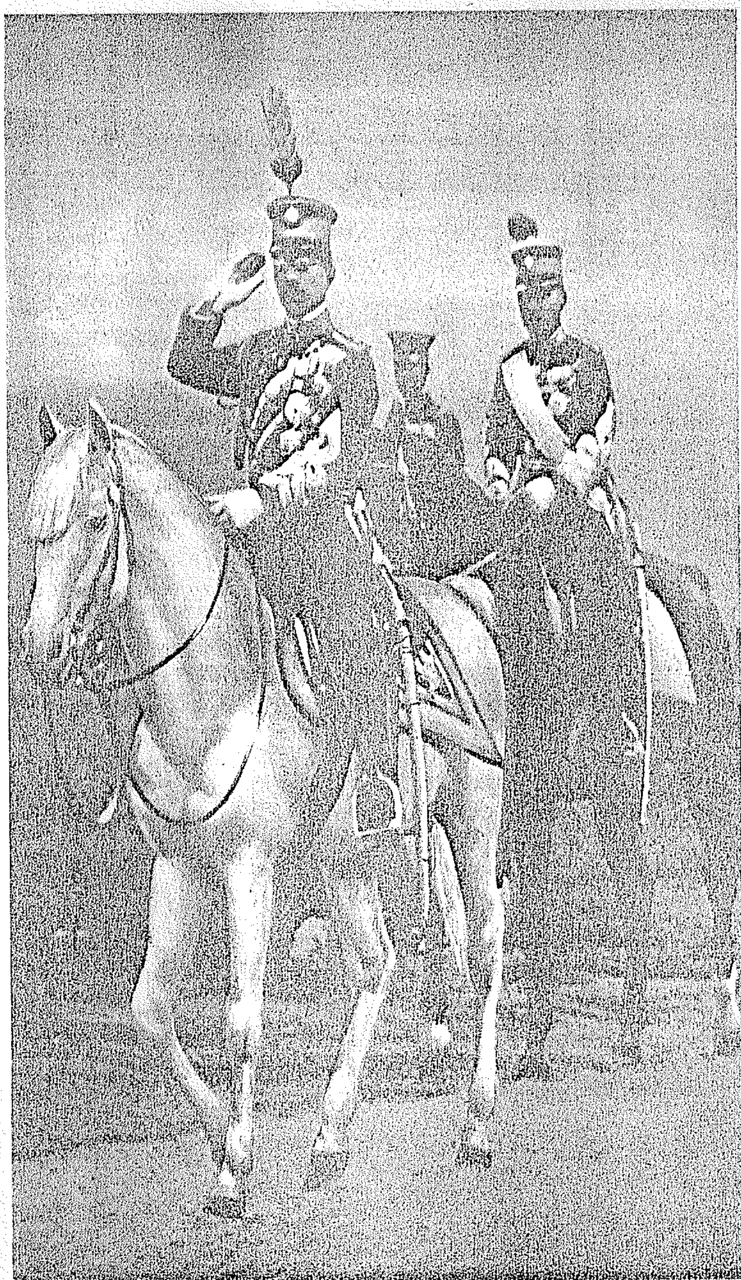
Optionen beim Schritt von der Küste aufs Meer hinaus, zu denen sich die Festlandgestaltungen der Germanen nicht entschließen konnten, wie oft auch unter ihnen wenigstens das Schlagwort vom „Dominium maris baltici" erklang, hat nur die Rassenmischung des einzigen Inselvolkes unter ihnen, die englische, vollzogen; sie hat von der Nordsee aus, der „German sea", ein welturnspannendes Reich aufgebaut, dem seine mißhandelten Blutsvettern nur den Ostseeraum zu entziehen wußten. Auf seiner unbedingten Beherrschung steht nun die deutsch-eurasische Festlandkombination, die vom deutschen Boden aus durch ihre Luftkampftechnik auch Hand auf die Nordsee gelegt hat.

Dieses Tor und das andere unmittelbar durch die Warmwasserheizung des Golfstromes offen gehaltene der Murmanküste steht also der deutsch-russischen Zusammenarbeit offen, wenn sie sich der Anakondataktik der englisch sprechenden Seemächte erwehren will. Beide Tore sind sehr einseitig absperrbar.

Unüberwindlich wird aber der Festlandwiderstand der Alten Welt erst dann, wenn ihm der pazifische Ausgang mindestens so sicher ist wie der atlantische. Den Schlüssel dazu hat die Vormacht Ostasiens, Japan, in der Hand, dessen auf dem Erdball örtlich und raumpolitisch so günstig konzentrierte Seemacht heute



Kaiser Hirohito-Shôwa Tenno



Kaiser Hirohito auf dem Schimmel Yuki bei einer Truppenbesichtigung

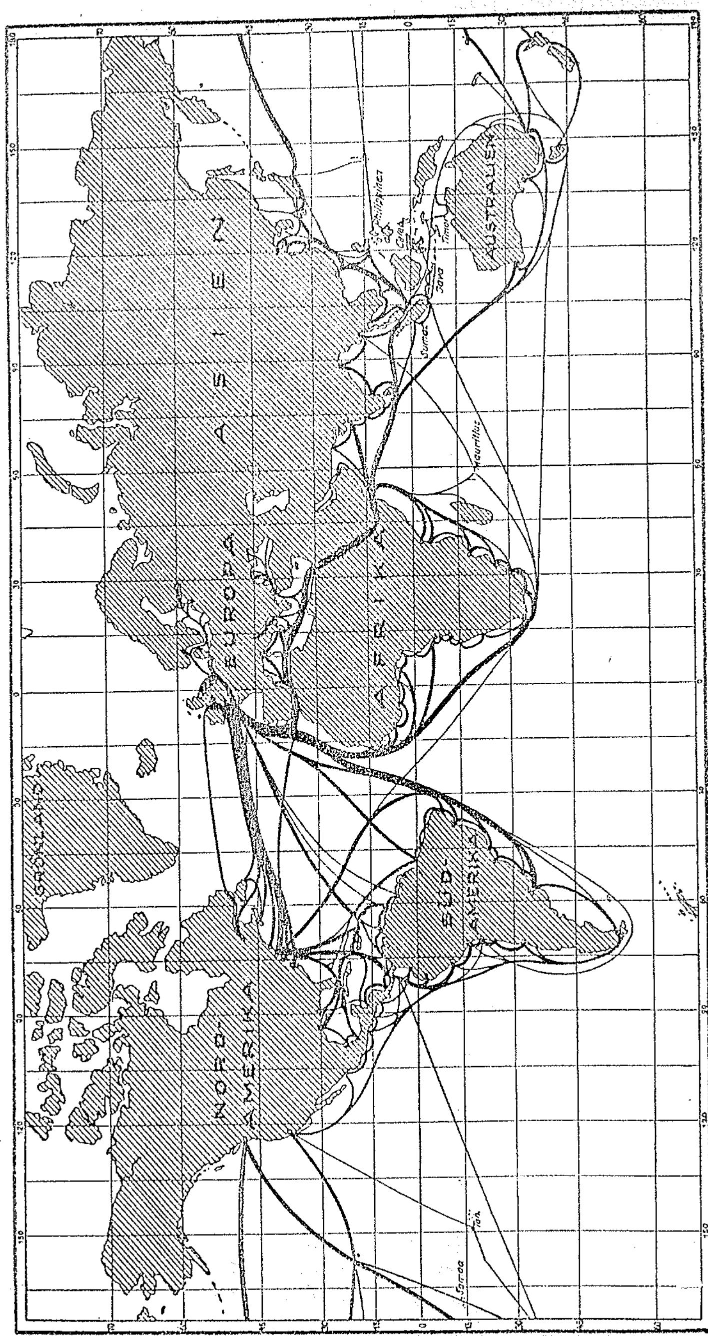
den ganzen ostasiatischen Küstenmeerkorridor mit seinen zahlreichen Pforten beherrscht. Insofern hat die hohe Schule der britischen und US.-amerikanischen Imperialisten von Homer Lea, Brooks Adams, Mahan, Sir H. Mackinder bis zum „Imperial Institute", dem „New Statesman" und seinen französischen Freunden wie Ancel und Selby recht: der Gefahrentag der Angelsachsen bricht erst an, wenn die Verbündung Deutschland—Rußland—Japan Tatsache wird und ihre höchste Wirkung im nördlichen und südlichen Mitteleuropa gewinnt, weil ein vollendetes Zusammenspiel der Achsenmächte Rom—Berlin das europäische Widerlager verstärkt.

Deutschland hat an unmittelbar angreifbarer Wasserkante nur etwas über 1400 km zu verteidigen, Rußland 13000 größtenteils eisgeschützte Küsten, Italien mehr als das Doppelte von Rußland fast ohne natürlichen Schutz, Japan über 52000 km Küstenentwicklung allein des engeren Reiches, ohne das, was an chinesischer Küstenstrecke von Shanhaikwan bis zu den Shinnangunto, den Spratley-Inseln, im fernen Süden des australasiatischen Mittelmeers dazukommt (weitere 7000 km — also fast 60000 km Seefront, Wasserkante). Italien aber hat neben einer schwer in allen ihren Aufgaben zu schützenden Seeküste auch eine Landgrenze; und es liegt mit seinem Dodekanes-Besitz quer zur geschichtlich am meisten und am häufigsten begehrten russischen Durchbruchsrichtung zu den warmen Meeren, und gleichzeitig im Ostmittelmeer auf der Hauptstraße des britischen, im Westmittelmeer in Flankenstellung zur Hauptstraße des französischen Imperialismus. Für Italien war also der Sprung vom Schutzwall der Neutralität herab am schwersten, wenn auch vielleicht für den letzten Springer von weltentscheidender Wirkung. Jedenfalls aber zeigt sich uns ein großer geopolitischer Einheitsnenner für wichtigste weltpolitische Entwicklungen in der Randmeer-Machtfrage.

Es steht außer Zweifel, daß Japan sie bis jetzt gegenüber seiner Meerumgebung mit der größten Meisterschaft gelöst hat: zuerst schon in grauen Tagen seiner Reichsgeschichte gegenüber der Inlandsee, dann gegenüber der Japansee, endlich gegenüber dem Ost- und Südchinesischen Meer, dem Westpazifik, der Südsee. Aber es war dabei auch von der größten geopolitischen Lagengunst getragen.

Als nächst günstige Lösung erscheint das Verhältnis Italiens zur Adria, seit es im Besitz von Albanien zugleich festen Fuß auf der Balkanhalbinsel gefaßt hat und die britische Schlüsselstellung von Korfu entgiften konnte, die von England aus mit der gleichen Selbstverständlichkeit als britisches Recht auf griechischem Boden in Anspruch genommen wurde wie ehedem Helgoland als Sperre der Deutschen Bucht, Gibraltar als Torwächter des Mittelmeeres.

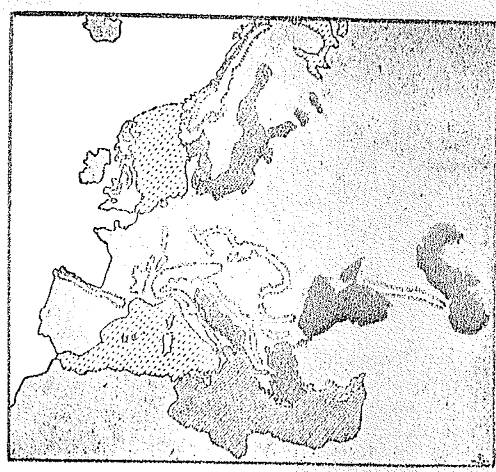
Ähnliche Randansprüche gegenüber lebenswichtigen Fahrtrechten der Neuen Welt sind durch die neu festgesetzte 500-km-Schutzzone stark entwertet worden, deren Schöpfung beweist, daß auch die Amerikaner, nicht nur die Briten, Mahan mit Nutzen gelesen haben. Damit ist das ehedem amerikanische Mittelmeer in ein rein amerikanisches Randmeer verwandelt worden und ein Mittelmeer eigentlich nur noch in der ozeanographischen Theorie geblieben, während das



Nr. 66 Der Weltschiffsverkehr und die Randmeere der Alten Welt

romanische und australasiatische Mittelmeer diese Rolle auch in der politischen Praxis beibehalten haben.

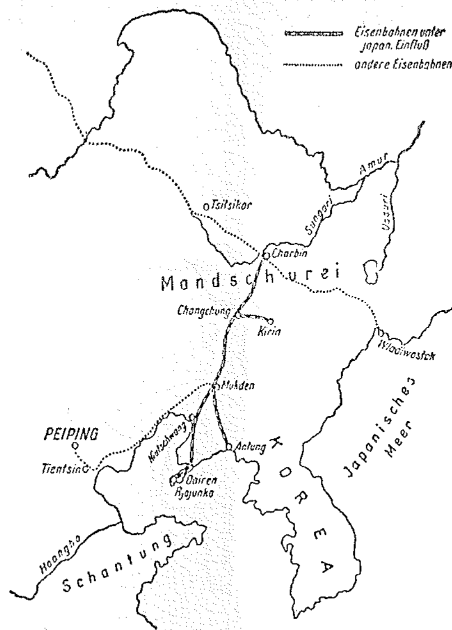
Denn in der Einsperrung im Mittelmeer liegt der große wehrgeographische Kummer Italiens, aus dem es nur herauskäme, wenn es wirklich die vorherrschende Seemacht dieses Raumes wäre. Dieser Titel aber wird ihm von den Westmächten bestritten und ist wohl nur durch einen Primatkampf als Daseinsfrage auszutragen, für den die günstigste Ausgangslage gesucht werden mußte, die gewiß nicht an der Seite Englands gefunden werden konnte, aber immer einen Streifblick auf die Meerengen erfordern wird. Das ist die Zwickmühle, in die Italien geraten kann! Deutschlands Randmeerpolitik ist eindeutig; sie weist auf das große Zukunftsrecht wirklicher Freiheit der Meere. In dieser Zielrichtung könnte es sich mit den Vereinigten Staaten, mit Rußland, Italien und Japan begegnen, die alle dabei am besten auf ihre Rechnung kämen. Der russische Drang zu den warmen Meeren aber ist vieldeutig und begegnet sich an zwei Stellen mit dem des „Impero“: im Ostmittelmeer und Indischen Ozean. —


Nr. 67 Wertabstufung europäischer Randmeere im Gegensatz zur wehrgeopolitischen Einheitsart der ostasiatischen Küstenmeere

„Auf der Ostsee ruht ein Hauch geschichtlicher Größe, der sogar an das Mittelmeer erinnert ...“ Um diesen Satz hat der größte der deutschen politischen Geographen, F. Ratzel, in „Erde und Leben“ eine Symphonie über das Ringen des Menschen mit dem Meer in der Geschichte gebaut. Es gibt kaum eine Stelle an der deutschen Wasserkante, wo Größe und Gewinn, Versagen und Verlust unserer Rasse gegenüber dem Meer schärfer zum Bewußtsein kommen als beim Ausblick von Lübecks Türmen auf die lübische Bucht, den einspringenden Winkel der Baltischen See, auf den Altkulturboden des Ersten Deutschen Reiches zu.

Was hat der Deutsche mit dem Binnenmeer seiner Rassenwiege anzufangen gewußt? Was ist der Germane der Ostsee, was die Ostsee dem Germanen und seinem deutschen Sprossen schuldig geblieben?

Die Frage reizt noch mehr zum weltpolitischen Nachdenken, wenn man versucht, das Verhältnis der einzelnen Mächte des kühnen weltpolitischen Zweckbaues im Antikominternverband zu den Binnenmeeren ihrer Wahl und Gabe



Nr. 68 Wladiwostoks Lage am transsibirischen Schienenstrang vor 1935

vergleichend zu betrachten, und damit einen Fragenkreis anschneidet, der ungemein reich an geopolitischen Lehren ist.

Gab es doch eine Zeit, in der Lübeck so gefährdet und vereinsamt an seiner Bucht in einer raum- und volksfremden Ostsee lag wie heute Wladiwostok an der Japansee; und eine andere, in der seine Macht in seinem Meer so fest begründet schien wie die der Königin der Adria in jenem anderen Meer, in dem jeder Doge vom schwer vergoldeten Bucintoro aus seinen Brautring in die Flut versenkte mit den Worten: „Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii" — „Wir vermählen dich uns, Meer, zum Zeichen wahrhaftiger und ewigwährender Herrschaft!" Das war ein Anspruch, der 130655 qkm Meer an die bei beweglicher Flut so seltene Treue zu einer Laguneninselfläche von etwa 7,5 qkm mit einem Festlandgegengewicht der „Terra Ferma" von nur 24500 qkm Raumfläche band. Eine der raumpolitisch kühnsten Machtkonstruktionen der Erde! Ihre Vergangenheit erreichte nur die bis 1939 währende Gegenwart der britischen, die Zukunftshoffnung der japanischen Seegeltung.

Eine ähnliche Spannweite aber hat die Stadtgeschichte Lübecks in sich zu verarbeiten, für ihr Verhältnis zur Ostsee.

Das könnte uns erschrecken, wenn wir nicht vom Arbeiten mit dem Antikominternverbande und seiner Spannung über die Alte Welt hinweg her an kühne Ausdehnung gewöhnt wären. Betrachten wir aber die weltpolitischen Fundamente dieses Stahlgerüstes auf ihre Standfestigkeit hin, so verraten sie uns, daß alles darauf beruht, daß in drei Binnenmeeren „nichts passiert": in der Ostsee, in der Adria und in der Japansee, die unter allen dreien das größte, das raumweiteste Problem umschließt. Freilich kommt ihr der Ostseeraum nahe, sobald man sich die Mühe nimmt, die Einzugsgebiete der beiden Binnenmeere zu umgrenzen, von denen die Ostsee freilich nur etwas über 400000 qkm reiner Wasserfläche mißt, die Japansee bei Tiefen bis zu 3258 m nahezu 1 Million. So stufen sich die politischen Binnenmeerprobleme Italien zu Großdeutschland zu Japan wie $1^1/_2$ zu 4 zu 10; aber das Bild ändert sich sofort, wenn wir uns klarmachen,

welche Seeräume weiterhin als Anschluß ins Gewicht fallen. Das geschieht in dem Augenblick, in dem wir wohl bei Großdeutschland seine Gefangenschaft im Nassen Dreieck der Nordsee, bei Italien seine Gebundenheit im westlichen und östlichen Mittelmeerbecken, mit Ausblick allerdings durchs Rote Meer und unmittelbar vom Osthorn von Afrika in den freien Indischen Ozean, in Betracht ziehen, bei Japan aber mit mehr als 52000 km Küstenentwicklung seine doppelte Armfreiheit erwägen: nach der einen Seite in den ostasiatischen Küstenmeerkorridor vom Ochotskischen Meer bis zu den Shinnangunto im Herzen des australasiatischen Mittelmeers, und nach der anderen in die Weite des größten Ozeans mit seinen Inselwolken, in denen vor dem Weltkrieg auch wir Deutsche das am meisten ozeanische Inselreich der Südsee besaßen.

1939 endlich kamen neben einem völlig vom Meer abgedrängten Partner, Ungarn, und einem zurückgeschnittenen, der Mandschurei, die verjüngten Spanier mit einer gewaltigen atlantischen und mittelmeerischen Überlieferung zum Antikominternverband, dessen verwegener politischer Aufbau aus seinen Verhältnissen zum Meer hervorgeht. „La sagesse des grands dangers c'est la témérité!" Der kühnste der Marschälle Napoleons, Lannes, hat diese Wahrheit ausgesprochen!

Aber ohne große Gefahren der Teilnehmer, die geopolitisch vor ihnen allen deutlich sichtbar lagen und im wesentlichen von denselben Gegenmächten verursacht wurden, wäre auch kaum jene waghalsige Hilfskonstruktion zustande gekommen, die in ihrer Gesamtheit mit fast 300 Millionen Menschen auf zusammen beinahe autarkischen Räumen von Weltmachtausdehnung mit mehr als 6 Millionen qkm maßgebende Wirkung in allen drei Ozeanen und in zwei der wehrwichtigen Mittelmeere üben — aber nur in ihrer Gesamtheit, nur solange sie zusammenhalten und zusammenspielen, und nur, solange es ihnen gelingt, die lebenswichtigen Binnenmeere, an denen sie liegen, frei von zerstörenden Gegenwirkungen zu halten. Das ist die Schicksalsgemeinschaft des Antikominternverbandes; das ist es, was sein Los über Wohl oder Wehe einer tagespolitischen Konjunkturverbindung hinauf zu geopolitischem, wie im übrigen zu ideologischem Eigenwert emporhebt.

Dabei ist es unwesentlich, ob sie den lebenswichtigen Binnenmeeren durch ein „Dominium maris" — wie es ehedem für die Ostsee von Dänemark und Schweden angestrebt wurde, vorübergehend auch wohl von der Hansa, vom Deutschen Reiche aber nie, und wie es Japan über die Japansee mit allen ihren Zugängen besitzt und Italien über die Pforte der Adria — ihren Willen zur Freiheit dieses Meeresteils, wenn schon nicht der Meere überhaupt, aufdrängen können, oder ob die höhere Interessengemeinschaft an freier Meerfahrt eine Kooperation verschiedener Mächte zuwege bringt, wie z. B. in der Ostsee, wenn die starken Neutralen des Nordens ihre Ordnung wahren wie Schweden und Finnland vor 1939 an den Ålandsinseln, und die unmittelbaren baltischen und dänischen Staaten deutschen Nachbarn ihre Nichtangriffsverträge hätten halten können, etwa in dem redlichen Sinne, wie es der dänische Außenminister Munch aussprach, einer der vertrauenswürdigsten Stimmführer eines kleinen, aber wehrwichtigen Landes.

Tatsächlich sind im Ostseeraum wie in wenig anderen Meeresräumen die Vorbedingungen zum „mare liberum“ im Sinne des Völkerrechts gegen die Freibeuterei einseitiger Meerbeherrscher gegeben, und er hat sich auch in dieser Eigenart erhalten, sogar in einer Zeit, während der alle anderen Meere zum „mare clausum“ nach dem Gutdünken der vorherrschenden Seemacht wurden. Die heute noch vorbildliche Schilderung der Ostsee als Kriegsschauplatz des allzu früh verstorbenen Ozeanographen Merz deckt sich in ihren Urteilen mit den für Deutschland gewiß nicht günstigen von Duff Cooper über die Unwahrscheinlichkeit einer Unterwerfung der Ostsee unter ein britisches Absperrungssystem gegen die Achsenmächte.

Der Satz: „Allerdings die Einfahrt in die Ostsee vermag England bei der Enge der Pforten ebensowenig wie eine andere (raumfremde) Seemacht zu erzwingen, und so besitzen in der Ostsee stets die Flotten der Ostseemächte (der „Anrainer“ — wie wohl Rechtens!) die Seeherrschaft“ ist fast wörtlich, wie einst 1915 von A. Merz und wie 1937 in Vorträgen von O. v. Niedermayer, im Juli 1939 von Duff Cooper mit einigen Umschreibungen ausgesprochen worden; allerdings mit dem Vorbehalt, daß es Rußland freistehe, durch den Weißen-Meer-Kanal britische U-Boote und leichte Streitkräfte einzulassen, was, wenn sie wollten, ja auch Dänemark durch Sund und Belt und Schweden (Schnellboote z. B.) durch seine Kanäle gekonnt hätten und auf weiten Umwegen im Einvernehmen mit Rußland sogar Polen, wofern es die Weichsel und andere Wasserstraßen in fahrbarem Zustand erhalten hätte, statt sie wieder zur Volksgefahr auswachsen zu lassen. Es sieht aber nicht so aus, als ob der Herr des Kreml U-Boote der Westmächte auf seinen Wasserstraßen fahren ließe.

Die Freiheit der Ostsee also beruht auf der Charakterfestigkeit ihrer Anlieger und ihrem Willen, den freien Verkehr auf ihr auch dann zu schützen, wenn es im Nutzen starker, seegewaltiger Mächte liegt, das freie Verkehrsrecht des Meeres zu brechen und zu vergewaltigen. Die Verkehrssicherheit der Adria und der Japansee dagegen können Italien und Japan erzwingen, ebenso wie das Impero das Mittelmeer abzuschnüren vermag und Japan bewiesen hat, daß es mindestens innerhalb seiner erklärten inneren Seewehrzone (Japansee; Ost- und Südchinasee einschließlich der Straße von Formosa) der schwer angreifbare Hüter seiner Ordnungen ist, wie sie Konoye und Hiranuma und alle ihre Nachfolger seither verstehen.

So entsteht völkerrechtlich ein feiner, aber durch lange geschichtliche Entwicklungen gerechtfertigter Unterschied zwischen der Art, wie sich die nordeuropäischen Rassenverwandten mit dem Ostseeraum abfinden, und der anderen, mit der im Mittelmeer und am westpazifischen Ozeanrande der Freimeergedanke gegen den Ozeanherrschaftsanspruch britischer Reichspolitik vertreten wird. Die erste hat einen gemeinfreien, ursprünglich auf dem gegenseitigen Paktgedanken des Führers beruhenden, bündischen, völlig unimperialistischen Zug; der „Hansa“-Begriff — nur eben nicht unter Anlieger- und Hinterland-Stadtstaaten, sondern unter Anliegerstaaten überhaupt — ist wieder lebendig geworden und hat damit seine Gesundheit bewiesen.

Nr. 69 Hinterlandtiefe des Ostseeraums mit Hansestädten

Er beruht auf jener Art Freiheit, die kein geringerer als Macaulay ein „Kind der germanischen Wälder" genannt hat.

Die auf tiefwirkenden geopolitischen Ursachen beruhende Tatsache dieses Wiederauflebens einer Idee, der das alte Lübeck einen guten Teil der geschichtlichen Größe und des Klanges seines Namens in allen nordischen Ländern verdankt, die Katharinas II. nordischer Neutralität und dem Ostseeabkommen von 1913 zugrunde lag, müßte eigentlich gerade im einstigen Vorort der Hansa ein Gefühl tiefer Genugtuung hervorrufen. Ist doch von dort aus schon einmal in einer Zeit, die wirksame höhere Ordnungen entbehrte, aus gesundem geopolitischem Instinkt dieser Weg zur Herstellung einer neuen Ordnung aus dem geopolitischen Wesen des Gegenstandes heraus eingeschlagen worden. Er zeigt sich nun selbst im Licht und Urteil seiner natürlichen Gegner, von Macaulay über Carlyle bis Duff Cooper, und im Verhältnis zum deutsch-russischen Abkommen als richtig und verheißungsvoll, so schwer ihn das Verschließen der Nordseepforten zum freien Weltmeer durch England belastet: den zähen, gutgetarnten Feind einer jeden wirklichen, von britischer Willkür freien Rechtsordnung auf dem Meere, dem „gemeinsamen Gut der Menschheit".

Hat sich schon von 1914 bis 1919 die Ostsee als die Achillesferse in der meerumspannenden Vergewaltigungsrüstung eines auf Kriegsgewinn aufgebauten Weltkonzerns erwiesen und den langen Widerstand der europäischen Zentralmächte gegen ihre Beraubung und Zerstörung ermöglicht, aber auch die Erhaltung der nordischen skandinavischen Neutralität, so war durch den Antikominternverband eine Vielfalt solcher Widerstandszellen weltüber erwachsen. Sie umgibt bereits den ganzen schwerfälligen Raumkörper der Alten Welt und erschwert ein etwa beabsichtigtes erwürgendes Anakondaverfahren gegen Teile derselben, wie die Achsenmächte, noch mehr, bis es schließlich unmöglich wird und neuen besseren Ordnungen weicht, was alle Mächte der Erneuerung auf Erden eigentlich wünschen müßten — gleichviel, auf welchen Wegen sie diese Erneuerung suchen. Befreiung, Heimkehr und Selbstbestimmung von Danzig lagen jedenfalls in der Richtung dieser neuen Wege.

Daß die Art und Weise der Genfer Gründung ein vorschneller Weg dazu war, daß der Völkerbund den zweiten Schritt vor dem ersten tat und vor allem unter dem grundsätzlichen Fehler dahinsiechte, in einer sich ständig erneuernden Welt als antibiologischer starrer Hüter des Status quo, des jeweils bereits verwesten Zustandes, auf dem Fundament einer vorübergehenden Haß- und Gewaltherrschaft eine dauernde „bessere" Ordnung aufbauen zu wollen, das ist nun vor aller Welt sichtbar geworden.

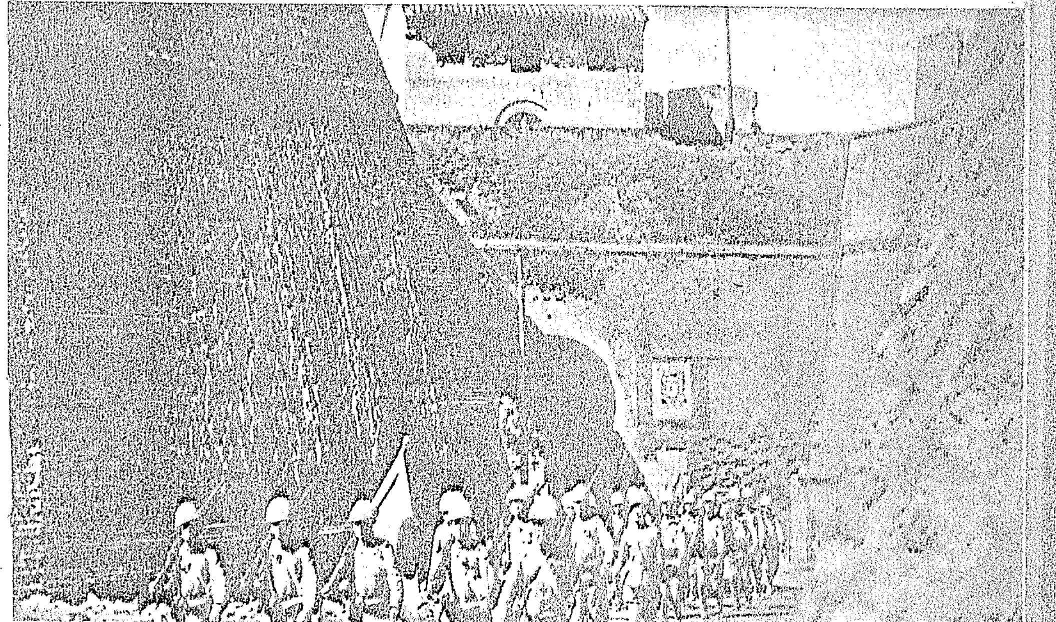
Man kann sich dabei auf den Wortlaut einer Wahlrede Lloyd Georges, eines Mitgründers der Liga, aus dem Juli 1939 berufen.

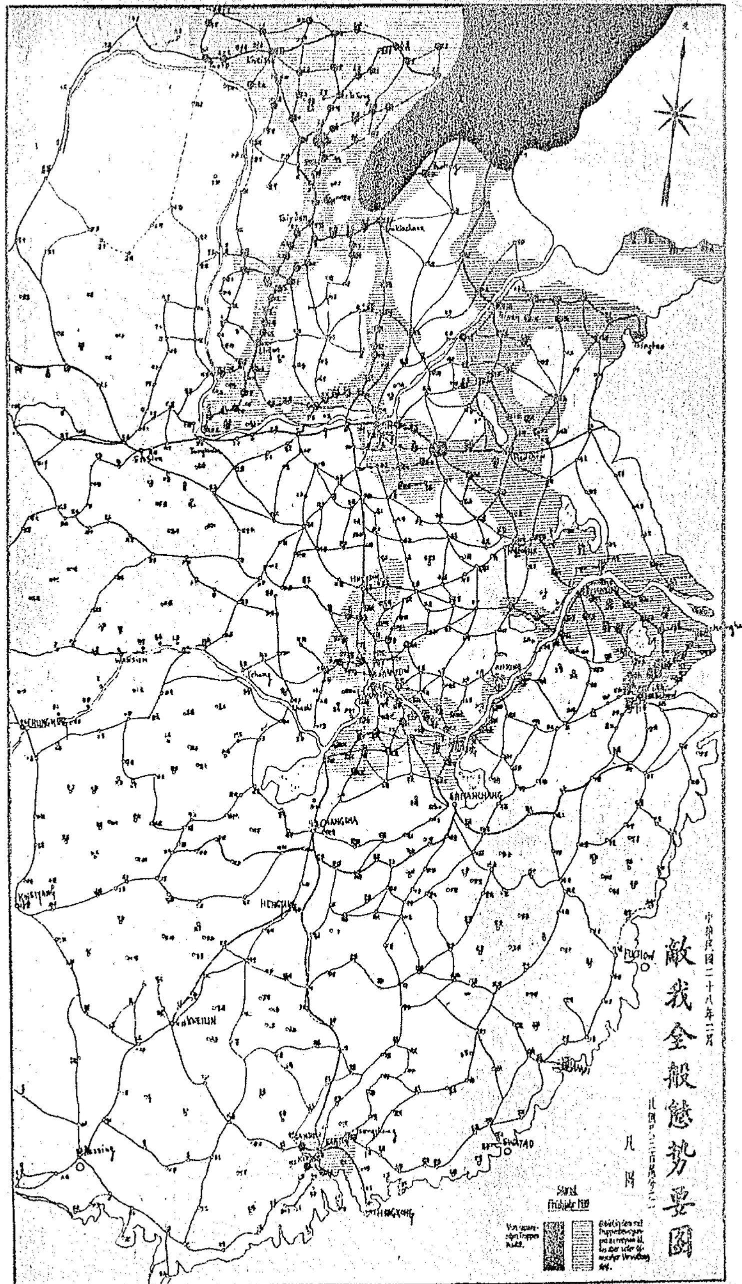
Pflicht der politischen Wissenschaft wird es damit erst recht, Wege zu weisen und zu zeigen, wie bessere, haltbarere Ordnungen entstehen können. Dazu ist es notwendig, alles Weistum heranzuziehen, das bodenwüchsige, erdhafte, raumbestimmte Erfahrungen uns aus geschichtlich bereits bewährten Erscheinungen



Aus dem chinesisch-japanischen Konflikt:
Landung bei Tinghai

Neues Heer und altes Wehrtor in China





Die japanischen Truppen in China
Japanische Übersichtskarte aus dem Frühjahr 1939

schöpfen lassen. An solchen ist gerade der Ostseeraum besonders reich. Sie werden durch Vergleich mit der Japansee vertieft.

Er unterscheidet sich dadurch von Adria und Japansee, daß ringsum in seinem Aufbau neben dem küstenbestimmten (litoralen) Zug die stromerschlossene Tiefe des Hinterlandes bei allen seinen Anliegern eine viel größere Rolle spielt. Sie wird bei Dänemark durch die stromartige Beschaffenheit seiner durchgehenden Salzwasserstraßen, des Sundes und der Belte, in ihrer politisch-geographischen Wirkung teilweise ersetzt, in Norwegen durch seine Fjorde, in Finnland durch das Zusammenspiel von Flüssen und Seen. Wir lernen aus unserem Verhältnis zur Ostsee das Verhältnis des Japanischen Reiches zur Japansee erst richtig verstehen.

Das verrät aus der Geschichte der Hansa ein Blick auf die Zugehörigkeit der stromlebigen Städte im Hinterlande des seinerzeit eben so landschafts- wie volksseelenkundig aufgebauten Bundes. Legt man die Hinterlandtiefe, das Stromeinzugsgebiet der Ostsee in die Waagschale, so rückt sie als politischer Raumwert durchaus gleichwertig an die Seite der Japansee, um die sich mit relativ geringen Widerständen der geopolitisch so folgerichtige Aufbau des Japanischen Reiches vollzog, mit seinem seltenen Instinkt für das Wesen meerumspannender Entwicklung um flüssige Kernzellen, was ursprünglich die japanische Inlandsee für die Frontseiten der drei Hauptinseln war.

Diese politischen Räume rücken in ihrer Wucht an die Bedeutung der Mittelmeerbecken heran; ihrer Größenwirkung gegenüber sinkt die Adria allein als Bucht weit zurück, selbst wenn man ihr die ganze Tiefe der vom Po zugeschütteten lombardisch-venezianischen Bucht zurechnet; aber der römische „mare-nostro"-Begriff — dessen Verwirklichung für die Adria kennzeichnenderweise seinerzeit mit der Erwerbung des dalmatisch-albanischen Gegenufers begonnen wurde — umfaßte ja auch das Tyrrhenische Meer, von Korsika, Sardinien und Sizilien umrahmt, mit der Halbinsel in Brückenlage.

Legt man nun — aus einer Übersichtskarte der Alten Welt in gleichem Maßstab herausgezeichnet — die Binnenmeer-Achsenlager des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo nebeneinander, so ergibt sich geopolitisch bei der Raumwertung der politischen Teilgebiete fast die gleiche Überraschung im Raum, wie sie in der Zeit aus den seltsamen Gleichläufigkeiten deutscher, italienischer und japanischer Kultur- und Machtgeschichte herauswächst, die bereits in solchen Zeiten bestanden, in denen jede unmittelbare Berührung und Anregung oder Übertragung verwandter Bewegung ausgeschlossen war (fast gleichzeitige Überrennung von Germanen und Japanern durch Christentum und Buddhismus, Entstehung richtunggebender Staatsdichtungen in Italien und Japan, gleichartiger Feudalismus usw.).

Die drei schicksalbestimmenden Meeresräume der Achsenmächte und Japans haben fast die gleiche Hinterlandschwere; sie werden alle drei vom russischen Druck, zwei von Nordosten, einer von Nordwesten her bedroht; sie haben sich alle drei gegen britische Einbruchslinien zu wehren, was am gründlichsten bei der Japansee, weniger schon bei der Ostsee gelang und ein Hauptziel der ita-

lienischen Mittelmeerpolitik im Laufe ihres Abschüttelungskampfes gegen Fremdbevormundung in einem Mittelmeere ist, das einst ein von Rom aus umspanntes, von römischer Kultur durchdrungenes römisches Reichsmeer war.

Von allen drei Meeren ist — dem ozeanischen Charakter des japanischen Inselbogenreiches entsprechend — die Japansee das am meisten von ozeanischem Leben durchpulste; starker Gezeitenhub, Anteil am Strömungsspiel des größten Ozeans zeichnen sie aus. Sechs Zugänge vom Pazifik muß Japan verteidigen, von denen es fünf befestigungstechnisch selber in der Hand hat, während der sechste, die Tatarische Straße, seicht und leicht sperrbar ist, allerdings das gewaltige Stromsystem des Amur mit seinen über 6000 km natürlicher Wasserstraßen erschließt.

Die Ostsee ist der kontinentalste Seeraum Europas neben dem Schwarzen Meer, einem ausgesprochenen Festlandklima mit starker Eissperre unterworfen, mit geringem Gezeitenspiel und fast von dem Strömungsleben des Ozeans ausgeschlossen; drei natürliche und drei künstliche Zugänge zeigen eine ähnliche Wegsamkeit wie an seinen Pforten der an der Straße von Gibraltar und am Suezkanal zugebundene Sack des Mittelmeeres, zu dem der südfranzösische Kanal einen dritten Weg öffnet. Dardanellen und Bosporus, längst wieder militarisiert, führen zwar in den pontischen Sack, dieser mag aber in naher Zeit durch das großrussische, in fernerer durch das mitteleuropäische Kanalsystem U-Booten und leichten Streitkräften Zugänge öffnen.

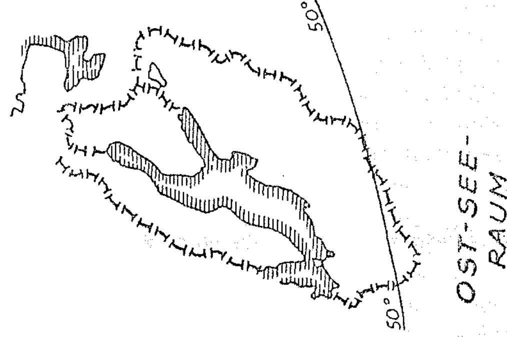
Neben der konventionellen Zweiteilung in ein Ost- und Westmittelmeerbecken zeichnet sich durch die italienischen Wächtergürtel zwischen Sizilien, Pantellaria und Tripolis und am Dodekanes eine seestrategische Drittelung ab, mit einem auch flugstrategisch entgifteten Malta inmitten: unter Umständen wohl befähigt, die Zugänge von Gibraltar, von Suez und den Dardanellen auf intensiv genutzter innerer Linie auseinanderzuhalten. Bei dieser Aufgabe begegnet uns wieder die raumpolitische Verwandtschaft des „mare-nostro“-Gedankens mit den Schutzaufgaben der Japansee und der Ostseeanlieger gegenüber den Groß-„Räubern des Meeres und der Steppe“, wie Mackinder 1904 die ozeanischen Briten und die kontinentalen Russen (diese als „pivot of history“) genannt hat.

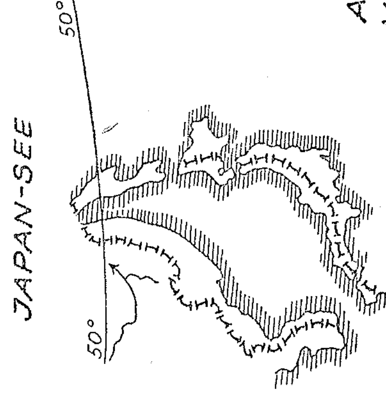
Wir wollen so klare Feststellungen britischer politischer Geographen von Rang nicht in Vergessenheit geraten lassen, wenn sie uns einmal von ihnen für die politische Wissenschaft geschenkt worden sind — wenn auch zu einer Zeit, wo das stolze Großbritannien nicht vor den Toren des Kreml um Einkreisungs-Bundesgenossenschaft antichambrierte, sondern mit Japan gegen das Zarenreich verbündet war.

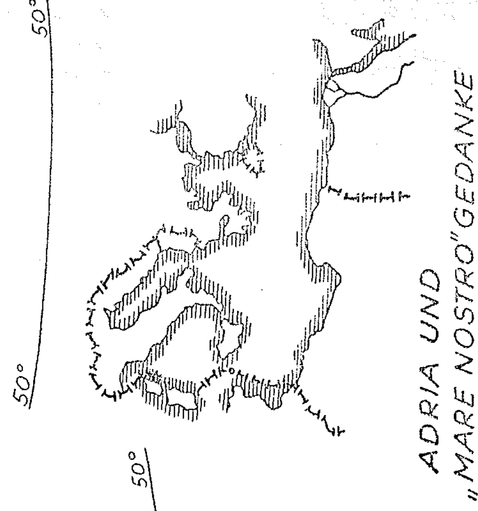
Denn es ist für alle nun einmal zu großen weltpolitischen Selbsterhaltungszwecken zusammenarbeitenden Mächte nicht nebensächlich, ob ihre Volksgenossen an Problemen, die vor ihrer eigenen Türe liegen, lebenswichtige Fragen ihrer Partner in geopolitisch weniger bekannten Räumen erfassen und verstehen können.

Jeder Deutsche weiß, was etwa hemmungslos in der Ostsee herumfahrende britische Flottenteile für Erzzufuhr und Nachbarnverkehr bedeuten; jeder Italiener, warum seine Flagge beiderseits der Adria weht.

Raumpolitische Vergleichs-Skizze







Nr. 70 Vergleichsskizze der schicksalbestimmten Meeresräume der Dreiecksmächte

Jedes japanische Schulkind weiß, welche Gefahr 60 russische U-Boote und 1500 Flugzeuge um Wladiwostok bedeuten und warum der Sieg in der Straße von Tsushima erst den nationalen Erfolg im Japanisch-Russischen Kriege mit der Großmacht-Frontreife besiegelte — auch wenn nicht Admiral Togo als letztes Signal gehißt hätte: „Das Schicksal des Reiches hängt am Ausgang dieser Schlacht", der Schlacht an den Toren zum japanischen Privatmeer, dem Nihon-Kai.

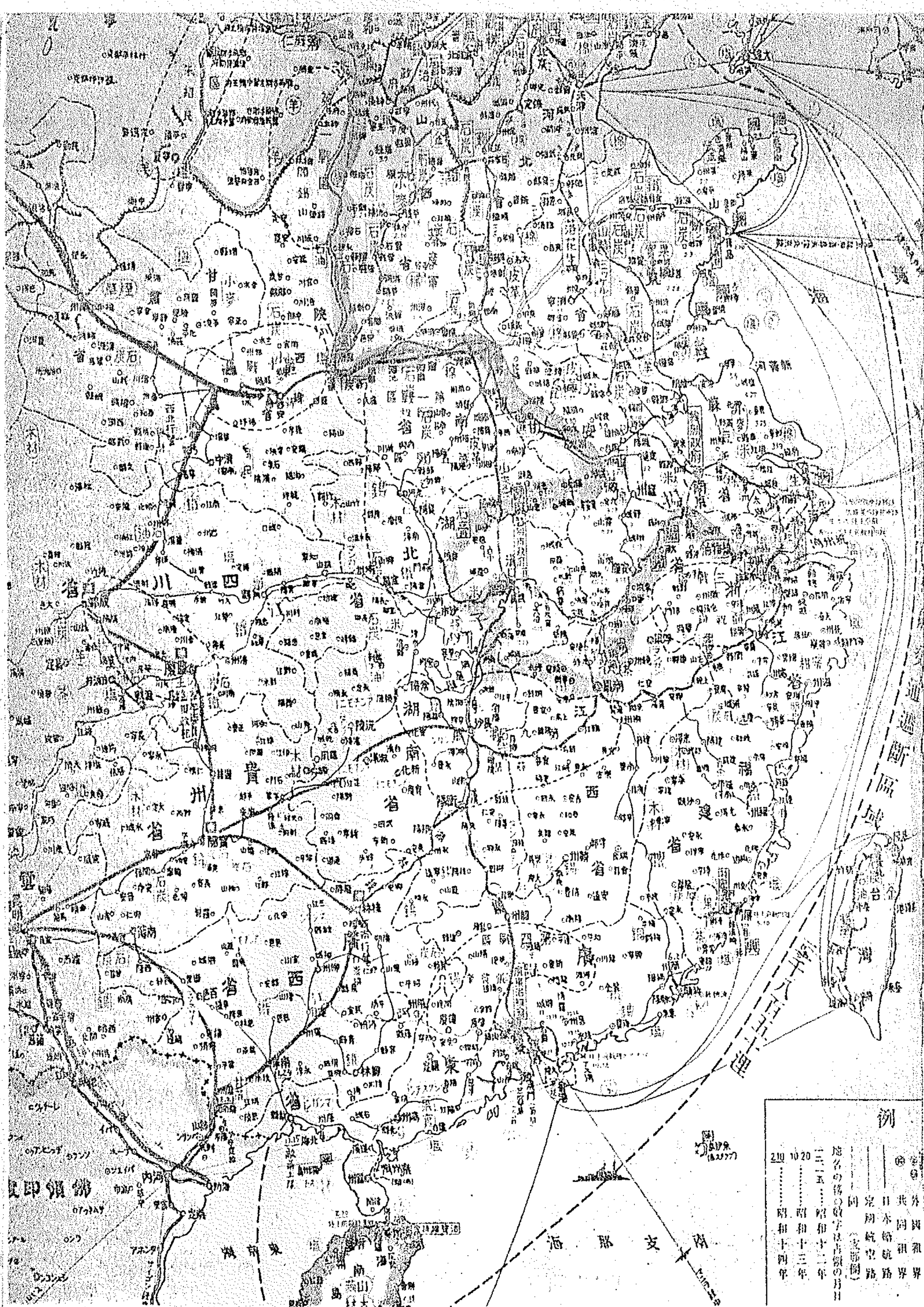
Nr. 71 Die Straße von Tsushima

Wohl gilt das rauhe, wenig von dem sonstigen Sonnenklima des Reiches begünstigte Ufer der Japansee, der Nordwesten, als Ura-Nihon, als Hinterseite, dagegen als Kulturseite die zum Pazifik gewendete „Sonnenaufgangsküste", Omotte-Nihon. Aber das Leben hängt oft nicht an Sonnenseiten, sondern an rauhen Ufern! Wenn verwandte politisch-geographische Aufgaben das gegenseitige Verständnis erleichtern, so ist das ein Glück für die Träger der Verantwortung in allen beteiligten Lebensformen, die dann nicht immer auf die „Lebenslinien" der Verbündeten aufmerksam machen müssen, um deren Schonung zu bitten brauchen und dadurch oft die minder geneigten Fremden hellhörig machen, wenn solche Lebenslinien oder lebenswichtige Räume berührt werden und in Gefahr geraten.

Ein Glück ist es auch, wenn wohlverstandene Rassenpolitik solche Räume wieder zu breiter Volksehre bringt, die über dem Erlangen und Erwandern klimagünstigerer Breiten Gefahr liefen, vernachlässigt zu werden. Das kann wegen zu wenig und wegen zu viel Sonne geschehen. Großdeutschland und Japan haben lebenswichtige Rand- und Binnenmeere in ihrer Geschichte manchmal seitab liegen lassen, weil sie ein Sehnsuchtszug nach warmen Meeren trieb, die Germanen ans Mittelmeer, dessen linde Lüfte den Nordlandhelden schlecht bekamen, und die Japaner zur Südsee, in den „Nanyo", wo sich die Widerstände der großen Seefahrervölker häuften. Italien aber hatte geraume Zeit nur auf seine Alpengrenze gestarrt und darüber beinahe vergessen, daß seines Impero Schwerpunkt in Sizilien lag, was ihm sein Duce erst wieder in Palermo sagen mußte. Dessen bester König wiederum war zur Zeit seiner größten wirtschaftlichen Blüte ein nordstämmiger Staufer, halb aus schwäbischem, halb aus normannischem Blut, zugleich Deutscher Kaiser, auf dessen Südpolitik aber nördlich der Alpen ein Interregnum — namentlich für die Ostsee — folgte.

Dennoch hatte jene, an Geistes- und Kulturwerten ebenso reiche wie an raumpolitischem Verständnis arme europäische Periode verklingender Staufenherr-

Aus dem chinesisch-japanischen Konilikt:
Stromübergang vor Hankou



Typ einer japanischen Festlandkriegskarte

lichkeit das Verdienst, für den Zusammenhang der nordischen und mittelländischen Randmeere des nordatlantischen Ozeans so wertvolle Lehren zu erteilen, wie Europa sie seit dem Hunnensturm, dem dadurch verursachten Zusammenbruch des von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gedehnten Gotenreiches und der späten Abwehr der fremdvölkischen Welle im Westen des Erdteils durch die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern nicht mehr empfangen hatte. Diesen Denkzettel erteilte dem Ostseeraum wie der Adria der Mongolenritt Batus, der Russen und Polen überrannte, von den Ausläufern der Sudeten durch Ungarn bis an die Adria heran brandete und nur deshalb nicht weiter und tiefer eindrang, weil ein mongolischer Reichstag (Kurultai) die Heerführer nach Hause rief; nicht weil die unvollkommene Abwehr des Abendlandes von Ostpreußen bis Bosnien sie abgeschreckt hätte. Daß man auch die spanischen Westgoten brauchte, als Attila gegenüber ein so glücklicher Hilfsumstand nicht auftauchte, mag dem europäischen Teil des Antikominternverbandes, vor allem den Achsenmächten, ein nützlicher Fingerzeig für den Wert spanischer Mithilfe sein.

Daß ein Druck nach Westeuropa aus der vollen Hinterlandtiefe Eurasiens im sarmatischen Tiefland selbst schwer abgewehrt werden kann, dafür gibt es viele Beispiele, zuletzt noch das „Wunder an der Weichsel" und den russischen Einmarsch bis zum Bug. Schließlich wußten die Deutschherren, warum sie in die Bastionen von Siebenbürgen und Preußen gingen; Polen und Ungarn, warum sie die deutschen Ritter dorthin riefen. Polen ist also nicht zum erstenmal ein unsicherer Kantonist bei der Verteidigung Europas gegen den Anprall von Osten gewesen; erinnern wir uns nur an das bittere Zeugnis von Nikolaus I. von Rußland, der auf die selbstgestellte Frage, welches die zwei dümmsten Könige von Polen gewesen seien, dem ob ihrer Verfänglichkeit erbleichten Befragten die Antwort gab: „Ich und Johann Sobieski — weil wir Wien gerettet haben!" — Eine Antwort, die wohl für jeden andern als den Zaren selbst nach Sibirien führen konnte, die aber zu der trotz allen Familienbeziehungen zu den Hohenzollern der deutschen Einheit feindseligen Haltung des Despoten paßte. Hatte er doch schon früh einem französischen Botschafter angedeutet, wenn jener gefährliche großdeutsche Traum der deutschen Einheit sich verwirkliche, werde es Rußlands und Frankreichs gemeinsame Aufgabe sein, ihm den Garaus zu machen.

Drei uralte Wanderstraßen der Alten Welt — dynamischen Lebens voll — stehen in bemerkenswerten Beziehungen zu den Binnenmeeren, die eine so große Rolle im Selbsterhaltungsringen der Antikominternmächte spielen: die skythosarmatische, die in einer gewaltigen Flucht rein festländisch (kontinental) die Amurlandschaft und die Ebenen der Mandschurei im Hinterlande der Japansee durch Eurasien mit dem Ostseeraum verbindet; jene andere Dreiecksseite der Alten Welt, die aus der italienischen Machtstellung am Mittelmeer und Roten Meer — der ersten Ozeanstrecke folgend, auf der die Küstenfahrt zum Monsunreiten im westlichen Indischen Ozean wurde — nach Südosten stößt und festländisch vom ersten Austausch zwischen Ur- und Induskultur an von den vorderasiatischen Handelswegen begleitet wird — von wo aus die „Wirt-

schaftszyklone" nach Brooks-Adams' Zeichnungen westwärts wandert —; und der gleichfalls halb ozeanische, halb kontinentale Meer- und Landweg parallel zum südostasiatischen Küstenmeerkorridor mit seinen Inselbogengirlanden, auf dem die Frührassen-Bestandteile der Japaner zuerst auf dem Küstenweg südlich, dann auf dem Inselweg nördlich gewandert sind (wie die niederländisch-indische Ethnologie scharfsinnig behauptet), um endlich das Inselreich an der Japansee zu gründen.

Von diesen dreien verbindet nur eine, mit der südlich gleichläufigen Seidenstraße und ihren Pässen zusammen, Ostseeraum und Japanseeraum unmittelbar, und zwar durch die Entstehungsgebiete der nordischen und ostasiatischen und die Bergwurzeln der indischen Kultur (Turfan, Bhamian) hindurch. Sie ist die „Magistrale" von Eurasien.

Wir sagten schon, daß sie am meisten voll eigenwüchsiger wie fremdbürtiger Dynamik stecke. Nicht alle Wanderstöße machten den ganzen Weg; die Arier zogen, wohl vom Ostseeraum ausgehend, durch die kaspischen Tore und einen aralo-kaspischen Zwischenhalt südwärts nach Iran und Indien ab, wie von Osten die Saker. Vollkommen durchgestoßen sind von Osten die Hunnen (Hiungnu), fast die Avaren-Ungarn, später die Mongolen; fast vollkommen vom Westen nach Osten die Ukrainer, die wir von den eigentlichen großrussischen Siedelungsstreifen scheiden müssen, etwa wie das die ukrainischen Forschungsstellen selbst tun oder die Lenker der Geschicke der Mandschurei, oder wie es nach ihrem Vorbild mit seinen in Mitteleuropa leicht erreichbaren Karten der schöne Aufsatz von Professor Leo Magnino im „Universo" (April 1939; S. 301 bis 317), mit ukrainischer Bibliographie, unternimmt.

Mühsam genug hat sich im Norden Finnland, das Kleinleben der baltischen Staaten dem allrussischen Druck vorübergehend wieder entzogen. Ohne die deutsche Heeres- und Flottenleistung im Ostseeraum von 1914 bis 1918 wäre das so wenig möglich gewesen wie die Wiederaufrichtung Polens, das den von Bismarck so deutlich vorausgesehenen Anspruch befreiter Völker alsbald an die Stelle der Dankbarkeit gesetzt hatte.

Bei aller dadurch wohlbegründbaren Abneigung wäre es aber doch ein großer Irrtum gewesen, die Volksstimmung und den Hinterlanddruck in Polen zu verkennen, der sich durch die Schöpfung von Gdingen mit dem schmalen Korridorstrand verbunden hatte. Daß der Weitblick des Hitler-Pilsudski-Abkommens keinen Ankergrund in den Volksseelen besaß, war keinem Wissenden verborgen geblieben.

So kam es zu einer Umwertung vieler Werte.

So mußte, da der deutsch-polnische Völkerhaß sich dem Gedanken der Zusammenarbeit versagte, bei aller Schärfe der ideologischen Gegensätze, zwischen geopolitisch weitsichtigen Herren der großdeutschen, der russischen und der gelben Erde jener von der amerikanischen Wissenschaft so früh geahnte und in Rechnung gestellte Gedanke der einzigen weltweiten, angelsachsenfreien Großverbindung durch Eurasien wieder auftauchen. Die Wahl zwischen einem ozeanisch zusammengehaltenen Anakondaverband und einer großeurasiatischen

Verbindung zwischen den europäischen Achsenmächten und der ostasiatischen Spitze des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo gab Moskau seine große Verhandlungsstärke 1939.

Da aber ohne den Antikominternverband keine einzelne der ihm zugehörigen Mächte auch nur in diese engere Wahl gekommen wäre, geschweige denn jeweils indirekt am Atlantischen, am Indischen und am Pazifischen Ozean und am romanischen wie australasiatischen Mittelmeer, an Ost- und Nordsee gleichzeitig Einfluß hätte üben können, zeigte sich neben der gemeinsamen ideologischen Grundlage zugleich auch die praktische Zweckmäßigkeit dieser weitgespannten Konstruktion — wenn sich alle ihre Teilnehmer immer darüber klar blieben, wie wesentlich für sie das reibungslose Funktionieren ihrer allernächsten Rand- und Binnenmeerverbindungen war.

Unendlich viel einfacher handhaben sich die geopolitischen Leitgedanken solcher weiträumigen, in der Unerreichbarkeit ihrer Wehrlandschaften fast insularen Festlandskörper wie der UdSSR. oder USA., oder des ozeanisch vorbetonten, wenn auch im Nahen und Mittleren Osten recht festlandsschweren britischen Reichsverbands, oder des auf die Afrika-Westeuropa-Verbindung konzentrierten französischen Kolonialreichs.

Aber es gab für die Mächte der Erneuerung an ihren schmalen, allein allenfalls von ihren Bedrängern frei zu haltenden Binnenseeräumen keinen anderen Weg, der an diesen Großblöcken vorbei über den verächtlichen Havenot-Begriff hinaus zu Ehre und zu Gleichberechtigung im Lebensraum führen konnte, als die Kooperation, die ihnen die Status-quo-Einrichtung des Völkerbundes der Reihe nach versagt hatte. So schuf ihnen das Zurückgeworfenwerden auf das letzte Binnen- und Randmeer in jedem Einzelfall den Auftrieb, der sie wieder in die drei großen Ozeane mit Armfreiheit führte.

Es gab ihn nur gemeinsam oder überhaupt nicht.

XXII

昭和
Shôwa

Leuchtender Friede

„Eurasia" und japanischer Zukunftsreichsgedanke — Festlandgeopolitik der Alten Welt — Notwendigkeit der Russen als „missing link" — Shôwa-Möglichkeiten

Wer versucht, sich in eine Weltkarte zuerst den kühnen Aufbau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo und der ihm durch den Zweckbau des Antikominternverbandes zugewandten politischen Räume etwa in einer lebhaften, warmen Farbe einzutragen, in kühlem Kontrast dazu die für ihn lebensnotwendigen Randmeere, und dann die ungeheure raumpolitische Verstärkung, die ihm durch ein freundlich, statt neutral oder feindlich eingestelltes Russenreich erwächst, der sieht ohne weiteres, daß in dieser Zusammenfassung die einzige Möglichkeit für die Alte Welt lag, der Riesenwucht eines zusammengefaßten Amerika, der Kolonialreiche der Westmächte alten Stils Gleichwertiges an Raum und Volkszahl an die Seite zu stellen und sich ihnen gegenüber eigenständig zu behaupten.

Der weite politische Raum des Verbandes der Sowjetrepubliken — vom Inhalt eines Siebentels der bewohnten Erdoberfläche zu einem Sechstel aufstrebend — vermochte es aus eigener Kraft ohne ein freundliches Verhältnis zu Mitteleuropa und Ostasien nicht; weil der größte Teil seiner allerdings weitgestreckten Küsten mit etwa 13000 nutzbaren Kilometern Küstenentwicklung unter Eissperre litt und einen ständig freien Seeraum ozeanwärts nur von Murmansk aus besaß. Ein solches Verhältnis aber gab es nicht ohne das in Mitteleuropa führende Großdeutsche Reich und das in Ostasien führende großjapanische Reich mit der ihm befreundeten Mandschurei, beide endlich durch eine als kulturpolitisch notwendig empfundene Völkerfreundschaft verbunden, die sich bald nach ihrem Durchbruch auch auf die Achsenmächte erstreckte, also das faschistische Italien mit einbezog. War eine solche Vereinigung nach so langer ideologischer Befehdung, trotz ihren augenfälligen geopolitischen Vorteilen, möglich oder nicht? Diese Frage stellte allen Beteiligten das Jahr 1939. Das Jahr 1940 hatte sie zu beantworten.

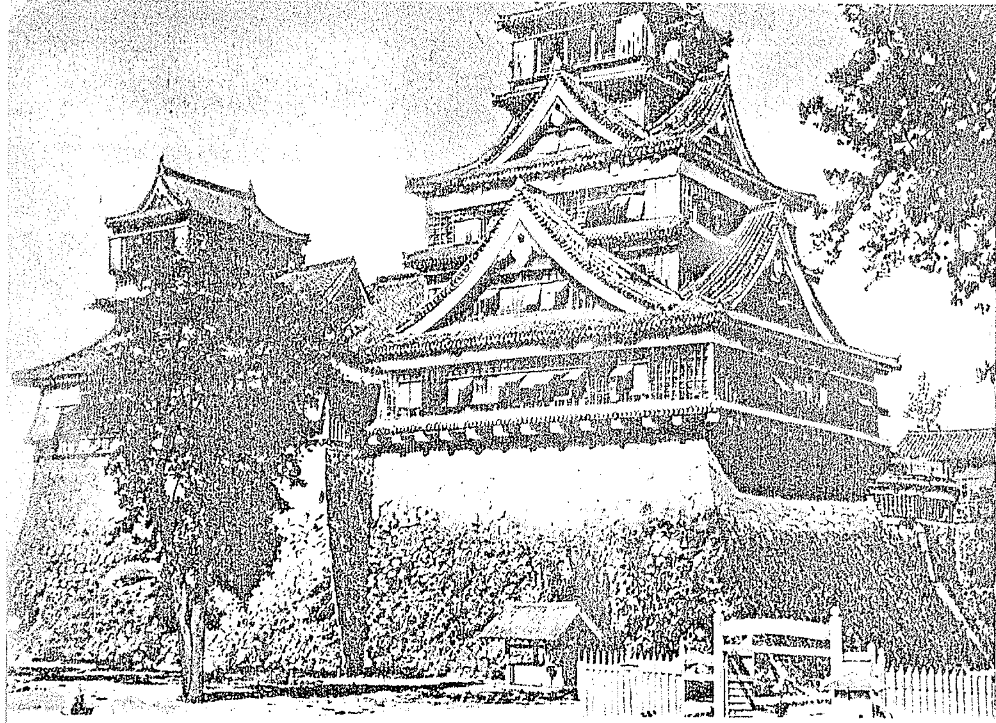
Es war ein Glück für die damit befaßten Staatsmänner in Berlin, Moskau, Rom und Tokyo wie für die Vertreter politischer Wissenschaft, die ihrem Tun den nötigen Widerhall und das erforderliche Verständnis im eigenen Volk zu



Yokohama
Blick über die Stadt auf den Hafen

Amerikanisches Geschwader vor Hawaii





Edelsitz eines japanischen Großen in Kumamoto

Stadttor und alte Hauptstraße in Mukden



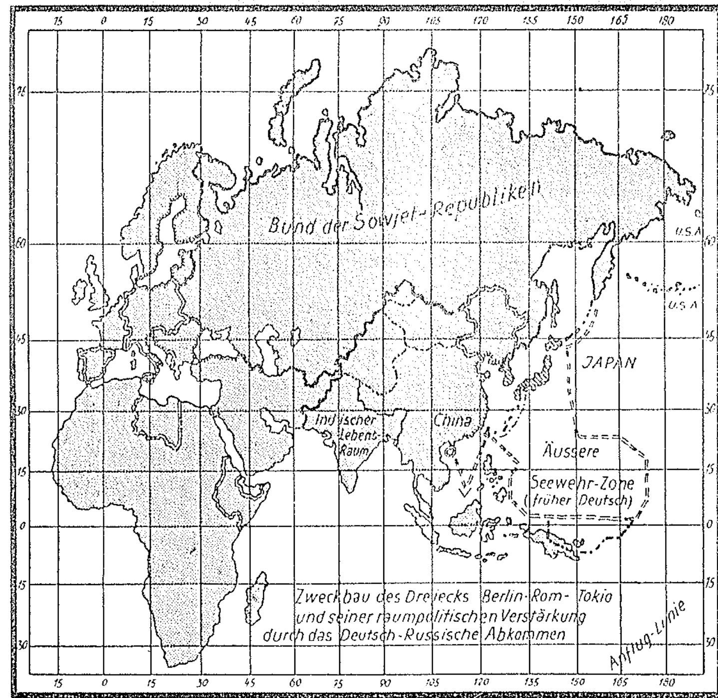
schaffen hatten, daß sich nicht nur in allen beteiligten Mächten bedeutende Vorgänger schon früher mit der praktischen Seite der transeurasiatischen Verbindung befaßt hatten, wie Bismarck und Tirpitz in Deutschland, Witte, Radek, Stalin selbst und Tschitscherin in Rußland, der Duce, Graf Ciano und die Schöpfer des Istituto per il medio ed estremo Oriente Ricciardi, Gentile, Tucci, Avarna u.a. in Italien, und Fürst Ito, Katsura, Graf Goto in Japan, sondern daß vor allem die Gegner eines solchen Entwicklungsweges der Alten Welt zur Selbständigkeit mindestens die geopolitische Seite genau durchdacht und öffentlich behandelt hatten.

Durch das britische geschichtliche und politische Schrifttum geht von den Warnungen Lord Palmerstons vor den Folgen des Suezkanalbaues und seinem Hineinziehen Englands in kontinentale Aufgaben, die seine Kräfte übersteigen würden, über Homer Lea mit seiner Warnung vor dem Tag, an dem sich Deutsche, Japaner und Russen vereinigen würden, eine geschlossene Reihe zu den Schriften von Sir Halford Mackinder über die Gefahren des geographischen Drehzapfens der Geschichte im Steppengroßreich der Alten Welt, von 1904 bis zu seinen Versuchen von 1919, Deutsche und Russen auf die Dauer dadurch auseinanderzuhalten, daß man die Einwohner Ostpreußens nach Westen über die Weichsel umsiedle und Ostpreußen an Polen gäbe. Statt dessen schuf geopolitischer Unverstand in Versailles die Mißgeburt des Korridors an der Weichsel, in dem ein Mitverantwortlicher, David Lloyd George, damals schon die Ursache des nächsten Krieges zu sehen erklärte — ohne den moralischen Mut zu haben, sich dieser Grenzziehung zu widersetzen. Verstärkt wurden diese Stimmen durch Warner aus Amerika wie Mahan und Brooks-Adams, später Nathaniel Peffer, die erkannten, wie leicht sich auf den Besitz von Dairen und Tsingtau eine gemeinsame transeurasiatische Eisenbahnpolitik der Deutschen und Russen mit diesen Endpunkten hätte von 1897 an aufbauen lassen, und wie weit Japan durch ein Abkommen mit ihnen sich im Guten von angelsächsischer Bevormundung hätte befreien können.

Diese von Freund und Feind zu gewinnende Einsicht zwingt uns zunächst zu einer kurzen Überschau über die Entwicklungsgeschichte des Eurasiagedankens.

Riesengroß, wenn auch noch schattenhaft in Einzelheiten und Umrissen, so doch greifbar und zukunftsträchtig wie nie zuvor, steht heute die befreiende Möglichkeit einer gemeinsamen Festlandgeopolitik der Alten Welt vor Deutschen, Russen und Ostasiaten: sichtbar für jedermann! Das ist noch nicht lange so!

Denn als am 22. August 1939 jählings der deutsch-russische Nichtangriffspakt die Mitteleuropäer überraschte, da gab es nicht minder manches Verhoffen als zwei Jahre zuvor über die Schaffung des Antikominternverbandes, des Dreiecks Berlin-Rom-Tokyo, was doch eine Vorbedingung zum Abwehrbau der Alten Welt gegen jegliche „Räuber des Meeres und der Steppe" war, wie der kluge Brite Sir Halford Mackinder unfreundlich die größte Seemacht und die größte Landmacht genannt hatte, die er als den „geographischen Drehpunkt der Weltgeschichte" bezeichnete.



Nr. 72 Zweckbau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo und seine raumpolitische Verstärkung durch das deutsch-russische Abkommen

Seltsam genug ist es doch, daß, lange ehe die Hauptbeteiligten und bisher leidtragenden Teile sie ins Werk setzten, eine unheimliche Ahnung von der Möglichkeit gemeinsamer Abwehr der Deutschen, Russen und Japaner gegen die Übergriffe der englisch sprechenden Piratenmächte in der Britenwelt lebendig war. Fast ein Jahrhundert liegen die Zeiten zurück, in denen diese Ahnung im weltpolitischen Schrifttum der Briten und Nordamerikaner Gestalt gewann, zu Leitsätzen geprägt wurde und in die ungeschriebenen Grundregeln der praktischen Politik Aufnahme fand.

Große, führende Imperialisten sind darunter, wie Lord Palmerston, Homer Lea, Mahan, Brooks-Adams, der alte Joe Chamberlain, Sir Halford Mackinder. Lord Palmerston war der erste, der durch kühle Anerkennung des Staatsstreicherfolges des französischen Prinzpräsidenten, des späteren Kaisers Napoleon III., den Krimkrieg vorbereiten half, „denn dahinter lauert Rußland, und wir können nicht allein mit ihm fertig werden". Er und seine Nachfolger wußten Europas Mitte in dieser Krise zu teilen, so daß ihr Mitbestimmungsrecht sehr schwächlich ausfiel, und fast gleichzeitig Japan gemeinsam mit Frankreich und den USA. zurückzuschrecken. Das war eine vorbeugende Maßnahme; und noch auf dem Sterbebett warnte der gewaltige „Lord Feuerbrand" England vor dem

Suezkanal, der es auf die Dauer in kontinentale Verwicklungen fortreißen werde, denen seine typischen Inselreicheigenschaften nicht gewachsen sein würden.

Als dann die kühnsten Blütenträume auch des britischen Kulturimperialismus zu reifen schienen, als das stolze Wort gesprochen werden konnte, „die Welt werde zusehends englischer von Tag zu Tag", als Seeley seinen „Oceana"-Gedanken aussprach und Homer Lea den „Tag der Angelsachsen" auf dem Höhepunkt des viktorianischen Zeitalters angebrochen glaubte, da warnte ihn doch — vielleicht war es eine Erinnerung an die hellenische Vorstellung vom Neid der Götter! — ein Vorgefühl, und er schrieb: Der Schicksalstag des Weltreiches werde kommen, wenn Deutsche, Russen und Japaner sich verbänden.

Diese Vorstellung hat dann viele weitsichtige britische Staatsmänner nicht mehr losgelassen; um so mehr, als sie von Amerika aus, durch Mahan, den Wiedererwecker des Seeherrschaftsgedankens um jeden Preis, und durch den kecken Wirtschaftspolitiker Brooks-Adams weitere Nahrung erhielt. Chamberlain, der Alte, sprach es schon 1899 angesichts des Burenkrieges aus, daß England nicht in seiner Isolierung verharren könne, daß es entweder eine Zukunftskonstruktion mit Deutschland, den Vereinigten Staaten und Japan suchen müsse, der die Welt gehören könne, oder eine Verständigung mit Frankreich und Rußland um hohen Preis suchen müsse, die dann ihre Spitze gegen Deutschland richten werde und der Deutschland nicht gewachsen sei — trotz dem Dreibund. Daraus entstand zunächst einmal das britisch-japanische Bündnis mit dem Endziel, Rußland am Pazifik die Krallen zurückzuschneiden, zu dem sich Japan lange bemühte, Deutschland den Beitritt offen zu halten, weil es sonst einen Löwenvertrag zu fürchten hatte. Diese Gelegenheit ist aus dynastischer Loyalität gegen den Zaren nicht benutzt worden, die auf der anderen Seite im damaligen Petersburg nicht der gleichen dynastischen Treue begegnete, obwohl das kaiserliche Zweite Reich der Deutschen sich nahe an die Grenze unfreundlicher Handlungen gegen Japan begab, indem es sich für die Ostasienfahrt der Russenflotte nach Tsushima bemühte.

Im großen Stil raffte noch einmal 1904 und 1919 Sir Halford Mackinder, einer der klügsten geopolitischen Köpfe Großbritanniens, alle Künste zusammen, um zu verhüten, daß Deutsche, Russen und Japaner sich jemals zu gemeinsamem Schutz zusammenfänden: 1904 mit der großartigen Betrachtung über das zentrale Steppenreich der Alten Welt als Drehpunkt der Geschichte, gegen das alle Randmächte zusammenspielen müßten.

1919 sah er Möglichkeiten voraus wie die des 1922 durch Tschitscherins Staatskunst verwirklichten deutsch-russischen Vertrags von Rapallo und versuchte, sie durch den Vorschlag einer Umsiedlung der Ostpreußen nach Westen zu verhindern, so daß Russen und Deutsche niemals mehr zusammenkommen, geschweige denn eine gemeinsame Grenze haben könnten.

So klar stand wenigstens einigen der Schöpfer des zwischeneuropäischen „Teufelsgürtels" — wie man die Baltenstaaten, Polen, Tschechoslowakei und Großrumänien zuweilen in intimen politischen Kreisen Englands nannte — als Hauptzweck dieser Neugestaltungen das Auseinanderhalten der Deutschen und

Nr. 73 Karte des geopolitischen Drehzapfens der Weltgeschichte (nach Mackinder)

Russen vor Augen, obwohl sie der vielleicht größte britische Grenzenkenner, Sir Thomas Holdich, vor den „unermeßlichen Kosten geographischer Unwissenheit“ warnte. Diese geographische Unwissenheit war freilich bei der Schöpfung mancher künstlicher Staaten im Nahen und Mittleren Osten tätig gewesen und trug wesentlich mit zu deren Unhaltbarkeit bei.

Daß England seinen Krieg gegen Deutschland zugunsten der Amerikaner und Japaner führen werde, hat freilich Lord Kitchener — der beide nicht liebte — schon 1909 an der Jahreswende im Fort William in Kalkutta mir gegenüber ausgesprochen. Auch empfand man in der britischen politisch-wissenschaftlichen Welt, deren amerikahörigen Teil Lord Bryce mit großem kulturpolitischem Erfolg führte, immer sehr peinlich die unterirdische Zerrung oder vielmehr unterpazifische Zerrung in der britischen Reichspolitik, die der Gegensatz zwischen der USA.-Freundschaft um jeden Preis und dem britisch-japanischen Bündnis, zwischen der White-Afrika- und White-Australia-Politik und dem großen farbigen, kontinentalen Indien mit sich brachte. So kam in Wahrheit Europas randständige Westmachtinsel immer mehr dazu, eine im Grunde europafeindliche, den Zusammenschluß der Alten Welt verhindernde Politik zu treiben und sich Frankreich dafür als festländischen, blutenden Schildknappen, als „Festlanddegen“ heranzuziehen, das wieder seinerseits bei Zarenrußland Rückversicherungen gegen die Zentralmächte suchte. Die ersten, die alle Gefahren dieses falschen Spiels mit doppeltem Boden erkannten, sind schon an der Jahrhundertwende hellsichtige Japaner gewesen.

Das geht nicht nur aus den höchst interessanten Erinnerungen des Grafen Hayashi über die Entstehungsgeschichte des britisch-japanischen Bündnisses hervor, sondern noch mehr aus vielen Aussprachen, die ich über diesen Gegenstand mit leitenden japanischen Köpfen, mit Fürst Ito und einem nahen Verwandten von ihm, mit Fürst Katsura, mit Graf Goto, viel später mit Honda, Graf Mushakoji, Oshima und anderen hatte, denen allen der Gedanke eines gemeinsamen Kräftespiels zwischen Japan und Mitteleuropa sympathisch und geläufig war, wobei sie nur beklagten, daß die Abneigung des Kaisers gegen

Nr. 74 Rußland am Pazifik
— ganzjährige Eissperre - - - halbjährige Eissperre

Ostasiaten viele Anregungen und praktische Anläufe vereitelt habe. Solche Anläufe wurden in würdiger Form von Japan aus vielfach gemacht; sie wurden von Fürst Ito und anderen an Bismarck herangetragen, von Admiral Kato — nicht zu verwechseln, als Flottenstabschef Admiral Togos bei Tsushima, mit dem britenfreundlichen, fast englandhörigen Diplomaten Kato — an Großadmiral von Tirpitz; und so kenne ich persönlich einen Versuch zu einem Rückversicherungsvertrag im deutsch-russischen Stil zwischen Bismarck und Zarenrußland, als dieser nicht erneuert wurde, einen anderen zur Zeit, als der Weltkrieg in Europa schon entbrannt war, und einen letzten vor 1917, dessen Träger der deutschfreundliche frühere Militärattaché in Wien, Marschall Baron Fukuda, gewesen ist. Er hielt in Stockholm während des Krieges eine Rede voll Bewunderung für die Leistung des deutschen Heeres, wie sie den anderen Verbündeten ganz gewiß nicht froh in die Ohren klang, und harrte vergeblich entsprechender Gegenliebe.

In Rußland ist meines Wissens der hervorragendste Träger der Idee eines Zusammenspiels der Alten Welt in gemeinsamer Verständigung von Mitteleuropa, einem russischen Eurasien und dem Fernen Osten, dessen Führung er mindestens seit seiner Teilnahme am Friedensschluß von Portsmouth (USA.) in Japans Hände gleiten sah, Serge Juljewitsch Witte gewesen, der Schöpfer der transsibirischen Bahn und klarblickendste Wirtschaftsführer des erst durch diese Magistrale zu einem handlungsfähigen Ganzen zusammengefügten Riesenreiches. Erst seine eurasiatische Eisenbahnpolitik machte den Russen die Beherrschung ihres Raumkörpers möglich. Bis dahin beherrschte sie umgekehrt die Brutalität ihres weiten, unbeherrschten Raumes.

Aber was Deutsche und Russen selbst noch nicht erkannten, das erkannten mit den scharfen Augen des durch ihr transasiatisches Zusammenspiel möglicherweise in seiner Ausbeutungspolitik gehemmten Gegners noch vor den Briten die Amerikaner, die vor allem in der Eisenbahnpolitik des ostasiatischen Festlandes große Erwerbsaussichten witterten, wie es später der sogenannte Knox-Vorschlag zum Ankauf der mandschurischen Bahnrechte Rußlands und Japans in der Mandschurei von 1910 bewies. Er führte zuerst wieder die beiden vom Groß-

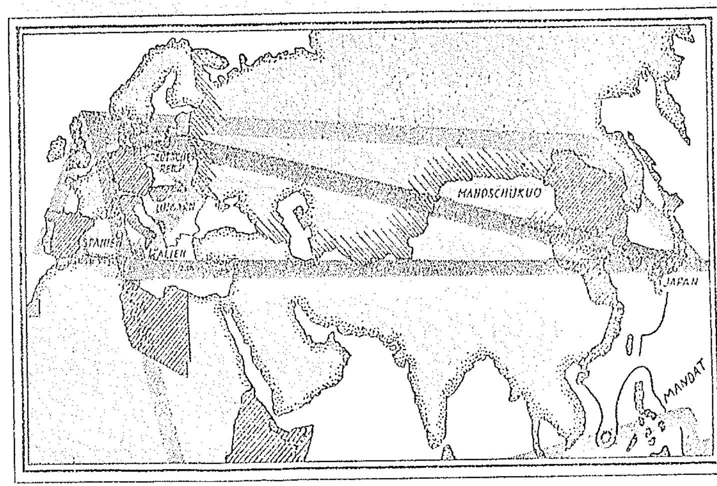
kapital bedrohten Mächte, Russen und Japaner, zusammen, abermals unter Fürst Itos Leitung, der immer ein Vorkämpfer des eurasiatischen Zusammenspiels gewesen war.

Schon als die Russen in Dairen und Port Arthur, die Deutschen in Tsingtau auf Shantung standen, erkannten die Amerikaner, wie sehr sich beide Stellungen als Stützpunkte einer gemeinsamen deutsch-russischen Großasienpolitik zu Eisenbahnendstationen eignen würden. Freilich hätte eine solche transkontinentale Eisenbahnpolitik für Deutschland in einem Gegensatz zu den rein ozeanischen Daseinsbedingungen seines Südseereiches gestanden, das nur bei vorsichtigstem weltpolitischem Manövrieren inmitten eines künftigen, heute offenbaren Brennpunktes der Weltpolitik am Rande des australasiatischen Zerrungsfeldes zu halten gewesen wäre.

Weiträumige Schau, Denken in Kontinenten und Weltmeeren wäre dringendes Erfordernis in der kolonialpolitischen Vorkriegslage der Deutschen gewesen, die unter den großen festländischen Mitspielern der Alten Welt weitaus am meisten von Räubern der See gefährdet war, wie die Ostgrenzen der Zentralmächte von Räubern der Steppe.

Auch die japanisch-russischen Verständigungsversuche haben eine lange Vorgeschichte, und viele tüchtige Männer mühten sich an ihnen, nicht zuletzt Fürst Ito, der dabei das Opfer eines Attentats wurde, eigentlich auf dem Felde in den Sielen japanisch-russischer Zusammenarbeit gefallen ist, und der greise, kluge russische Militärattaché Samoilow in Tokyo, der Nikolai II. und seinem Hofe die Niederlage von 1904/05 voraussagte, ohne sich damit beliebt zu machen. 1902, dann wieder 1910, während des Krieges 1917, endlich zu Brockdorff-Rantzaus Zeit, in den Tagen von Rapallo, nicht ganz ohne deutsche Mithilfe, auch 1927 fanden solche Anläufe statt; und sie rissen trotz allen Grenzzwischenfällen nicht ab, die schließlich 1940 durch einen gemeinsamen Gedächtnisdienst für die beiderseitigen Gefallenen von Nomonhon in der Mongolei von den Japanern und dem wendigen Sowjetgeneral Potapow begraben wurden.

Diese Grenzbefriedung war der Anfang weiterer Wendung zum Guten, mit deren Betrachtung wir schon das Gebiet der Weltpolitik von heute betreten würden. Ob dieser Weg jemals gangbar geworden wäre ohne das vorherige kühne Aufrichten des Stahlgerüstes zwischen Berlin, Rom und Tokyo, das zuerst ein Bogen Berlin—Tokyo über die ganze Breite Ostasiens hinweg war — das ist unwahrscheinlich wegen der vielen inneren und äußeren Hemmungen, die an diesem Wege lagen: viele ideologische Gegensätze mußten durch geopolitische Raumeinsichten überwunden werden. Bei nüchternster Betrachtung der Raumweiten und Volksdruckszahl zeigt die Festlandgeopolitik der Alten Welt mit fast 22 Millionen qkm und 193 Millionen des erweiterten Sowjetreichs bei 13000 km Küstenentwicklung, rund 2 Millionen qkm und 140 Millionen Menschen des japanischen sicheren Einflußgebietes mit 52000 Küstenkilometern Meeratmung und rund 1 Million qkm und 87 bis 100 Millionen Einwohnern Großdeutschlands bei allerdings nur 1400 km Küstenatmung einen Widerstandsblock gegen jede umschnürende, blockierende Anakondapolitik, dessen Stärke von Blut



Nr. 75 Diagramm Berlin—Rom—Tokyo und Kulturabkommen (nach Werner Heincke)

und Boden her schwer überwindbar bliebe, auch wenn nicht Italien und die britenfreien Randmeere den Atemraum vergrößern würden. Es mag zuweilen gut sein, sich die reine raumpolitische Stärke der Alten Welt neben allem Lebenswillen klarzumachen und sich in Erinnerung zu rufen, daß die Notwendigkeit zu ihrem Zusammenschluß aus Selbsterhaltungsgründen, noch ehe er in einer großen Wendung zutage trat, schon vielen weltkundigen Köpfen auf einem langen Entwicklungsgange eingeleuchtet hat.

Ein hellsichtiger Beobachter, Arvid Balk, schrieb Ende Januar 1940 aus dem Fernen Osten unter der Schlagzeile „Die Enkel der Sonnengöttin" einen Aufsatz über Japans 2600. Geburtstag. Wir fügen ihn hier ein, weil er uns vorbildlich scheint für die völkerpsychologisch richtige Behandlung der japanischen Reichslegende:

> Am 11. Februar 1940 begeht Japan die Feier der Erinnerung an die angeblich im Jahre 660 v. Chr., also vor 2600 Jahren, erfolgte Begründung des japanischen Staates durch den ersten Kaiser Japans, Jimmu Tenno, den Stammvater des noch heute regierenden Herrscherhauses.

Obwohl die moderne Geschichtsforschung zugibt, daß das angebliche Gründungsjahr des Japanischen Reiches nicht genau zu errechnen sei, war der Kaiser Jimmu doch schon eine historisch unzweifelhaft feststellbare Persönlichkeit. Seine Feldzüge lassen sich an Hand der vorhandenen Urkunden rekonstruieren. Unter den Urkunden bilden vor allem die Berichte der ersten nach Japan gelangten chinesischen Gesandten aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein zuverlässiges dokumentarisches Material, das, in den chinesischen Staatsarchiven sorgsam gehütet, die Jahrtausende überdauert hat und der Geschichtsforschung natürlich längst erschlossen worden ist. Der Staatskunst des Kaisers Jimmu gelang es, die in bitterer Fehde liegenden acht Stämme des damaligen Japan zu unterwerfen und zu einem rassisch, religiös und national zusammengeschmolzenen Einheitsstaate zu machen, der als einziger in der Welt — mag das tatsächliche Gründungsjahr nun etwas früher oder später gewesen sein — mindestens schon 2000 Jahre überdauert hat und noch nie von dem Fuß eines Feindes betreten worden ist.

Jimmu Tennos Staatskunst bediente sich dreier Mittel: des Schwertes, der Heirat und der mythologischen Diplomatie. Gerade auf letzterem Gebiet scheint er ein Meister gewesen zu sein. Die aus verschiedenen rassischen Wurzeln (uralo-altaischen, mongolischen, malaiischen) hervorgegangene Urbevölkerung Japans war nach Religion, Mythos und Kultur (Reiskultur, Hackfruchtkultur, Viehzuchtkultur u. a.) verschiedenartig; sie ging — wie wir heute etwa sagen würden — weltanschaulich verschiedene Wege. Jimmu Tennos Diplomatie vermählte nicht nur die Söhne und Töchter der Sterblichen, indem er feindliche Fürstenhäuser durch Heiraten zusammenbrachte: Indem er Mythen schuf, in denen die Götter der streitenden Menschenkinder sich liebend umfingen, überbrückte er die Gegensätze und gab seinen Völkern die gemeinsame Weltanschauung, die bald auch die Verschiedenheiten der religiösen Kulte, der Sitten und Gebräuche, der Wirtschaftsformen und politischen Ansichten beseitigte und zur einheitlichen Kultur eines Nationalstaates zusammenschmolz.

Kaiseridee und Mythen

Die japanische Kaiseridee ist von den Mythen nicht zu trennen. Mythologie, Shinto-Kult und nationale Ethik bilden noch heute eine Einheit, und zwar das vornehmste Lehrfach an allen japanischen Unterrichtsanstalten, von den Kindergärten und Volksschulen bis zu den Universitäten und Fachseminaren. Jeder Japaner verehrt in seinem Kaiser den Abkömmling der Sonnengöttin. Ob er an die Mythen glaubt? Schwer zu sagen. Die ganz Modernen, naturwissenschaftlich Denkenden wohl kaum — aber 80% des Volkes bestimmt. Wie dem auch sei: Die Mythen bilden in Japan einen wesentlichen Bestandteil der Ethik, der Religion und des in der Kaiseridee gipfelnden nationalen Glaubensbekenntnisses. Wer an ihnen zu deuteln wagt, verfällt der Acht, wie erst vor drei Jahren ein führender Staatsrechtler, Professor Minobe. Der Sonnenmythus ist Dogma.

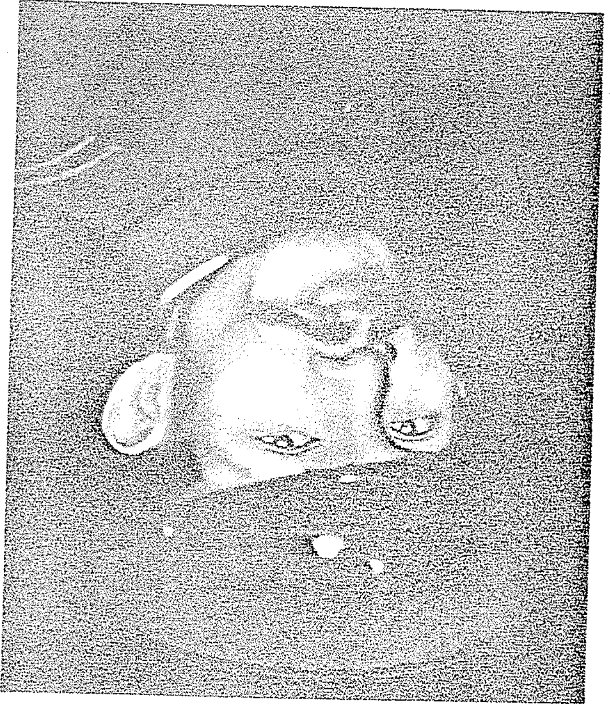
Die älteste literarisch-urkundliche Quelle der japanischen Mythologie ist das Kojiki, ein im Jahre 712 n. Chr. verfaßtes Juwel der japanischen Literatur. Es ist das in Japan meistgelesene klassische Werk. Sein Inhalt ist mythologisch und geschichtlich, sein Stil von schlichter, klassischer Schönheit. Im Kojiki ist unter anderem die Geschichte vom Ursprung des japanischen Kaiserhauses und der japanischen Inseln niedergelegt. Es erzählt von den Gottheiten, die das Inselreich erschaffen haben. Die japanische Mythologie begnügt sich, über die Entstehung Japans zu berichten und nicht — wie die meisten anderen Mythen — über die Entstehung der Welt im allgemeinen.

Auf der „Ebene des Hohen Himmels“ werden drei Gottheiten geboren. Die Erde, noch jung und ohne feste Gestalt, treibt wie eine Qualle auf den Wassern. Den Fluten entsprießen — wie junge Schilfreiser aus feuchtem Erdgrund — mehrere Gottheiten, unter ihnen Izanagi und Izanami, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ihnen erteilt die oberste Gottheit der Himmlischen Ebenen den Auftrag, das Land Japan zu erschaffen, und belehnt sie mit einem Speer. Die beiden Gottheiten stehen an der Himmelsbrücke und rühren die den Urweltstoff bildende Salzmasse um, bis sie gerinnt. Aus den salzigen Tropfen, die von der göttlichen Speerspitze niederrinnen, baut sich unten auf dem Meere eine Insel auf. Die beiden Götter steigen vom Himmel auf diese Insel hernieder und errichten dort eine Säule zur Verbindung zwischen Himmel und Erde. Danach erbauen sie sich einen Wohnpalast und vermählen sich.

Die große Versöhnung

Es läßt sich mit einiger Sicherheit geschichtlich nachweisen, daß dieser göttliche Liebesbund den mythisch-poetischen Ausdruck für eine irdische Versöhnung großen Stils bildete, die der kaiserliche Staatsmann Jimmu herbeiführte. In einem langen Zeitalter von Krieg und Verwüstung, wobei auf den japanischen Inseln die aus dem Süden (wahrscheinlich Südchina) gekommene Reiskultur mit der im Norden beheimateten Hackfrucht- und Viehzuchtkultur im Kampfe lag, hatten sich Völker mit feindlichen Göttern, Rassen und Kulturen gegenübergestanden. Jimmu Tenno versöhnte die Götter und ließ der himmlischen Apotheose den politischen Friedensschluß der Menschen folgen.

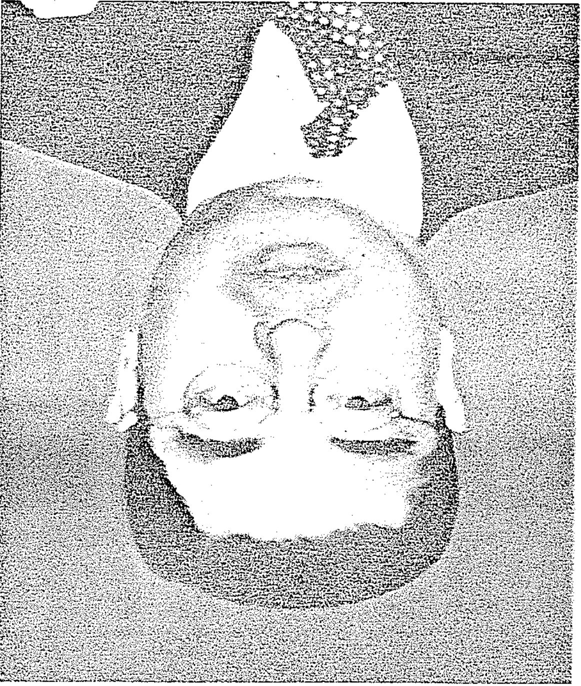
Das Kojiki berichtet eingehend von Kaiser Jimmu und enthält auch die für die Japaner so wichtige Genealogie, die Jimmus Abstammung auf die Sonnengöttin Amaterasu-Omikami zurückführt. Diese Genealogie war für Jimmu und seine Nachfolger die Legitimation der



General Araki
Kriegsminister bei Ausbruch des mandschurischen Konflikts



General Baron Oshima
der Botschafter des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo



Graf Mushakoji



Kurusu
Japanischer Botschafter in Berlin

Kaiserwürde. „Das üppige Land der schilfigen Ebenen“ (die Gegend um das heutige Kyoto und Osaka) — so lautet nach dem Kojiki die himmlische Botschaft der Sonnengöttin an ihren Enkel Jimmu — „soll das Reich sein, über das Unsere Nachkommen zu Herrschern gesetzt sind“. Von der Sonnengöttin an folgen sich die Herrscher Japans in einer ungebrochenen Linie. Schon im Kojiki selber geht die Mythologie in Geschichte über. Die Mitteilungen über die Kaisergräber werden immer genauer, und der Geschichtsforschung hat diese alte Chronik der ersten 33 japanischen Kaiser ein Hilfsmittel erster Ordnung hinterlassen.

Zufolge seiner göttlichen Abstammung ist der jeweilige Kaiser von Japan nicht nur der weltliche Herrscher, sondern auch das geistliche Oberhaupt. In der geistlichen Hierarchie des Shinto-Kultes stehen die Kannusi, das ist die im Dienste der Sonnengöttin stehende Elite der Priesterschaft, hoch über allen anderen. Der Kaiser ist der Oberste der Kannusi. Der Ise-Jingu, der Große Schrein zu Ise, ist als Tempel der Sonnengöttin Japans höchstes Heiligtum. Dem Massenpublikum ist er nicht zugänglich. Aber jeder japanische Minister, Feldherr oder sonstige Staatsmann macht wenige Tage nach seiner Ernennung seine Wallfahrt nach Ise, um „der Sonnengöttin seinen Dienstantritt zu melden“ — wie der amtliche Ausdruck lautet. Ebenso wie das Kaiserhaus in Amaterasu-Omikami seine Stammgottheit hat, so führen auch die Familien des Hochadels, die sogenannten Uji, ihre Abstammung auf göttliche Ahnen zurück.

Der 2600jährige Reichsgründungstag am 11. Februar 1940 eröffnet eine Reihe von großen nationalen Festen, die sich bis zum 10. November erstrecken. An diesem Tage feiert der gegenwärtige Herrscher Japans seinen 15jährigen Krönungstag. Auch das japanische Parlament feiert in diesem Jahre sein 50jähriges Jubiläum. Das für Japan so außergewöhnliche Jubiläumsjahr fällt in eine ernste Zeit. Die Festprogramme sind bekannt. Nicht bekannt ist das Kapitel, mit dem das Jubiläumsjahr die von Kaiser Jimmu begonnene Geschichte Japans fortsetzen wird. Nicht ohne Sorge, aber doch mit Mut und Zuversicht sieht ihm die Nation entgegen.

Zwischen zwei strengen Urteilen von Rudolf Kjellén: „Das große X ist jedoch China“, und „ähnlich wie bei Deutschland zeichnen sich für Japan die Zweifrontenkriegsmöglichkeiten — wenn auch aus viel weiterer Angriffstiefe heraus — ja selbst die Einkreisung, am Zukunftshimmel des Reiches ab“, steuert das Reich der aufgehenden Sonne seine Zukunft an, über der als ferner Silberstreif der Friedenswille der Zeichen „Shôwa“ stand, im Jahre des Drachen 1940, das den 2600. Reichsgründungstag feierte, ursprünglich mit den Olympischen Spielen für die ganze Welt feiern wollte. Noch geht die Reichsfahrt unter schwer umwölktem Himmel dahin.

Aufschlußreich ist der Text eines Ausgleichsversuches zwischen dem Japanischen Reich und China vom 30. Dezember 1939, der sich in die Aufrichtung einer neuen chinesischen Zentralregierung unter Wang Ching Wei einfügt, weil er für die ganze Zukunftsentwicklung von Ostasien unter Führung des Japanischen Reiches eine ungeheure Tragweite gewinnen kann, so weit auch in diesem Fall der Weg von den eng beieinander wohnenden Gedanken bis zu den hart sich im Raume stoßenden Sachen und den für sie kämpfenden Personen ist.

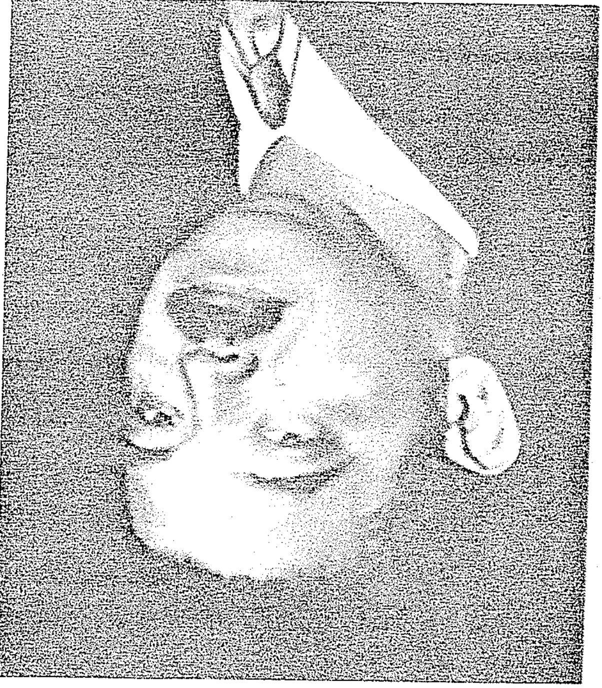
Dieser Ausgleichsversuch liegt auf der Linie eines Reichsdenkens, das der Ärabezeichnung Shôwa, der leuchtende Friede, Ehre macht. Er ist mit der ostasiatischen Gewohnheit planmäßigen Handelns auf weite Sicht und langfristiger vorbereitender Verhandlungen durchgeführt worden. Auf das vorläufige Abkommen vom Dezember 1939 folgte fast ein Jahr später die Anerkennung der chinesischen Regierung Wang Ching Wei, freilich unter schroffem Widerspruch des Marschalls Chiang Kai Shek aus Chungking, nachdem am 27. September

ein Taifun, der die Flotte des Dschingis-Khan-Enkels Kublai scheitern ließ. Wieder überstelgerte sich eine Hochblüte der Kultur in der Ashikaga-Zeit (um 1408 in Yoshimitsu und der Zensekte gipfelnd) und sank vom Strahlenkranz hauptstädtischer Kultur schnell herab zu hemmungsloser Überwucherung des Fehdewesens und zum Niedergang der öffentlichen Ordnung.

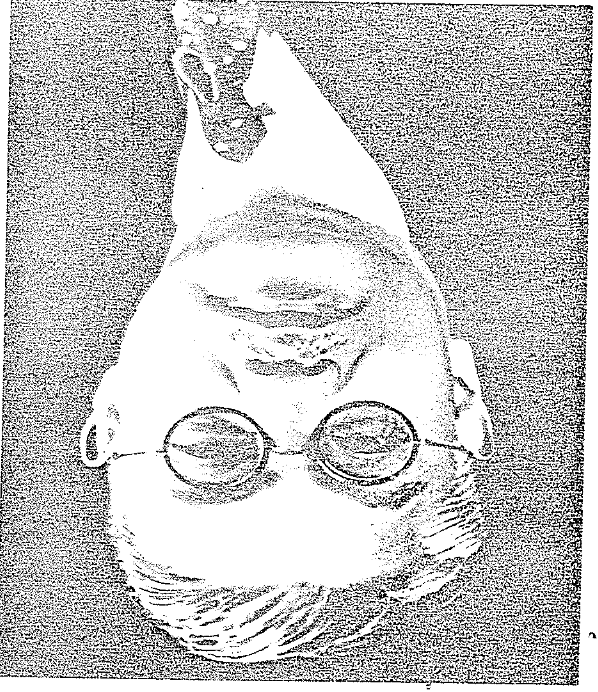
Dieser Abstieg hätte Japan bei der Annäherung überseeischer Gefahr durch die portugiesische, spanische, dann niederländische und britische Weltmeererschließung in eine furchtbare Lage bringen können, — wäre nicht von 1532 bis 1582 Ota Nobunaga als Erneuerer von Kaisermacht und Reichsidee aufgestanden, hätte er nicht 1571 durch den Tempelsturm auf dem Hieisan-Berge bei Kyoto den Übermut der verweltlichten und raufluftigen Klosterklerisei zerschlagen und so seinen Nachfolgern Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Jyeyasu den Boden bereitet. Dem „Taiko" gelang (1536 bis 1598) nach einem kurzen Diadochenkampf, nach Bezwingung des kühnen Seefahrergaues der Satsuma im Süden des Reiches 1587 und Austreibung der Missionäre, die seit Franz Xavers Landung 1549 so viel Erfolg gehabt hatten, 1590 die volle Wiederherstellung der Zentralgewalt. Schnell folgte ihr die Wendung nach außen: 1592 bis 1598 zur Bewältigung der Landbrücke von Korea als Vorstufe eines Feldzuges gegen China.

Dieses China an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert war zwar noch von dem ganzen Kulturhochmut eines alternden Imperialismus geschwellt, aus dem heraus es der unbändigsten Eroberernatur der japanischen Reichsgeschichte den Anlaß zum Kriege geboten hatte; aber es war eine reife Frucht für fremden Zugriff und fiel ein Menschenalter später in die Hände der Tatsing-Dynastie, der Mandschu. Jedoch in dieser weltgeschichtlichen Stunde, wo das eben von der weißen Rasse erschlossene pazifische Wanderfeld mit seinen uralten, morschen Reichen und weiten unberührten Zukunftsräumen keckem Zugriff offen zu liegen schien, ereignete sich ein großes Wunder der Selbstbesinnung in der japanischen Rassen- und Volksgeschichte.

Der temperamentvollste und willensstärkste Emporkömmling der japanischen Geschichte, Hideyoshi — heute noch für jeden Schulbuben im Fernen Osten das Vorbild eines Mannes eigener Kraft, der vom Troßjungen zur höchsten Machtstellung im Kaiserreich nächst dem ewigen Thron aufstieg — starb jählings, von großen Plänen und einem zügellosen Leben verzehrt, das sogar einer eigenen kurzen Kunstperiode den Namen gab („Momoyama", nach der Ashikaga-Periode). Nach zwei Jahren kurzen, aber heftigen Bürgerkrieges — dessen Entscheidung in der Schlacht von Sekigahara 1600 fiel — siegte über die rastlos tätige, um sich greifende Seite der Volksnatur, die Hideyoshi verkörperte, wie etwa sonst seither nur Feldmarschall Saigo oder der Demagog Hoshi, die beharrende, in sich selbst ruhende, erhaltende Grundkraft, schicksalbestimmend gestaltet in dem dritten der großen Renaissancemenschen Japans, dem ersten Tokugawa-Shogun Jyeyasu und seinem Enkel Jyemitsu (1623 bis 1651). Sie waren machtgewohnte Sprossen aus dem alten, wissenden Blut der über die Minamoto abgezweigten Linie des Herrscherhauses, das sie auf lange Frist der Vormundschaft der Shogune, einer Art von Hausmeier, unterstellten. Die



Matsuoka
Außenminister im Kabinett Konoye



Arita
Außenminister verschiedener Kabinette

scheinung in der Geschichte: der weise Kaiser Meiji, auch er eine der großen Schwellengestalten der Weltgeschichte.

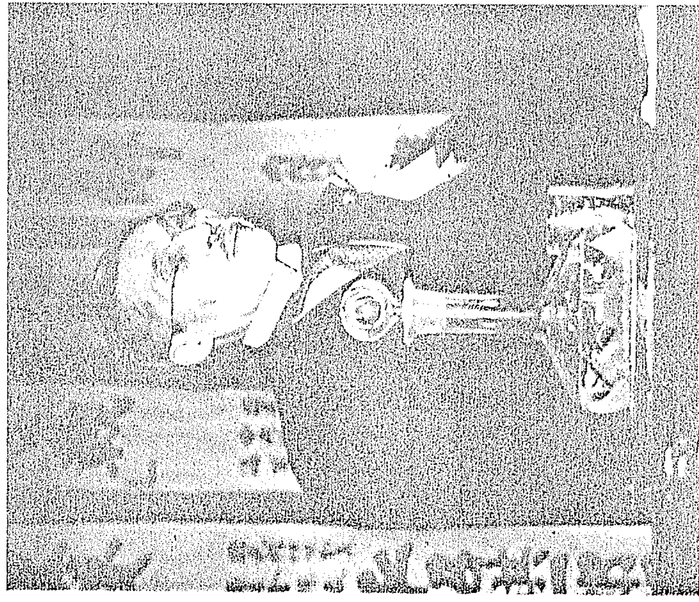
Geschick und Glück verketten sich durch die ganze japanische Reichsgeschichte hindurch, wenn jedesmal, da das Kleinod der Reichsidee in den Staub zu sinken droht, Halbgötterhände überlebensgroßer Heldengestalten sich bereitfinden, es hochzuhalten und weiterzugeben. So tragen sie es durch den Fluß der Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß es jemals durch Revolutionen oder gar durch einen Wechsel des „himmlischen Mandats" (wie so viele chinesische Dynastien durch das „koming") hindurchgehen mußte, nur durch Erneuerungen, durch Evolutionen im Sinne staatsbiologischer Auswahl; denn „die Natur ist streng aristokratisch; sie verfährt selektiv und läßt ihrer nicht spotten" — auch wenn alte japanische Volksspruchweisheit mahnt: „Sei lieber Kristall, zerklirrt im Staube, als vergoldeter Ziegel zuhöchst auf dem Tempeldach" — alte Shinto-Weisheit damit verkündend: „Mehr sein als scheinen!"

Der Kristall der japanischen Reichsidee zerklirrte nie. Nie ward das Land der Ahnen erfolgreich von einem feindlichen Fuß betreten.

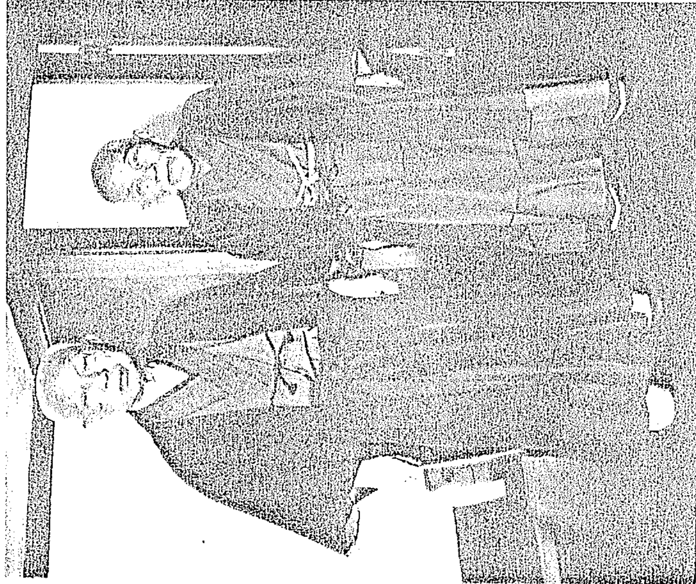
Als die Grenze zwischen Ainuland und Yamato zu erstarren drohte, da wies Prinz Yamatodake den Weg zur Kolonisation im Nordosten. Als die Gefahr der Zersplitterung in kämpfende Reiche nahestand, besiegte Suijin die Reiche der Wa, führte Kaiser Ojin die Einigung herbei. Als der Einbruch einer fremden Staatskultur und einer fremden Weltreligion Japan umzuwerfen drohte, sprang (wie jener Römer, der gerüstet für sein Volk in den dampfenden Abgrund sprengte) Shotokutaishi 621 mit seinem Opfertod in die Bresche, und die Taikwa-Reform führte von 645 bis 652 und weiterhin verklingend die erste Angleichung zwischen dem alten Geschlechterstaat der Uji und der Umwelt herbei. Der Erschlaffung höfischer Kreise am Ende der Heian-Kultur machten die Heldenbrüder Yoritomo und Yoshitsune Minamoto 1185 bis 1192 aus der harten Kraft des Grenzkämpfertums heraus ein Ende. Als dieses erlahmte und Wirren stiftete, rettete die Kaisertreue des Kitabatake Chikafusa und seine Staatsdichtung des Jinnoshotoki das Kleinod aus den Unglückstagen des Kaisers Godaigo, auch als 1333 die Kamakura-Kulturperiode zerbrach und die Kaiserherrschaft ihren Schwerpunkt wieder im altheiligen Kyoto suchte und fand.

Aber der Buddhismus, der um die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert in Nara- und Heian-Kultur (710 bis 784; 780 bis 1185) seine ersten stolzen Kultstätten schuf (Horiuji 607), von denen einige der ältesten und ehrwürdigsten Holzbauten der Erde heute noch stehen und mit uralten Kunstschätzen gefüllt sind, hinterließ am Strande von Kamakura eine ragende Hochflutmarke: den großen Bronzebuddha von 1252, der in die Weite des Pazifischen Ozeans hinausträumt.

Gegen das felsenstarrende, verkehrsfeindliche Westufer aber war in dieser Zeit, von 1260 bis 1292, der große Mongolensturm vom Festland herangebraust, objektiv vielleicht die schlimmste Gefahr, die jemals dem Inselreich drohte; sie aber zerstreute neben entschlossener Volksabwehr ein Göttersturm, „Kamikaze",



Baron Hiranuma
1938 Ministerpräsident



Fürst Sayonji, letzter Genro,
und liberaler Parteiführer Inukai

1940 der Dreibund Großdeutschland—Italien—Japan über dem Dreieck Berlin—Rom—Tokyo einen äußeren Rahmen gestellt hatte.

Schon diesen Aufbau hatte der Kaiser Shôwa mit feierlichen Botschaften an die Achsenmächte begrüßt, die freilich auch von der Notwendigkeit eines ausreichenden Lebensraumes sprachen, aber doch einen Frieden in Ehre und Gleichberechtigung unter Führung durch die Träger des Befreiungs- und Unabhängigkeitskampfes der Alten Welt als erhabenes Ziel setzten.

So lenkte die kaiserliche Politik Japan nach schweren, ihr durch die Umstände und Verkennung ihrer letzten Ziele aufgezwungenen Umwegen auf das Zeichen zurück, das der Enkel des Kaisers Meiji für sein Regierungswalten gewählt hatte und das ihm bei der Thronbesteigung als höchste Aufgabe seines staatsmännischen Wirkens vorschwebte: Shôwa.

XXIII

大日本
Dai Nihon

Die japanische Reichsidee im Spiegel ihrer Geschichte und Kultur und Japans Stellung in der Gegenwart

Wertvoller als vieles andere, was ihm Asien, die Wiege der Völker, an Einsichten aus anregenden, befruchtenden oder zerstörenden Wellen spendet oder aufzwingt, ist für den Abendländer, vor allem den Deutschen, der Gewinn geistiger Fühlung und Seelenberührung mit der japanischen Reichsidee, dem innersten Wesen (Kokoro) der von außen am wenigsten gestörten Kultur, Machtbildung und Wirtschaft der Alten Welt.

Auf der Schwelle des Tors der Träume und Wünsche zum Götter- und Heroenzeitalter einer echt ozeanischen Schöpfungslegende steht am Eingang zur Wirklichkeit des Reichsaufbaues und Kampfes um Lebensraum einer schon durch Gestalt und Lage gottbegnadeten Lebensform der mythische, und doch lebendig gegenwärtige Reichsgründer Jimmu Tenno, dessen 2600jährige Schöpfung am 11. Februar 1940 gefeiert worden ist, wenn auch neuere chronologische Forschung die lange Lebensdauer der frühen Kaiserherrschaften der Reichslegende beschneidet.

Was sie unzerstört lassen muß, ist die raumpolitische Tatsache, daß sich der Reichsgründer — mit seiner historischen Fahrt aus Südkyushu durch die Straße von Shimonoseki, dann durch die Inlandsee nach Osaka und um die Halbinsel Ise zurück in das Götterland Kamigata den wohlgewählten Herzraum des künftigen Reiches umschreibend — als ein geopolitisches Genie erweist. Die Frucht seiner Leistung ist die richtige Schwerpunktswahl des Reiches, deren Pendel dann stetig ostwärts ausschwingt.

Zweimal ist seitdem Japan in ein fremdes Kulturgewand geschlüpft, ohne das wie angewachsene Kettenhemd der japanischen Sprache, den wie angegossenen Brustharnisch des echten Wehrgeistes von Yamato dabei abzulegen oder zu gefährden; zweimal hat es in der Zwischenzeit der Kulturwandlungen den gefährlichsten physischen (1260—1292) und den gefährlichsten moralischen Angriff (1549—1587) von außen her abgeschlagen und den fremden Kultureinflüssen die Tore erst von 1854 an aufgetan, als es sich ihnen gewachsen fühlte. Wieder steht an dieser Schwelle (1868—1912) eine als Halbgott verehrte Er-

auch kunst- und stilgeschichtlich bedeutsame Tokugawa-Periode dauerte von 1600 bis 1868. Dieses „Wunder von Gleichgewicht", durch eine gewandte Überführung des Feudalstaates in einen Polizeistaat geschützt, versenkte die eben noch scheinbar an der Schwelle einer großen Erobererlaufbahn stehende geeinte Volkheit außenpolitisch in einen Dämmer- oder Zauberschlaf.

Aber er hatte die für die Geschichte und Schmiedung der Reichsidee vielleicht unschätzbare Wirkung, daß, während zwar die Bahn für die Eroberungen der ortsfremden weißen Rasse rings um den Großen Ozean von dem waffenstarken Japan nicht gestört wurde, die ursprünglich aus verschiedenen Strömen zusammengeflossene hochbegabte Rasse — unter der schweren Brokatdecke der Tokugawa-Kultur in Barock und Rokoko von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen — in sich zu einer unscheidbaren Einheit verschmolz.

Die Wiederaustreibung der über See seit 1542 hereingeströmten Fremdeinflüsse, der Reihe nach Portugiesen, Spanier, Holländer, Briten, dauerte freilich mit den letzten Zuckungen 1614 (Verbot des Christentums gegenüber dem Ausbau des Buddhismus zu einer völlig japanisierten Landeskirche) und 1637/38 (Shimabara-Aufstand der Restchristen und Auslöschung der „gefährlichen" Religion) fast ein Jahrhundert.

An seinem Ende blieb wenig mehr davon wahrzunehmen, daß der heilige Franz Xaver die Japaner 1549 „das liebenswürdigste der noch zu bekehrenden Völker" genannt und damit die höfliche Maske des japanischen Lächelns gründlich verkannt hatte. In Fragen der Selbsterhaltung seines Reiches versteht der Japaner keinen Spaß, auch wenn die Fremdgewalt in der schönsten Verkappung unterm Kreuz oder hinter noch so viel britischem Cant getarnt auftritt. Deshalb ließ — wie weit durch den fernfühligen Gefahreninstinkt der Japaner geleitet, wie weit bewußt durch eine Seelenhaltung von philosophischer Größe gewarnt, ist heute noch nicht sichtbar — Tokugawa Jyeyasu nur die ihm am wenigsten gefährlich scheinenden Holländer mit einer Art von Ausfuhrmusterlager auf dem Inselchen Deshima bei Nagasaki für den Auslandverkehr des durch ihn und seinen Enkel abgesperrten Reiches unter demütigenden Bedingungen zu; die anderen großen Raubtiere schloß er vom japanischen Lebensraum vorbeugend aus. Und draußen blieben sie, trotz allem Werben, bis 1854, bis ein Gewaltakt der US.-Amerikaner die Tore des letzten, für fremde Raubwirtschaft „verschlossenen Paradieses der Erde" aufstieß.

So lange hatten Helden und Heldenverehrung das Pflanzgärtlein der Yamato-Rasse unversehrt erhalten. Vielleicht war eine solche Einheitsrassen-Hochzüchtung ungestört von außen, eine solche Verkörperung der Volksseele in einem volksnahen Staatsgedanken nur in einem so leicht abschließbaren wesensverwandten Inselbogenstaat möglich, der dennoch nach allen Seiten weltoffen und vom Ozean durchflutet war und dadurch die Gefahr des Erstarrens vermied, wie sie bei ähnlich geschützten Binnenreichen nahelag.

Er besaß zugleich die Vorteile einer geschützten Randlage und einer bei späterer Entwicklung erschließbaren Vermittlerlage ersten Ranges an der Stelle, wo der größte einheitliche Meeresraum der Erde, der pazifische, an den größten

Landraum, Eurasien, über die seltsame, doppellebige Großform der ostasiatischen Inselbögen mit einem Landraum von Reichsgröße am nächsten herantritt.

Vereinten sich schon dabei Glück und Geschick, so noch mehr in der deshalb hier an die erste Stelle gesetzten Tatsachenreihe, daß immer in den unvermeidlichen Krisen solcher Lagengunst große Führernaturen hervortraten, die der Gefahr begegneten und dennoch einen Bruch der Überlieferung aus der Wucht ihrer Persönlichkeitsleistung heraus hintanhielten. Nur so war es möglich, daß auf diesem zwar gewiß in vielen Richtungen begünstigten, aber doch kargen und häufig Erd- wie Klimakatastrophen ausgesetzten Volksboden, der als erzieherische Kraft wirkte, sich eine aus frühem Dämonenglauben entstandene bodenständige Ahnenreligion, die Shinto-Lehre des „Weges der Götter", der Heldenverehrung, bis heute im Ringen der Weltanschauungen erhielt und mit einer der großen Weltreligionen, dem Buddhismus, eine solche Lebensgemeinschaft eingehen konnte, daß beide ihre Vorzüge vereinen und viele ihrer Schattenseiten ausgleichen konnten.

So geriet denn auch die Abschließung, was leicht hätte eintreten können und durch eine jahrhundertelange Trägestauung der Bevölkerungsbewegung fast heraufbeschworen wurde, dem Inselvolk nicht zum Verderben und Schwund des Lebenswillens, sondern unter der Polizeistaatdecke regten sich die Kräfte der nationalen Romantik zur Wiederherstellung der Kaisergewalt und zur Reichserneuerung mit konzentrierter Kraft.

In einer Gestaltungsweise, die der Japaner wohl den vulkanischen Erscheinungen seines gelegentlich vom Erdbeben geschüttelten Volksbodens absehen konnte, bereiteten sich nicht zum erstenmal unter einer scheinbar erstarrten Lavadecke neue Vorstöße vor und gewannen durch eingepreßte Zurückhaltung nur an geballter Kraft.

Der Ruck, mit dem sich angesichts der zunehmenden Fremdbedrohung des Reiches, dessen führende Persönlichkeiten ja schon von 1807 bis 1853 englische und russische Vertragsverhandlungen ahnungsvoll abgewehrt hatten, die Volksseele befreite und zum völkischen Eigenleben um jeden Preis in einem Kampf von 1854 bis 1894 durchstieß, zieht ja seine Kraft aus der ganzen Tiefe der Volks- und Heldengeschichte, deren zusammenlaufende Linien sich nur ganz selten auseinanderteilten. Sie holt ihre Bewegungswucht aus den ältesten Chroniken: sie findet sich zusammengefaßt in der ebenso großartigen wie rührenden Staatsdichtung des Jinnoshotoki — an der die glänzende Arbeit des Deutschen Hermann Bohner sich ein Ehrenkreuz als Völkervermittler verdient hat — aus einer Zeit, wo dem kaisertreuen Staatsmann und Staatsdichter Chikafusa Kitabatake die Lage so hoffnungslos erschienen sein mag, wie es die des Ersten Reiches der Deutschen im Interregnum oder im Dreißigjährigen Krieg war.

Und wieder mitten in der Glanzzeit des Polizeistaates hebt sich die Woge der nationalen Reichserneuerungsromantik, rührt sich der Flügelschlag einer unsterblichen Volksseele in dem Streben der Mabuchi, Moto, Hirata zur Wiederherstellung von Shinto und Kaisermacht, in der Gelehrtenschule von Mito unter Mitsukuni. Auf der andern Seite trägt der Geist trotzigen Grenzkrieger-

latente Energie in kinetische umgewandelt worden!" Aber um so umgewandelt werden zu können, muß sie vorhanden sein. Wir haben gesehen, aus welchen Quellen der ganzen Tiefe der Volksgeschichte diese jähe kinetische Betätigung der Reichsidee entstieg, und begreifen gerade aus dem Bild der Kulturlandschaft von heute und der Männer, die ihre Züge prägten, wie sich Uraltes harmonisch der Bepanzerung Japans mit den technischen Leistungen des Abendlandes gesellen konnte. Die Wissenschaft der politischen Erdkunde und die Kunst der Geopolitik haben dabei die gemeinsame Aufgabe, zu sorgen, daß man nicht von einem solchen Tatkraftwandel überrascht werde und dabei zu Schaden komme, wie das deutsche Volk durch eine unglücklich geführte Ostasienpolitik von 1895 bis 1914. Ein Blick auf den uralten Shinto-Tempel von Ise, wo heute noch der Sonnengöttinahne Siege des Reiches gemeldet werden; ein Blick auf die felsenstarken Grundmauern der Kaiserburg in Tokyo bei allem modernen Überzug und übermodernen Gegenüber; ein Blick auch auf den frühesten Zusammenbau des angestammten Shinto-Kults mit der buddhistischen Weltreligion in typischen Tempelanlagen hätte dem Kundigen verraten können, wie einheitlich die Ausprägungen der ältesten Reichsidee, einer großen, aber eingeschmolzenen und angeglichenen Weltreligion und eines vergeistigten, ebenso volksnahen wie machtpolitisch wirksamen Ahnenkults als Grundlage echter Heldenverehrung in der Volksseele wie beim einzelnen wurzelecht verankert sind.

Schlichtheit und Größe zugleich atmen die Köpfe der Führerpersönlichkeiten, von denen wir gerade im Hinblick auf ihre volksnahe Wirkung einige zeigen; sie sind darin Typen, keine Ausnahmen, die sich etwa die ritterliche Gesinnung der Samurai vereinzelt auf die Gegenwart gerettet hätten. Vor beinahe einem Jahrtausend hat ihnen der harte Shogun Yoritomo den Ehrenkodex vorgezeichnet, der aber schon vorher in den Uji-Geschlechtern, in Hof- und Schwertadel (Kuge und Buke), in den Kaiserknappen der Frühzeit und Jimmu Tennos Segelbrüdern so lebendig war wie in den gleichen Gestalten der germanischen Frühzeit die Nibelungentreue.

Der einzelne aber fühlt sich dabei auch der Ahnen- und Geisterreihe der Volkheit so verhaftet, wie etwa der deutsche Führer es persönlich fühlt. Die inneren Zerrungen zwischen Umweltkultur und bodenfremden Weltanschauungen, die den faustischen Geist des Deutschen so oft in Zwiespalt mit seiner Reichsidee gebracht haben und ihm so viel Leid in seine Volksgeschichte webten, die kennt der Japaner, der jetzt an seinem Weltreich über den ihm als Grundlage verbliebenen Restboden hinaus baut, nicht, oder braucht sie doch nicht zu kennen. So kannte der Ausbau dieses Reiches zu der Weltstellung von heute keine inneren Hemmungen; denn jeder, der an ihr schuf, war überzeugt, daß die zunächst von ihm herbeizuführende Neuordnung Ostasiens und eine asiatische, westpazifische Eigenständigkeitslehre genau die gleiche selbstverständliche Berechtigung haben wie die Monroedoktrin.

Darin liegt die ungeheure Stärke der Strahlung der japanischen Reichsidee über den eigentlichen, geschichtlich bis zur Meiji-Ära gewachsenen Volksboden hinaus in die Südsee bis zum Gleicher, längs der geographischen Grundrichtungen

über die ostasiatischen Inselbögen hinweg, über die Landbrücke von Korea in die Mandschurei, nach China, in die Mongolei. Darin liegt auch eine gewisse Schwäche: die Grenzen der Anpassung, die japanische Wanderbewegungen über die Meere hinweg, ihre Einfügung in fremde Lebensräume erschwerten und Widerstände weckten, wie sie von allen angelsächsischen Ausbreitungsräumen um den Pazifik herum ausgehen. Dennoch gibt es etwa 2 Millionen Außenjapaner; und ihre Zahl ist weit mehr gefürchtet als die viel höheren Wanderdruckzahlen der Auslandschinesen, weil eben jeder Japaner ein Apostel auch für die Weltmachtgeltung seiner Reichsidee ist und von ihr kaum losgetrennt werden kann, selbst nicht durch die stärksten Einflüsse der Fremdkultur.

Denn die unweigerlich geglaubte Einfügung in die Ahnenreihe der Schutzgeister des Reiches verpflichtet und verträgt kein Tanzen aus der Reihe, ob nun die letzte Ruhestätte des Körpers, zugleich als Seelenhaus gedacht, ein prächtiger Tempel ist wie das Waldgrab des Jyeyasu in Nikko oder ein schlichtes weißes Kästlein aus Paulownia-Holz, das selbst aus dem fernen China von Expeditionen wie der sibirischen in die Heimat des Soldaten gebracht wird, oder ein Seemannsgrab in den Wellen der beherrschten oder als Herrschaftsziel erstrebten Seeräume der Japansee, des Großen Ozeans, dessen Fluten man, wie ursprünglich die des Privatreichsmeeres, der Inlandsee, als erweitertes Reichseigentum betrachtet, soweit sie an die mehr als 52000 km lange Küste des Kaiserreiches schlagen.

Freilich bedingt die heutige Lage zwischen seegeborener Sendung und Festlandsstreben eine Spannung im Doppelgesicht des uralten, verjüngten Reiches, aus der seine gegenwärtigen Schwierigkeiten entstehen. Ihre erfolgreiche Überwindung verlangt zugleich eine Verwandlung des allzu insularen Wesenszuges der Rasse, den Fortschritt zum Denken in Kontinenten, in riesigen Festlandräumen, wenn man neue Wege vorzeichnen oder uralte erneuern will. An dem Sendungsbewußtsein dafür fehlt es nicht, das wenigstens Großes will und weiß, daß eine solche Sendung hohen Einsatz erfordert.

XXIV

心（こゝろ）
Kokoro

Ausklang

Mit dem Jahre 1934, dem Abschluß der Rückerwerbung von Mandschukuo und Jehol für den Sendungsgedanken eines Neuaufbaues von Ostasien hatte die japanische Reichsentwicklung unter den Zeitaltern Taisho (1912 bis 1926) und Shôwa (seit 1926) die zweite der großen Aufgaben vollendet, die der Meiji-Kaiser hatte 1909 beginnen, aber nicht mehr vollenden können.

Da ich persönlich Zeuge der großen Wirkung des heroischen Augenblicks der Verkündigung dieser zweiten Aufgabe nach Lösung der ersten auf die japanische Volksseele im Februar 1909 war: der Sicherung der Grundlagen des erneuerten, erweiterten, verjüngten Reiches; mit fast allen, die jener Reichsprogrammgestaltung nahestanden, sie formten und verkündeten, darüber sprechen konnte und lebendige menschliche Eindrücke von ihnen gewann, liegt diese Wachstumsperiode wie ein Stück persönlichsten Erlebnisses hinter mir. Ich kann über diese Aufbauperiode als etwas Abgeschlossenes sprechen, seitdem der nächste Zug am 7. 7. 1937 überstürzt in die Bahnen des Zufalls fortgerissen worden ist und nun 1940 wieder aus ihnen herausgelenkt werden soll.

Der Augenblick der Herausstellung der zweiten Reichsaufgabe der Meiji-Zeit durch den vom Dienst des Vaterlandes in schwersten Verantwortungen und durch sein Leiden schon beinahe verzehrten Außenminister Graf Komura in dem starken Kabinett des Feldmarschalls Fürsten Katsura war dramatisch genug. Es war jene berühmt gewordene Reichstagsrede, in der er erklärte, Japan, rings umgeben von den Menschen-Millionen-Massen der Chinesen, Russen und US.-Amerikaner, müsse verdorren, wenn es ihm nicht gelinge, innerhalb der nächsten Geschlechtsfolge Raum für mindestens 100 Millionen zu gewinnen und den letzten rasseverwandten Mann unter der Sonnenflagge zu bergen. Dafür müßten alle Bürden (die wahrhaftig schon überschwer schienen) weitergetragen werden. Bald darauf, 1912, brach der erst 57jährige zusammen. Er hatte in Peking, Seoul, Washington, Petersburg, Portsmouth (USA.) und London schwerste Seelenlasten getragen und vieler stürmischer Menschen Fehler wiedergutgemacht. Seine Seele aber sah ihr Ziel erreicht — wie die Japaner fest glau-



Ministerpräsident Fürst Konoye

Ein Sinnbild für das Doppelgesicht des Japanischen Reiches:
Fuji-San landeinwärts vom Ozean (Zehnländerpaß) gesehen . . .

Fuji-San ozeanwärts über Stausee hinweg gesehen



Die Unterzeichnung des Dreimächtepakts vom 27. September 1940 in der Reichskanzlei

Botschafter Kurusu verliest in Gegenwart des Führers den Dreimächtepakt in japanischer Sprache



ben — auch jenseits der Meido-Brücke an der Fortgestaltung der Reichsidee weiterwebend.

Auf dem Raum, den das Reich ein Menschenalter nach des Grafen, des späteren Marquis Komura Rede umfaßt, wohnen tatsächlich mehr als 100 Millionen, wenn auch nur etwas über 70 Millionen Japaner; und es kann nicht bezweifelt werden, daß auf dem Lebens- und Werberaum, den das Reich der Ära Shôwa überschattet, weit mehr als 100 Millionen Lebensmöglichkeiten gefunden haben, wenn auch ungefähr 2 Millionen unter fremden Flaggen leben.

Aber auf diesen erweiterten Raum fiel der schwere Schatten nicht nur eines Zweifrontenkrieges, sondern eines Vierfrontenkrieges, wenn es nicht gelang, mit den Festlandsmassen der Monsunländer, die noch zu Graf Komuras Lebzeiten ein Führungsbeispiel in Japan erblickt hatten, ein Verhältnis der Gemeinschaftsarbeit zu finden.

Denn immer wieder war die wiederholt aufgetauchte Möglichkeit eines schiedlich-friedlichen Aneinanderlegens mit Rußland entschwunden, dessen Wesenszug zur weißen wie zur roten Zarenzeit aus tiefster Kenntnis der eigenen breiten Natur und Seele ein unüberwindliches Mißtrauen war. Die von 1902 bis 1922 so gleichläufig scheinenden Pfade der Inselreiche der Alten Welt hatten sich gründlich entzweit, je mehr Großbritannien seine alte Weisheit verlassen hatte, das Verdienen anderer neben den eigenen Rieseneinnahmen ertragen zu können, in eine früher nicht so ausgeprägte Raffgier verfiel und der Fremde „dominae non matris ritu“ Lebensgesetze vorschrieb. Frankreich, das immerhin einen Balkon in Ostasien mit einem MG.-Stand in der Kamranh-Bucht besaß, war England völlig hörig geworden. Die Vereinigten Staaten aber — das in seinen wirklichen Lenkern angriffslustigste, wenn auch in der Vorstellung und Selbstverhimmelung seiner Massen scheinheiligste Lebewesen unter den Großvölkern — drangen mit ihrem unsichtbaren und doch sehr fühlbaren Reich tiefer und tiefer in Ostasien ein. Sie überschritten 1940 zum erstenmal den bisher als stillschweigende Grenze für unfreundliche Übungen geachteten 180. Längengrad im Pazifik mit großen Flotten- und Luftmanövern, befestigten die Vorposteninseln zwischen Hawaii und Guam, Midway und Wake und schoben deutliche Angriffsvorkehrungen gegen Guam und die Philippinen vor. Für Japan aber war die einstige Vorderseite des Reiches wehrtechnisch zur Rückseite geworden.

Wenige Japaner hatten sich klargemacht, welche Wesensverlagerung, welche Gleichgewichtsstörung der ozeanischen Naturanlage des Inselreiches mit der ausschließlichen Verlagerung der Wehr- und Wirtschaftsmacht in die kontinentalen Aufgaben verbunden war, die ursprünglich nur in dem Bestreben nach Rückensicherung begründet waren. Zu ausschließlich starrte das Landheer auf seinen Festlandsaufmarsch, wie es in Deutschland vor 1914 auf die Auseinandersetzung mit den Festlandsmächten gestarrt und darüber vergessen hatte, daß man als Besitzer von Wasserkanten seine Flotten nicht in Stahlschränke legen kann, weil das dem Wesen der Seeherrschaft widerspricht.

Im Wesen einer Flotte aber lebt selbstverständlich der Zug ozeanwärts, wie

zutiefst im Wesen einer hieromonarchischen Institution eher ein pazifistischer Zug als ein angreiferischer wohnt.

So war es begreiflich, daß Seemacht und Thron durch den dualistischen Wesenszug des Japanischen Reiches zusammengeführt wurden, um einer zu einseitigen Kontinentalverankerung, einem weitgehenden Herausreißen des Reichsfahrzeuges aus seinem ozeanisch-festländischen Gleichgewicht durch den Übereifer des Landheeres vorzubeugen und die Reichspolitik wieder jenen mittleren Linien zuzudrängen, die überall die Entwicklungen fortsetzen im Gegensatz zu den einseitigen, extremen, die schließlich in Sackgassen oder Katastrophen münden.

Darum hatten noch beim Abschluß der Olympischen Spiele in Berlin 1936 weite Kreise in Japan die Bestimmung Tokyos zum Sitz der nächsten Olympischen Spiele im Jubeljahr 1940, das zugleich die 2600. Reichsgründungsfeier brachte, mit aufrichtiger Genugtuung begrüßt; sie hatten in dem Zwischenfall in China vom 7. 7. 1937 ein ihnen unerwünschtes Fortreißen des Reiches in die Bahnen des festländischen Zufalls gesehen, an dessen Ende notwendig eine Verständigung mit den Kräften gesucht werden mußte, die man zunächst als gegensätzlich und wesensverschieden empfand.

Mit diesen inneren seelischen Spannungen steht das Reich dem Geschehen von 1940 gegenüber und fühlt doch, daß es leicht eine nie wiederkehrende Weltstunde verpassen könnte. Darin liegt die innere Verwandtschaft mit der Seelenstimmung der anderen Dreiecksmächte in Rom und Berlin.

Darin wurzelt aber auch für Berlin und Rom und alle mit ihnen gemeinsam für die Erhaltung von Europas Zukunft zusammenwirkenden Kräfte die Pflicht und das Recht, Bewegungsantriebe und Beweggründe eines ähnlich wie wir gefährdeten, aber starken, um seine Zukunft ringenden Reichslebewesens so genau wie möglich kennenzulernen. Aus dieser Einsicht und mit diesem Ziel entstand auch der Plan zu der vorliegenden Geschichte des japanischen Reichsgedankens, dessen Wesensart man vielleicht doch am ehesten nahekommen konnte, wenn man versuchte, die Frage zu beantworten: Wie hat Japan sein Reich aufgebaut? Wie versucht es, dieses Reich weiterhin zu bauen, zu gestalten, zu erhalten und vor Verderben zu schützen?

Da wir aber — wie aus den Erklärungen der Herren Bullitt und Kennedy wohl jedem deutlich wurde — in gewissen leitenden Kreisen der Vereinigten Staaten die gleichen, zu allem entschlossenen Feinde haben; da wir gegenüber einer grundsätzlich verschiedenen großen Steppenmacht dieselbe Mühe mit einer von uns so redlich gemeinten, so oft vergeblich angebahnten Verständigung haben; und da es weder für Tokyo noch für Rom oder Berlin eine ehrliche Verständigung mit den momentan in London und Paris allmächtigen Plutokraten gibt, die zwar mit den Lippen die demokratische Ethik der Idee von 1789: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bekennen, aber im Herzen nur die Macht des großen Geldbeutels und seiner Werkzeuge anerkennen und sich der Dummen freuen, die dafür ihr Blut verspritzen: so lohnt es sich wohl zu forschen, ob nicht aus innersten Seelentrieben heraus zwischen Notgefährten des Augenblicks eine Völkerfreundschaft emporwachsen kann, die flüchtige weltpolitische Konstellationen überdauern und dann zu einem Segen der gequälten Menschheit werden könnte.

Solche Lösungen aber setzen innerste Kenntnis des Wesenswerdeganges befreundeter Reiche voraus. Solchen Lösungen dient dieses Buch als Krönung der Bauarbeit eines Menschenlebens an der Versöhnung zweier Völker, die sich viel zu geben und vernünftigerweise nichts zu nehmen haben.

Sollten wir bei diesem Gang durch die wundervollen Wandelgänge einer mindestens 2600jährigen Reichsgeschichte für manche nüchterne Rechner zu viel Liebe und Zeit auf die Betrachtung staatsmythologischer, legendenhafter Gobelins aus frühen Reichsgründungstagen verwandt haben, zu sehr von heute noch gegenwartsmächtigen Legenden die scharfen Werkzeuge jüngster historischer Forschungsweise ferngehalten haben, so mögen gerade mitteleuropäische Leser bedenken, wie mächtig sich ähnliche Kräfte aus Runen der Vergangenheit heute noch im großdeutschen Lebensraum und seinen Erinnerungen und ebenso im befreundeten neuerstandenen Römerreich zur Geltung bringen.

Wir lenken dabei die Aufmerksamkeit auf eine seltsame Übereinstimmung zwischen dem erneuten Rom und dem erneuten, verjüngten Yamato mit seiner uralten Seele, auf die ein feines Plauderbuch von Kasimir Edschmid über „Italien, Inseln, Römer und Cäsaren" sachte hinführt, wie unter spielender Maske auf viele andere Wesenszüge des reichserbauenden Rom:

„Die Römer, die wohl mathematisch scharf die Welt zu beurteilen wußten, dabei aber auch das abergläubischste Volk der Erde waren, hielten fest an dem Glauben an Aeneas und Romulus, und an die märchenhafte Linie, die den einen mit dem anderen verband, und selbst die Generale und Staatsmänner der Spätzeit begaben sich mit erschütterndem Ernst in die Gefolgschaft dieser Mythen. Selbst der vergötterte Cäsar, der fast 700 Jahre nach Romulus lebte, erwog, da er sich an die Prophezeiung erinnerte, die sagte, Rom werde eines Tages an die Quelle seines Ursprungs zurückkehren, ob er nicht eine neue Hauptstadt an den Dardanellen nahe der Stelle des abgebrannten Troja errichten solle. Konstantin hat sie denn auch unweit davon in Byzanz errichtet.

Legenden haben bei den Römern ja immer eine wunderbare Verwandtschaft mit ihren politischen Zielen; denn sie drücken nie das aus, was der Nation unerreichbar dünkt, sondern sie enthalten die vollkommene Liste dessen, was ihr unter allen Umständen zu verwirklichen notwendig scheint. Deshalb bedeutet Cäsars Plan, sich an den Dardanellen festzusetzen, nicht, daß er hinter einem phantastischen Projekt herjagte, sondern, daß bestimmte Pläne seiner Staatslenkung sich mit gewissen legendären Vorstellungen trafen."

Man setze für Aeneas und Romulus und Herrschaftswünsche im Ostmittelmeer die Sonnengöttinahne und den himmlischen Enkel mit seinem Reichsgründungsauftrag und Herrschaftswünsche in der Südsee, für die Gefolgschaft der Mythen um das Kapitol die Generale und Staatsmänner, die zum Nationalheiligtum von Ise wallfahren und sich ebenfalls mit erschütterndem Ernst in die Gefolgschaft der Mythen begeben, wie auch der Tenno selbst, der Verwahrer der Reichsjuwelen: dann hält man die Schlüssel zu einem Reichsgeheimnis in Händen,

das durch die Jahrhunderte hin wirkt wie in ersten Reichsgründungstagen und weder die Römer noch die Japaner daran hinderte, ein großes Staatsvolk in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft zu sein.

Die Prüfung einer Niederlage, Rom und Großdeutschland so oft zuteil geworden, blieb Großnippon bisher erspart, und warnend schwebt über ihm, und hielt es vielleicht manchmal vor Wagnissen zurück, die uralte Sage, es sei gefährlich, gegen Sonnenaufgang zu schießen; was bis jetzt noch jeder erfuhr, der von Westen her gegen das Sonnenaufgangsreich geschossen hat.

Bis jetzt schaudern die beiden Mächte, die als einzige auf Erden die Prüfung einer Niederlage noch nicht erfuhren, vor einer Herausforderung über die Weiten des Großen Ozeans zurück; aber dieses Schaudern ist ehrlicher auf der Seite des Japanischen Reiches als auf der Gegenseite. Dort wird man zwar scheinbar noch vom Vermächtnis George Washingtons gelenkt und hält sich in der Mehrheit für friedliebend; sie mag es sein, ist aber leicht lenkbar durch Kräfte, deren zügellose Raffgier sich so wenig scheuen wird, die Sonnenaufgangsseite der alten Welt in Unheil zu stürzen, wie sie sich hindern ließ, das Abendland in Unheil zu stürzen, aus dem es mit ungeheuren Opfern einen Ausweg sucht.

Bei diesem Suchen haben sich die stärksten Ordnungsmächte der Sonnenuntergangsseite Eurasiens und seiner Sonnenaufgangsseite spät genug gefunden, und in allerletzter Stunde hat sich der Drehpunkt, das „Pivot" der Geschichte der größten Landmasse, auf ihre Seite, nicht auf die der Zerstörer gestellt.

So treten Europa und Asien in einer ernsten, verantwortungsschweren Weltstunde, in der es um Sein- oder Nichtsein von mindestens drei Großvölkern geht, vor die Altäre ihrer Vergangenheit und suchen sich Rat bei ihren Palladien, auf dem Weg der Götter, Ahnen und Helden, der in die Gegenwart und Zukunft ihrer Reiche führt. Dabei muß jeder den andern, den Mitkämpfer, den Schicksalsgefährten so sehen, wie er ist, nicht wie man ihn sich träumt, wie man ihn gerne haben möchte. Dabei frommt nur Wahrheit über das Urverhältnis von Macht und Erde, von Macht und Meer bei so weit auseinanderliegenden, so entgegengesetzten Lebensräumen, die sich im Grunde doch ergänzen müssen.

*

Als die letzten Zeilen dieses Buches durch die Presse liefen, enstand zu Berlin das Abwehrdreieck Berlin—Rom—Tokyo und enthüllte ihren tiefsten Sinn. Der Pakt, der am 27. September 1940 von Reichsaußenminister von Ribbentrop für Deutschland, von dem italienischen Außenminister Graf Ciano für Italien und von dem japanischen Botschafter in Berlin, Kurusu, für Japan unterzeichnet wurde, hat folgenden Wortlaut:

Die Regierungen von Deutschland, Italien und Japan sehen es als eine Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden an, daß jede Nation der Welt den ihr gebührenden Raum erhält. Sie haben deshalb beschlossen, bei ihren Bestrebungen im großostasiatischen Raum und in den europäischen Gebieten Seite an Seite zu stehen und zusammenzuarbeiten, wobei es ihr vornehmstes Ziel ist, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen und aufrechtzuerhalten, die geeignet ist, Gedeihen und Wohlfahrt der dortigen Völker zu fördern.

Es ist ferner der Wunsch der drei Regierungen, die Zusammenarbeit auf solche Nationen in anderen Teilen der Welt auszudehnen, die geneigt sind, ihren Bemühungen eine ähnliche

Richtung wie sie selbst zu geben, damit so ihre auf den Weltfrieden als Endziel gerichteten Bestrebungen verwirklicht werden können. Dementsprechend haben die Regierungen von Deutschland, Italien und Japan folgendes vereinbart:

Artikel 1

Japan anerkennt und respektiert die Führung Deutschlands und Italiens bei der Schaffung einer neuen Ordnung in Europa.

Artikel 2

Deutschland und Italien anerkennen und respektieren die Führung Japans bei der Schaffung einer neuen Ordnung im großostasiatischen Raum.

Artikel 3

Deutschland, Italien und Japan kommen überein, bei ihren Bemühungen auf der vorstehend angegebenen Grundlage zusammenzuarbeiten. Sie übernehmen ferner die Verpflichtung, sich mit allen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln gegenseitig zu unterstützen, falls einer der drei vertragschließenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist.

Artikel 4

Um den gegenwärtigen Pakt zur Durchführung zu bringen, werden unverzüglich gemeinsame technische Kommissionen zusammentreten, deren Mitglieder von den Regierungen Deutschlands, Italiens und Japans zu ernennen sind.

Artikel 5

Deutschland, Italien und Japan erklären, daß die vorstehenden Abmachungen in keiner Weise den politischen Status berühren, der gegenwärtig zwischen jedem der drei vertragschließenden Teile und Sowjet-Rußland besteht.

Artikel 6

Der gegenwärtige Pakt soll sofort mit der Unterzeichnung in Kraft treten und 10 Jahre, gerechnet vom Tage seines Inkrafttretens an, in Geltung bleiben.

Rechtzeitig vor dem Ablauf dieser Frist werden die Hohen vertragschließenden Teile, falls einer von ihnen darum ersucht, in Verhandlungen über seine Erneuerung eintreten.

Zu Urkund dessen haben die Unterzeichneten, von ihren Regierungen gehörig bevollmächtigt, diesen Pakt unterzeichnet und mit ihren Siegeln versehen.

Ausgefertigt in dreifacher Urschrift in Berlin am 27. September 1940 — im XVIII. Jahr der Faschistischen Ära — entsprechend dem 27. Tage des 9. Monats des 15. Jahres Syowa.

Wer sagt noch, daß Völker aus der Geschichte nichts lernen — seit der Wehrpakt zwischen Großdeutschland, Italiens Impero und Japans Ostasien Wirklichkeit geworden ist? Es hat ein Menschenalter gedauert, bis jedes von den drei Völkern seinen weltgeschichtlichen Ort in diesem Kraftfeld fand und begreifen lernte — den Männer wie Fürst Ito, Graf Goto, Admiral Kato, Tirpitz und andere viel früher erfaßten, ohne mit ihrer Einsicht durchzudringen. Im russischen Bereich hat es noch weniger Staatslenker gegeben, die begriffen, daß eine großzügig verstandene Eurasienpolitik keine Gefahr, sondern ein Vorteil auch für das breite Rußland werden könne, wenn es sich mit Deutschen und Japanern verständige: das waren Witte und Stalin — zwischen ihnen vielleicht Tschitscherin.

Großdeutschland, Italien und Japan: jedes für sich wohl Großmacht, aber bei aller örtlichen Stärke keine Weltmacht mit allgegenwärtiger Geltung, wurden

von den Großraumbesitzern, den Haves, wohl als Habenichtse verspottet. Sie besaßen aber Weltgeltung rings um die Alte Welt, auf allen drei Weltmeeren: auf dem Atlantik, Indischen Ozean und Pazifik von dem Augenblick an, wo sie sicher waren, sich aufeinander verlassen zu können, wo das Dreieck Berlin—Rom—Tokyo auf allen drei Grundlinien wehrhaft feststand. Hat nicht das Britenreich 1902 ein Beispiel gegeben, wie man durch einen Wehrpakt, der erst bei Einmischung Dritter seine volle Kraft entfaltet, solche Dritte von unbefugten Zugriffen abhält? Auch das ist ein Nebensinn des Wehrpakts, der nun schützend die wichtigsten, lebensnotwendigen Teile der Alten Welt umschließt, wie die 500-km-Schutzzone der amerikanischen Territorialgewässer die Neue Welt.

Denn der Wehrschutz des Großdeutschen Reiches geht heute vom Nordkap bis zur Bidassoa-Brücke, und es reicht dort einem befreundeten Spanien die Hand. Der Wehrschutz des italienischen Impero legt einen gewaltigen Stahlvorhang von den Seealpen bis zur Sahara durch das Mittelmeer und erstreckt sich im italienischen Ostafrika bis an Afrikas Ostkap am Indischen Ozean. Japan aber dichtet den Westpazifik von der Shinnangunto-Inselgruppe in Front von Singapore über Hainan—Formosa—Taiwan, seine Inselwolken, seinen Inselbogenstaat bis zu den Kurilen ab, wo die Aljutenkette der USA. von Alaska herüberschwingt. Das ist in großen Zügen ein Schutzrahmen, eine Vergatterung um die Alte Welt: die Verwirklichung eines der größten raumpolitischen Wehrgedanken.

Er hat sich nicht verwirklichen lassen zu einer Zeit, wo er dem Westen und dem Fernen Osten der Alten Welt viel Leid erspart hätte; denn die Einkreisung der Mittelmacht hat im Fernen Osten begonnen, wie sie im Osten zerriß. Aber spät ist nicht zu spät, und es liegt ein weltumspannender Auftrieb in dieser gemeinsamen Wehrtat dreier der ältesten Kulturmächte, die alle drei das Schicksal hoch überbauter Wirtschaft, drängender Volkszahl auf viel zu engem Lebensraum im Bann hielt. Aus diesem Bann haben sie sich gemeinsam befreit; es liegt jenes gewaltige Sittengesetz in ihrem Tun, das einst der große deutsche Raumforscher Friedrich Ratzel als den notwendigen Sieg großräumiger Gedanken über eng- und kleinräumige erkennen lehrte. Den Vorteil großräumigen Denkens und Handelns, so lange von anderen Weltmächten mißbraucht, haben ihnen die Mächte der Erneuerung endlich durch ihre Tatfreude und Verantwortungslust aus den Händen gewunden. Hinter ihnen stehen die verbundenen Raum- und Volkskräfte von mehr als 300 Millionen: aber von wissenden Millionen eines Willens, nicht — wie bei zusammengeklitterten Weltreichen wie dem britischen — mit drei Vierteln fremder, widerstrebender Einschlüsse. Den Kraftumschwung, den diese Wendung bedeuten mußte, hat zuerst die Sowjetunion erkannt und ihn klar in die eigene, nüchterne politische Rechnung eingestellt. Nun stehen die 130 Millionen der Vereinigten Staaten vor der Aufgabe, ihm Rechnung zu tragen, und vor der Entscheidung, ob sie dem Gesetz, nach dem sie angetreten, folgen und Washingtons Warnung vor „foreign entanglements" beherzigen wollen, oder sich in die Bahn des Abenteuers, des Zufalls fortreißen lassen. Für das Britenreich aber liegt in dieser Kräfteverschiebung eine letzte Mahnung, den Frieden zu suchen und darüber nachzudenken, wie lange es glaubt, die Goldfransen am „Bettelmantel Asien" festhalten zu können. Die größtmögliche Initiative der Alten Welt ist ihm heute aus den Händen gewunden!

Es hat nicht nur seit 1902, wo die Möglichkeit eines Zusammenschlusses zum ersten Male spruchreif wurde, sondern wieder von 1937 an, wo sie greifbar war, mancher Wandlungen der Geister bei den Achsenmächten Mitteleuropas und im Reich der aufgehenden Sonne bedurft, bis der Widerhall für den Gedanken eines Wehrdreiecks vom Nordkap bis Somalia, rechtlich bis zum Rovuma und Kaprivizipfel, von dort nach Tokyo und zurück über Europa und Asien oben staatsgemäß und unten volksweit genug war.

Klug gelenkte Widerstände stemmten sich ihm entgegen: in der großen britischen, französischen und US.-amerikanischen Weltpresse, in den kulturpolitischen Schöpfungen der USA. wie der „Pacific Union" und ihren Organen „Pacific Affairs", „Asia", „Amerasia" u. a. m., bei den „Shanghailändern" und innerhalb Japans in dem durch Geist und Stoff wirkenden Netz britischer Kulturpolitik. Erst im Sommer 1940 wurde das Nest der britischen Geheimorganisationen und des Nachrichtendienstes in Japan selbst ausgeräuchert; im August ereigneten sich rasch nacheinander die Auflösung der alten Parteien, als letzte der Minseito, die Nationalisierung der Rotary-Verbände, einer der stärksten Stützen fremden Einflußes, endlich der Zusammenschluß der regierenden Kräfte unter der Führung von Fürst Konoye gemäß einer Anordnung des Kaisers, nachdem in rascher Folge nicht nur Hiranuma, sondern auch Abe und Yonai: vaterländische Verbände, politische Generale und Admirale ihre Kräfte erfolglos verbraucht hatten.

Unendlich viel leichter war es für die beiden seit zwei Jahrtausenden im Zusammenwirken und Daseinskampf einander vertraut gewordenen Achsenmächte gewesen, mit großen Wehrpaktentschlüssen ihre Zukunftshoffnungen zusammenzulegen. Wieviel fremder, nur von wenigen in ihren Reihen gekannt, stand trotz vielen weltgeschichtlichen Gleichläufigkeiten die älteste, verjüngte der Kaisermächte — mit neuem Wehrkleide über einer uralten Seele — den weit entfernten Verbündeten auf Tod und Leben gegenüber. Hatte doch in Japan selbst (nicht nur in Großdeutschland oder Italien) mancher neben dem Waffenlärm der Chinawirren übersehen, daß See- und Luftstreitkräfte des Inselreichs auf mehr als 7000 km dem Landheer mit seiner 5000-km-Front den Rücken frei zu halten hatten und daß es all die Zeit nur „mit der linken Hand" kämpfte, die rechte aber vorsichtig und schlagfertig für andere, große mögliche Festlandsgegner bereit hielt.

Schon wer die Wehrleistung der einzelnen Dreiecksmächte in den letzten großen weltpolitischen Spannungen gerecht beurteilen will, muß also in Tausenden von Kilometern höchst gemischter Fronten und in Erdteilen denken lernen. Um wieviel mehr trifft diese Pflicht jeden, der — die Folgen eines Wehrabkommens wie des deutsch-italienisch-japanischen zusammenschauend — sich seine letzten Möglichkeiten vergegenwärtigen will.

Weltmachtschicksal nimmt weltweiten Flug. Wer vollends darin Führerverantwortung trägt, muß in diesem Schachspiel über Weltteile und Weltmeere ebenso dem blitzschnellen Zugriff — wir denken an Polen, Norwegen, Flandern — wie der unendlichen Geduld des Wartenkönnens, die Fernostvölkern gegenüber geboten ist, gewachsen sein. Von den Volksgenossen darf er aber billig fordern, daß sie mit allen Werkzeugen des Krieges und Friedens, vor allem immer mit guten Karten zur Hand, seinen Schachzügen folgen, das Spiel so verständnisvoll wie möglich zu überschauen trachten und im Geiste des Gesamtplans als gute Figuren bereitstehen, um zu ziehen und zu schlagen.

Unter den vielen kühnen Wendungen unseres Spiels ums Dasein als Großdeutsches Reich hat ganz gewiß die Eurasienpolitik mit Japan und der Sowjetunion die höchsten Anforderungen an Gefolgschaftstreue, Weltbild und Wendigkeit der Volksgenossen wie der Bundesgenossen gestellt; ein großartiger Schlußzug aber wie der des Wiederaufbaus des Dreiecks Berlin—Rom—Tokyo auf einer höheren Ebene, mit der nach außen gewandten Abwehrkraft zweier Weltteile, Asien und Europa, und einer beruhigten Festlandsmitte mag viele überzeugen, wie notwendig ein so kühnes, manchmal verwegenes Spiel gewesen ist. — Aber es zeigt auch, wie kulturpolitisches Vertrauenskapital, rechtzeitig angelegt und unentwegt erhalten, sich zuletzt auch in den Kraftfeldern der Macht und der Wirtschaft in Höchstleistungen umsetzt und Weltfernen durch das so geworbene Vertrauen zu überbrücken vermag. Am Entstehen solcher Vertrauensgrundlagen aber vermag jeder mitzuwirken; und der Kleinste und Schlichteste wirkt unter Umständen glückhaft am Werden von Bünden, die überlebte Ordnungen aus den Angeln heben und als feste Tore einen Friedensbau errichten helfen, den wir uns als Endziel für die Alte Welt erhoffen.

Inhaltsverzeichnis

21*

Dritter Teil

Das verjüngte Reich von heute

Vierter Teil

Einwölbung und Krönung; Zukunft des Reichsbaus

Bilderverzeichnis

Bei der Bildbeschaffung und Ausstattung waren in liebenswürdiger Weise behilflich:

Botschaftsrat Furuuchi von der Kaiserlich Japanischen Botschaft, Berlin (Bild gegenüber Seite 180, 220, 272, 276, 285, 289)

Korvettenkapitän Kasai beim Kaiserlich Japanischen Marineattaché, Berlin (Entwurf der Schriftzeichen an den Kapitelanfängen und der Kaiserhymne gegenüber Seite 229)

Otto Schäfer, Osaka (Bild gegenüber Seite 101, 109, 113, 156, 157, 161, 177, 253, 301)

Kartenverzeichnis

Es wurden zur Verfügung gestellt:

vom Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg: Nr. 26, 44, 48, 49, 50, 53, 58, 60, 61, 64 aus Haushofer „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", Nr. 33 aus der zweiten Auflage 1927 — Nr. 43, 67 aus Haushofer „Grenzen" — Nr. 56 aus „Zeitschrift für Geopolitik";
vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig: Nr. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 19, 22, 24, 42, 52 aus Haushofer „Japan und die Japaner" — Nr. 59 aus „Macht und Erde" I, Nr. 32, 57, 73 aus „Macht und Erde" II, Nr. 55 aus „Macht und Erde" III;
vom Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin: Nr. 2, 12, 20 aus Haushofer „Alt-Japan";
vom Verlag Justus Perthes, Gotha: Nr. 63;
von Walter Zuerl, München: Nr. 34 (ergänzt).

Ferner wurden entnommen:

Nr. 25, 54 aus Haushofer „Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans" — Nr. 30 aus Haushofer „Mutsuhito, Kaiser von Japan" — Nr. 18 aus J. J. Rein „Der Nakasendo in Japan", Ergänzungsheft Nr. 59 aus Petermanns Mitteilungen, Gotha 1880 (Justus Perthes) — Nr. 39 aus „Münchner Neueste Nachrichten" Nr. 278/1939 — Nr. 40 aus „Militär-Wochenblatt" Heft 10/1939 (E. S. Mittler & Sohn) — Nr. 75 aus „Berlin—Rom—Tokio" Heft 1/1939 (Steiniger-Verlage) — Nr. 45 aus „Mandschuria-Year-Book" — Nr. 38 aus „Japan Times Weekly" u. „For Eastern Review".